

Ein misslungener innerdeutscher Dialog: biografische Brüche ostdeutscher älterer Frauen in der Nachwendezeit

Steinert, Erika; Müller, Hermann

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Centaurus-Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steinert, E., & Müller, H. (2007). *Ein misslungener innerdeutscher Dialog: biografische Brüche ostdeutscher älterer Frauen in der Nachwendezeit*. (Soziologische Studien, 28). Herbolzheim: Centaurus-Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-212928>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Erika Steinert / Hermann Müller

Ein misslungener innerdeutscher Dialog

Soziologische Studien

Band 28

Ein misslungener innerdeutscher Dialog

Biografische Brüche ostdeutscher
älterer Frauen in der Nachwendezeit

Erika Steinert / Hermann Müller



Centaurus Verlag
Herbolzheim 2007

Die Autoren:

Erika Steinert, geb. 1950, Prof. Dr. phil., ist Professorin für Sozialarbeitswissenschaft am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Zittau/Görlitz (FH), Leiterin des Arbeitskreises Sozialarbeitsforschung der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit und Sprecherin der Fachsektion Gesundheit und Soziale Probleme des Akademischen Koordinierungszentrums in der Euroregion Neisse (ACC). Arbeitsschwerpunkte: Genderforschung, Internationale Sozialarbeit, Altersforschung; Veröffentlichung einer Vielzahl von Publikationen.

Hermann Müller, geb. 1951, Diplom-Soziologe, Dr. rer. pol., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Medizintheorie und Komplementärmedizin der Medizinischen Fakultät der Universität Witten-Herdecke. Veröffentlichung einer Vielzahl von Publikationen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:
Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8255-0418-2

ISSN 0937-664X

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© CENTAURUS Verlags-GmbH. & Co. KG, Herbolzheim 2007

Satz: Vorlage der Autoren

Umschlaggestaltung: Jasmin Morgenthaler

Umschlagabbildung: photocase.com

Druck: primotec-printware, Herbolzheim

Inhaltsverzeichnis

0	Einleitung	9
1	Ergebnisse	12
2	DDR, Wende und Nachwendezeit aus der Sicht älterer Frauen.....	15
2.1	Einstellungen und Meinungen zum DDR-System	15
2.1.1	„Weil wir eigentlich immer für die Bevölkerung da war’n“ – der Typus der „Ahnungslosen“	17
2.1.2	„Hab’ aber seit siebenundvierzig Ärger mit der ‚Firma‘ gehabt“ – der Typus der „Rebellin“	18
2.1.3	„Wir haben das nicht so empfunden“ – der Typus der „Zufriedenen“	19
2.1.4	„So konnte es nicht weitergehen“ – der Typus der „Kritisch-Angepassten“	21
2.1.5	„Mein Mann und ich waren keine Genossen“ – der Typus der „Distanzierten“	22
2.1.6	„Weil ich im Prinzip keen aktiv politischer Mensch bin“ – der Typus der „Unpolitischen“	23
2.1.7	Zusammenfassung und Diskussion.....	24
2.2	Das Erleben der „Wende“	25
2.2.1	Mit Begeisterung, Hoffnung und Engagement in die Wende	26
2.2.2	Mit Angst und Sorge in die Wende.....	28
2.2.3	Mit gemischten Gefühlen in die Wende	29
2.2.4	Pragmatisch in die Wende	30
2.2.5	Zusammenfassung und Interpretation.....	31
2.3	Das Erleben der Systemtransformation.....	32
2.3.1	„Warum hat man uns alles hier kaputt gemacht?“ – Kolonialisierung und „das harte Gesetz des Kapitalismus“	34
2.3.2	„Erinnert Euch doch mal, wie’s vor zehn Jahren hier war!“ – Die Verbesserungsthese	37
2.3.3	Positives und Negatives nebeneinander	38
2.3.4	„Die Jugend hat keine Chance und verlernt das Arbeiten“ – Reaktionen auf Arbeitslosigkeit.....	39
2.3.5	„Das Denken mussten wir erst lernen!“ – Probleme mit der Anpassung.....	41
2.3.6	Persönliche Betroffenheit.....	42
2.3.6.1	„Und nach der Wende war man plötzlich nischt mehr“	42
2.3.6.2	Die soziale Kontrolle funktioniert nicht mehr	43
2.3.6.3	„Ich kann se nich’ im Dreck sitzen lassen“	44
2.3.6.4	Systemtransformation als Familienkrise. Die Transformation bringt Angst, Depression, Krankheit und soziale Isolation.....	45
2.3.7	Veränderungen in den sozialen Beziehungen nach der Wende	48
2.3.7.1	Diskriminierung wegen politischer Vergangenheit.....	48
2.3.7.2	Das Phänomen „Wendehals“	48
2.3.7.3	Mehr Distanz, mehr Anonymität	49
2.3.8	Abschließende Diskussion	51
3	Erwerbsbiografien älterer Frauen in Ostsachsen während der Systemtransformation.....	51
3.1	Die Wende als berufliche Chance.....	52
3.2	Beruflicher Bestandserhalt nach der Wende	54
3.3	Krisenhafter Verlauf der Erwerbsbiografie nach der Wende	55
3.3.1	Die „Leistungsgeminderte“	56
3.3.2	Die „Abgeschobene“	57
3.3.3	Gescheitert – keine bäuerliche Revitalisierung.....	59
3.3.4	Diskussion der Daten	60

3.4	Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen.....	62
3.4.1	Vorbemerkung	62
3.4.2	Die „objektive“ Seite der Arbeitslosigkeit.....	63
3.4.3	Typen älterer arbeitsloser Frauen.....	65
3.4.3.1	Gewollt arbeitslos	65
3.4.3.2	Wegen Krankheit arbeitslos.....	66
3.4.3.3	Ungewollt arbeitslos – enttäuscht und resigniert	67
3.4.3.4	Diskussion der Daten	69
3.4.4	„Abgestempelt, in die Ecke gestellt“ – Psychische Reaktionen auf Arbeitslosigkeit ..	69
3.4.5	„Und geh wieder mit Angst aufs Arbeitsamt“ – Kommunikation mit dem Arbeitsamt	71
3.4.6	Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen	72
3.4.7	Diskussion der Daten	74
4	Alltag, Familie und soziale Beziehungen der Rentnerinnen.....	75
4.1	Zur Partnerbeziehung der Rentnerinnen	75
4.1.1	Zur Aufteilung der Hausarbeit	76
4.1.2	Das Gemeinsame und das Individuelle	77
4.1.3	Gemeinsame und getrennte Reisen	79
4.1.4	Die Beziehung aus subjektiver Sicht	80
4.1.5	Diskussion der Daten	81
4.2	Zu den Kindern und Enkeln der Rentnerinnen	81
4.2.1	Der Kommunikationsrahmen	83
4.2.2	Emotionale Teilhabe am Leben der Kinder und Enkel	85
4.2.3	Soziale Unterstützung für Kinder und Enkel	86
4.2.4	Soziale Unterstützung durch Kinder und Enkel	90
4.3	Alltag, Aktivitäten und soziale Beziehungen der Rentnerinnen	92
4.3.1	Einleitung.....	92
4.3.2	Zur Strukturierung von Zeit.....	93
4.3.3	Rahmenbedingungen für die Gestaltung von Zeit	95
4.3.4	Aktivitäts- und Beziehungsmuster	97
4.3.4.1	Bürgerschaftlich engagiert	98
4.3.4.2	Aktiv, reiselustig und kontaktfreudig.....	100
4.3.4.3	Auf die Familie bezogen	102
4.3.4.4	Sozial zurückgezogen	103
4.3.4.5	Suchend	104
4.3.5	Zusammenfassung und Diskussion.....	107
5	Krankheit, Pflegebedürftigkeit und der Tod von Eltern, Schwiegereltern und Ehemännern	109
5.1	Vorbemerkung	109
5.2	Zur Pflege durch Familienangehörige in Deutschland.....	110
5.3	Zur biografischen Situation und Entwicklung der pflegenden Frauen.....	111
5.4	Erwartungen und Motivationen im Zusammenhang mit Pflege	115
5.5	Sich um ältere Familienangehörige kümmern	116
5.6	Die Mutter im Altenheim.....	118
5.7	Zusammenfassung und Diskussion.....	119
5.8	Schwere Krankheiten, Krankheitsverläufe und der Tod von Ehemännern	120
5.8.1	Vorbemerkung	120
5.8.2	Krankheitsverlauf Familie Baumeister	120
5.8.3	Krankheitsverlauf Familie Mainert.....	123
5.8.4	Diskussion der beiden Verläufe	124
5.8.5	Der plötzliche Herzinfarkt – Familie Hauser	124
5.8.6	Nicht tödlich verlaufende Krankheiten	126

6	Zur materiellen Situation der Rentnerinnen	128
6.1	Die soziale Situation lediger, geschiedener und verwitweter Rentnerinnen	130
6.1.1	Verwitwete Rentnerinnen	132
6.1.2	Geschiedene Rentnerinnen.....	136
6.1.3	Ledige Rentnerinnen.....	137
6.1.4	Diskussion.....	137
6.2	Zum Lebensstandard der Rentnerinnen	138
6.2.1	Vorbemerkung	138
6.2.2	Lebensstandard der Witwen.....	139
6.2.3	Lebensstandard lediger und geschiedener Rentnerinnen	140
6.2.4	Lebensstandard verheirateter Rentnerinnen.....	140
6.2.5	Diskussion der Daten	141
6.2.6	Lebensstandard der Rentnerinnen aus subjektiver Perspektive	142
6.2.7	Zusammenfassung und Diskussion.....	145
6.3	Wohnen als ältere Frau	145
6.3.1	Vorbemerkung	145
6.3.2	Die Neueigentümerinnen	147
6.3.3	Die Alteigentümerinnen.....	149
6.3.4	Die Mieterinnen.....	150
6.3.4.1	Umzüge nach der Wende	151
6.3.4.2	Keine Umzüge nach der Wende	153
6.3.4.3	Diskussion der Daten	154
6.3.5	Zur Wohnunggebung in der im äußersten Osten gelegenen untersuchten Region	154
7	Zur Rekonstruktion sozialer Milieus.....	156
7.1	Einleitung.....	156
7.2	Versuch der Zuordnung zur „Hypothetischen Landkarte“ sozialer Milieus in Ostdeutschland.....	158
7.3	Soziale Milieus älterer Frauen	162
7.3.1	Sozialer Aufstieg aus der Arbeiterschaft oder der unteren Mittelschicht.....	162
7.3.2	Sozialer Aufstieg mit Distanzierung zum DDR-System.....	166
7.3.3	Deklasierte aus dem bildungsbürgerlichen Milieu	166
7.3.4	Deklasierte aus Bauern- und Handwerkerfamilien.....	168
7.3.5	Sozial abweichende Fälle.....	172
7.3.6	Kontinuität innerhalb der Arbeiterschaft oder der Schicht kleinerer Angestellter	173
7.3.7	Diskussion.....	174
7.3.8	„Weil ich von jeher nicht so materiell orientiert war“ – Zur „Bescheidenheitsethik“	177
8	Zusammenfassung und abschließende Diskussion.....	177
8.1	Ausgewählte Forschungsergebnisse im Kontext der Fachdiskussion	177
8.2	Anwendungsbezogene Überlegungen.....	184
9	Literatur	188
	Anhang	195
1	Fallstudien und Kurzporträts	195
1.1	„Ausgegrenzt“	197
1.2	„Erfolgreich-Chancen-Nutzend“	205
1.3	„Leistungsgemindert“	214
1.4	„Politisch ahnungslos und ausgegrenzt“	220
1.5	„Zufrieden“	223
1.6	Mehrfach betroffen	226

2	Forschungsdesign.....	229
2.1	Forschungsansatz und Forschungsziele	229
2.2	Die Erhebungsinstrumente und Durchführung der Erhebung.....	233
2.2.1	Auswahl der Befragten	236
2.2.2	Zur Durchführung der Erhebung	236
2.3	Datenaufbereitung, Datenüberprüfung und Auswertung der Interviews	235
2.3.1	Qualitativer Ansatz zur Untersuchung sozialer Identitäten.....	235
2.3.2	Datenmaterial und Wirklichkeitsebenen.....	235
2.3.3	Rahmenbedingungen der Studie und Auswertungsverfahren	236
2.3.4	Versuch einer Milieurekonstruktion	238
2.4	Die Stichprobe und regionale Besonderheiten	238
2.5	Die Stichprobe im Überblick	241
2.5.1	Zur Altersgruppe der 55- bis 60-Jährigen	245
2.5.2	Zur Altersgruppe der 61- bis 70-Jährigen	249
2.5.3	Zur Altersgruppe der 71-Jährigen und Älteren	250
2.5.4	Diskussion der Daten.....	251
2.5.5	Krankheit und Gesundheit	252
3	Theoretischer Hintergrund.....	252
3.1	Sozialgerontologische Ansätze	252
3.2	Altern vor dem Hintergrund der Systemtransformation in Ostdeutschland	254
3.2.1	Systemtransformation und Generationslage	254
3.2.2	Alltag und Lebenslage	256
3.2.3	Lebenszyklen von Frauen in der DDR.....	258
3.3	Zur Bevölkerungsentwicklung in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer.....	260
3.4	Bürgerschaftliches Engagement, Selbstinitiativen, Bildung für ältere Menschen	264
3.4.1	Förderung bürgerschaftlichen Engagements.....	264
3.4.2	Selbsthilfegruppen und Selbstinitiativgruppen	265
3.4.3	Bildung für ältere Menschen.....	267

0 **Einleitung**

Vor mehr als fünfzehn Jahren brach das gesellschaftliche System der DDR zusammen. Danach folgte eine grundlegende politische und wirtschaftliche Umgestaltung der Gesellschaft – Prozesse, in denen sich Biografien und Lebenswelten von Menschen in beträchtlichem Maße veränderten. Wertvorstellungen, Konsumgewohnheiten, Wohn- und Arbeitsverhältnisse, Berufsbiografien, institutionelle Rahmenbedingungen befinden sich noch immer im Wandel. Durch die Abwanderung jüngerer Menschen sowie den starken Geburtenrückgang Anfang der 90er Jahre stellt sich die ostdeutsche Gesellschaft als eine alternde Gesellschaft dar.

Mit der vorliegenden¹ Studie wird untersucht, wie mit der Systemtransformation soziale Identität verändert wurde. Fokussiert wird eine bestimmte Bevölkerungsgruppe: ältere und alte Frauen. Diese Frauen waren zum Zeitpunkt der Erhebung von Ende 2001 bis Anfang 2002 älter als 55 Jahre und befanden sich zur Zeit der Wende in einer Situation, in der eine berufliche Veränderung und Anpassung an das neue System nicht mehr leicht fiel.

Frauen lebten in der DDR in mancherlei Hinsicht anders als ihre Geschlechtsgenossinnen in Westdeutschland, dies gilt insbesondere für ihre soziale Situation und ihre Erwerbsbiografien. Die Frauen-Erwerbsquote war in der DDR sehr hoch; die Berufstätigkeit war selten von einer jahrelangen Erziehungspause unterbrochen. Viele ostdeutsche Frauen gingen zwar mit 60 Jahren in Rente, arbeiteten jedoch weiter und verdienten zu der meist nicht üppigen Rente etwas dazu.

Der Zusammenbruch der DDR veränderte die Lage der ostdeutschen Frauen schlagartig. Arbeitslosigkeit, Umschulungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Vorruhestandsregelungen prägten und prägen seither die Erwerbssituation vieler älterer Frauen. Die, die ihren Arbeitsplatz nicht verloren, konnten sich seiner nicht sicher sein; Angst aufgrund der ungewohnten Konkurrenz auf dem eng gewordenen Arbeitsmarkt griff um sich. Soziale Ungleichheit verstärkt sich vor allem dann, wenn Langzeitarbeitslosigkeit auftritt. Vor diesem Hintergrund gilt das besondere Forschungsinteresse jener Gruppe von Frauen, die im Jahr 2001 zwischen 55 und 70 Jahre alt waren. Als Vergleichsgruppe wurden die über 71-Jährigen, die sich 1990 bereits im Ruhestand befanden, untersucht.

Im sozialen Prozess des Alterns spielen außer der Erwerbsarbeit und Verrentung eine Reihe weiterer Themen eine Rolle wie der Tod des Ehepartners, Wohnen, Reisen, das Verhältnis zu den Kindern und Enkeln, die Beziehungen außerhalb der Familie, Ehrenämter und Freizeitaktivitäten. Auch in diese Bereiche hat die Systemtransformation hineingewirkt. Folglich werden diese Faktoren in der empirischen Untersuchung zu der Veränderung der sozialen Identität im Prozess des Alterns und der Systemtransformation berücksichtigt.

Das Untersuchungsthema steht im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung. Altern ist ein geschlechtsspezifischer Prozess. Frauen verrichten den Großteil der Hausarbeit, übernehmen häufiger die Pflege von Angehörigen, sind im höheren Alter häufig allein stehend. Subjektive Verarbeitungsformen der Systemtransformation und ihrer Folgen sind, so die Annahme, geschlechtsspezifisch geprägt. Frauenerwerbslosigkeit kann als ein Zurück-

¹ aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) finanzierten

drängen in die traditionelle Frauenrolle empfunden werden. Aber Frauen können auch der Erwerbslosigkeit in der Regel besser begegnen als Männer, da die Haus- und Familienarbeit für sie mit einer eigenen Identitätsbildung einhergeht.

Mit der Studie wird das Anliegen verfolgt, das historisch einzigartige Ereignis des Zusammenschlusses zweier extrem unterschiedlich verfasster Gesellschaften aus individueller Perspektive, gleichzeitig aber auch aus Sicht dreier Alterskohorten nachzuzeichnen, die am Aufbau der zusammengebrochenen Gesellschaft beteiligt waren: Frauen der Jahrgänge 55 plus; sie mussten nun die im Zeitraffer auf wenige Jahre komprimierten gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse erfahren, die im Westen Deutschlands jahrzehntelang adaptiert werden konnten. Mittels Fallvergleichen und mit „Originalton“ unterlegt wird ein vielfältiges „Material“ analysiert und verdichtet: Haltungen zum DDR-System, zur Wende und Nachwendezeit, Probleme, die Transformationsprozesse individuell und alltagsweltlich spürbar werden lassen, werden herausgearbeitet; differenzierte Zeitzeugnisse entstehen. Eine zentrale Frage ist, wie die befragten Frauen meinen, sich angesichts dieser tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen selbst verändert zu haben und welche Rolle dabei das Älterwerden für sie spielt. Wie verändert sich soziale Identität angesichts radikaler Transformation, wie wirkt sich letztere dabei auf Alternsprozesse aus?

Die Relevanz des Themas ergibt sich aus der demografischen Entwicklung, die weltweit zu beobachten ist: Die Bevölkerung altert schneller als je zuvor. Die Zahl alter Menschen – nach WHO-Definition zählen dazu alle über 60-Jährigen – ist in den letzten Jahren sowohl absolut als auch relativ gestiegen. In Deutschland beträgt der Anteil der über 60-Jährigen gegenwärtig rund 20%, das entspricht einem Fünftel der Bevölkerung. Bis 2010 wird sich ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung auf 26% erhöht haben. Gründe für diese demographische Entwicklung sind in der geringeren Sterblichkeit sowie den geringeren Geburtenraten zu sehen.

Angesichts dieser Zahlen wird die Gruppe der alten Menschen mit ihren spezifischen Bedürfnissen, Interessen und Problemlagen stärker von Wissenschaft, Politik und Sozialer Arbeit wahrgenommen.

Unsere spezifisch auf die Situation älterer Frauen bezogene Untersuchung wird dem mit steigendem Alter wachsenden Frauenüberschuss gerecht. Die Erhebung konzentriert sich auf die Grenzregion zu Polen und Tschechien, da hier einige Charakteristika der Situation älterer Frauen im Osten Deutschlands besonders deutlich werden. Dazu gehört beispielsweise die starke Abwanderung junger Menschen in den Westen Deutschlands und die damit verbundene Überalterung des Ostens. Weiterhin besteht hier mit über 20% die höchste Arbeitslosenquote Deutschlands. Insbesondere ältere Frauen sind davon betroffen.

Welche Relevanz kommt den Untersuchungsbefunden zu? Die Studie kann dazu beitragen, die Praxis Sozialer Arbeit mit älteren Menschen zu fundieren und bietet Anregungen für innovative Ansätze. Mit Selbsthilfeinitiativen, bürgerschaftlichem Engagement verbinden sich wirksame Möglichkeiten der Integration von Menschen, die durch Arbeitslosigkeit, gesundheitliche Beeinträchtigungen oder anderen Gründen ausgeschlossen sind. Angesichts von Exkludierungs- und Deklassierungsprozessen ist Partizipation der davon Betroffenen erforderlich, um sie gesellschaftlich zu integrieren. Gefordert sind hier Wohlfahrtsverbände, Kommunen und Vereine, aktiv ein beteiligungsfreundliches Klima zu etablieren.

Praxisrelevant ist nicht zuletzt der Befund, dass die innerdeutsche Vereinigung in manchen Milieus gescheitert ist. Ein Kolonialisierungsvorwurf wird erhoben, das „harte Gesetz des Kapitalismus“ kritisiert, unabhängig davon, ob man selbst zu den „Gewinnerinnen“ oder „Verliererinnen“ der Wende zählt. Dass so ungeschminkt zur Sache geredet wurde, ist sicher der Tatsache geschuldet, dass die Interviewerinnen selbst ausschließlich Ostdeutsche waren.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung können im ersten Kapitel in komprimierter Form nachgelesen werden, während die empirische Studie selbst in den Kapiteln 2 bis 7 Darstellung findet. In Kapitel 8 werden zentrale Ergebnisse in den Kontext der Fachdiskussion gestellt und anwendungsbezogene Überlegungen formuliert.

Der besseren Lesbarkeit wegen befinden sich die theoriebezogenen Kapitel im Anhang. Dort sind auch Fallstudien untergebracht (Kapitel 1 des Anhangs), mit denen die „Gestalt“ einzelner ausgewählter Interviews besser gewahrt werden kann, als es auswertungstechnisch bei einer Vielzahl von Interviews möglich ist, die – nicht zuletzt aus zeitlichen Gründen – nach den Prinzipien des minimalen und maximalen Kontrasts sowie der zusammenfassenden Inhaltsanalyse nach einzelnen Kategorien ausgewertet und in den Kapiteln 2 bis 7 dargestellt wurden. Das Forschungsdesign kann im Anhang, Kapitel 2, nachgelesen werden. Nach Ausführungen zu Design und Methode wird die Stichprobe im Überblick beschrieben und anhand statistischer Daten vorgestellt. Eine Entwicklung zu mehr sozialer Ungleichheit ist in der Gruppe der jüngsten älteren Frauen feststellbar. Dennoch ist es keinesfalls so, dass alle Frauen gleichermaßen von der negativen wirtschaftlichen Entwicklung in den neuen Bundesländern und der Region betroffen sind, wie ein Vergleich der Haushaltseinkommen verdeutlicht. Einige Frauen profitieren von der Systemtransformation und verfügen über ein mittleres bis höheres Haushaltseinkommen. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn beide Ehepartner erwerbstätig sind oder wenn die Arbeitslosigkeit der Frau durch das höhere Einkommen des Mannes kompensiert wird. Andere Frauen leben von einem Einkommen, das nur wenig über dem Sozialhilfeniveau liegt. In der Diskussion um die politische und soziale Entwicklung der neuen Bundesländer müsste dieser Trend zu mehr sozialer Ungleichheit stärker diskutiert werden.

Theorierelevante sozialgerontologische Aussagen befinden sich in Kapitel 3 des Anhangs. Biografische Entwicklung bezogen auf die neuen Bundesländer ist ein weiteres in diesem Kapitel bearbeitetes Thema. Schließlich wird ein Bezug zur Praxis Sozialer Arbeit hergestellt, indem Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement sowie Bildung sowohl für ältere Menschen wie auch von ihnen selbst ausgeführt als Möglichkeiten der Integration und Vergesellschaftung erörtert werden.

Wir danken abschließend herzlich den Frauen, die sich uns für ein Interview zur Verfügung stellten und uns bereitwillig Einblick in ihr Leben gaben. Unser Dank gilt auch der studentischen Arbeitsgruppe, bestehend aus Janina Haas, Antje Küchler, Dörte Börner, deren Erhebungs- und Auswertungsarbeiten in die Studie eingeflossen sind, sowie den Hilfskräften, die bei der Erstellung des Buchmanuskripts behilflich waren. Nicht zuletzt sei Andrea Rook gedankt, die als Forschungsmitarbeiterin wesentlich zum Erfolg des Projekts beitrug.

1 Ergebnisse

Wie wirkt sich die Systemtransformation in den neuen Bundesländern auf die biographische Entwicklung und Lebenssituation älterer und alter Frauen aus? Diese erkenntnisleitende Fragestellung soll Aufschluss darüber geben, (1) wie die mit der Transformation einhergehenden Veränderungen erlebt und bewältigt werden, (2) welche Bedeutung dem Altern, insbesondere bei dem Übergang ins Rentenalter, beigemessen wird und (3) ob es Zusammenhänge in der Bewältigung von Alter/Altern und der Bewältigung der Systemtransformation gibt.

Mit der Studie werden erstmals diese Fragen gestellt. Untersuchungen zu Fragen des Alterns, zur Situation älterer Frauen und zu biographischen Veränderungen, die durch die Systemtransformation hervorgerufen werden, liegen zwar vor, eine Studie, die aus unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlichen Methoden die Identität älterer Frauen aus den neuen Bundesländern und deren Veränderung durch die Systemtransformation untersuchte, gab es zuvor nicht. Insofern wird hiermit eine Forschungslücke geschlossen.

Theoretisch handelt es sich um eine sozialarbeitswissenschaftliche Zusammenführung soziologischer und sozialpsychologischer Aspekte; dabei wird ein Beitrag zur Soziologie des Alltags, zur Milieuanalyse sowie zur interaktiven Konstruktion sozialer Identitäten geliefert. Es handelt sich ebenfalls um einen Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. In dieser wurde bisher die Situation älterer Frauen in den neuen Bundesländern nicht hinreichend berücksichtigt. Eine konstruktivistische Perspektive, die auf Bewertungen von Außen oder psychologische Aussagen verzichtet, wird dabei als bedeutsam erachtet. Da die Untersuchungsgruppe auch unter praxisbezogenen Aspekten analysiert wurde, ist die Studie der Sozialarbeitsforschung zuzurechnen².

Wie wirkt sich die Systemtransformation in den neuen Bundesländern auf die biographische Entwicklung und Lebenssituation älterer und alter Frauen aus?

Kaum jemand wünscht sich das alte System zurück. Viele Veränderungen wie etwa die Verbesserung der Wohn- und Versorgungslage, die Reisefreiheit wurden freudig begrüßt. Während aber die Rentnerinnen mit ihrer materiellen Situation zufrieden und die „Gewinnerinnen“ der Wende sind, stellt sich die Situation für manche der jüngsten älteren Frauen (55 plus) als äußerst belastend dar. Sie sind die „Verliererinnen“ der Wende.

Diese Situation ist Ausdruck des Strukturwandels des Alterns, der parallel zum Prozess der Systemtransformation stattgefunden hat und in den neuen Bundesländern spezifische Charakteristika aufweist. Erwerbsbiografien, in denen sich bis zum Rentenalter Zeiten der Arbeitslosigkeit, Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen abwechseln, sind in sehr viel größerem Maße als im Westen gegeben. Soziale Differenzierung und Ungleichheit hat sich ebenfalls schärfer als im Westen entwickelt, da der Strukturwandel sich unterschiedlich auswirkt: Reguläre Berentung oder evtl. eine noch relativ günstige Altersteilzeit wahrnehmen, Arbeitslosigkeit kurz vor der Rente freiwillig in Kauf nehmen, diese Möglichkeiten sind der mittleren Altersgruppe – 60 plus –, die zurzeit der Wende am Ende des Erwerbslebens stand. Der Strukturwandel des Alters wird insbesondere bei der jüngsten Gruppe älterer Frauen – 55 plus – in ihren materiellen Problemen und Existenzkämpfen deutlich,

2 Zur Frage, was Sozialarbeitsforschung ausmacht, vgl. Steinert 1998; 2000

während Gruppe 3, die „alten“ Alten, durch eine vergleichsweise gute Rente von der „Wende“ profitieren konnten. Die Gruppe 60+ befindet sich zwischen diesen beiden Polen.

Wie erleben und bewältigen ältere Frauen in der Grenzregion die Veränderungen, die sich mit der Systemtransformation ergeben? Wie äußern sie sich über ihre Lebenszeit in der DDR? Gibt es einen Zusammenhang in der Beurteilung von Früher und Heute? Gibt es Zusammenhänge der Art, dass im neuen System Erfolgreiche eher DDR-Kritikerinnen sind und umgekehrt, dass jene, die vor allem die Schattenseiten des neuen Systems erleiden, die Vergangenheit verteidigen? War es die politische Haltung, die mit für Ankommen bzw. Nichtankommen nach der politischen Wende entscheidend war? Oder ist es vielmehr umgekehrt, dass das Erreichte retrospektiv die Sicht auf Früher färbt? Solche Fragen können nicht entschieden werden. Vorsichtig generalisiert können jedoch folgende Zusammenhänge formuliert werden:

- Frauen, die sich mit dem neuen System subjektiv arrangieren konnten – sei es durch berufliche Kontinuität oder beruflichen Aufstieg, den neuen Status einer Selbstständigen, weil Berentung und der Status als Rentnerin Sicherheit verleiht, nach einem psychischen Zusammenbruch Fragen der Sinnstiftung bearbeitet, der Alltag einer Arbeitslosen ausgefüllt wird, existenzielle Entscheidungen getroffen wurden und mit diesen gelebt wird – äußern sich eher kritisch über die Zeit der DDR (s. beispielsweise Kap. 3.2.)
- Frauen, die unfreiwillig arbeitslos und leistungsbereit oder durch Krankheit und Behinderung leistungsgemindert sind, Alleinerziehende, die durch harte Existenzkämpfe bereits in der DDR gefordert waren und nach der Wende körperlich und psychisch am Ende sind, die sich nun von der Gesellschaft „abgeschrieben“ fühlen, die erleben, dass sie „Nichts“ sind, beschreiben die Vergangenheit eher positiv (vgl. 3.3, 3.4).
- Die Nachwendezeit wird von manchen mit Angst, Depression, Krankheit und sozialer Isolation verbunden.
- Ein generalisierter „arroganter Wessi“ scheint eine Projektionsfläche für legitimatorische Argumentationen in Bezug auf die DDR („haben das nicht so empfunden ...“) zu bieten, womit eine biographische und historische Auseinandersetzung mit der DDR von denjenigen, die sich mit ihr weitgehend identifizieren, umgangen zu können scheint. Damit kann auch das empfundene kränkende Stigma des Ossi, der es zu nichts gebracht hat, „bewältigt“ werden (2.3).
- Unabhängig von der eigenen Situation und über alle Altersgruppen hinweg werden ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen der Systemtransformation von allen sehr kritisch gesehen. Kolonialisierung, anhaltende wirtschaftliche Depression, das „harte Gesetz des Kapitalismus“, die Zerstörung der Region sind dabei zentrale Themen. Diese generelle Kritik eint und scheint Grundlage einer Solidarisierung Ostdeutscher gegenüber Westdeutschen zu sein.

Welche Bedeutung wird dem Altern, insbesondere bei dem Übergang ins Rentenalter, beigemessen?

Alter an sich war kein relevantes Thema für die Befragten. In der Zeit der DDR gab es auch keine mit dem Westen vergleichbare Altersphase, trotz Rente arbeitete man bis ins hohe Alter und blieb aktiv. Niemand schätzt sich pauschal als „alt“ ein. Eher werden Befürchtungen angesprochen, dass Alter sich mit Krankheit verbinden könnte. Ängste werden geäußert, beispielsweise, ob der Partner sich auch als zuverlässig erweisen wird, sollte man einmal auf seine Pflege angewiesen sein, ob man die Schwiegermutter noch wird pflegen, im

Winter ohne zu fallen auf die Straße wird gehen können u. a. Zusammengefasst heißt dies, Altern wird nicht abstrakt erlebt, sondern in Bezug auf konkrete Lebensaufgaben und Probleme der zweiten Lebenshälfte.

Wie die Entberuflichung erlebt wird, ist abhängig von der Form, in der diese geschieht. Wer regulär oder über Altersteilzeit berentet wird, erlebt dieses Ereignis nach einer Anpassungsphase primär positiv. Rentnerin zu sein ist ein erstrebenswerter Sozialstatus, den manche arbeitslose ältere Frau herbeisehnt; der sechzigste Geburtstag ist insofern ein freudig begrüßtes Datum. Die Jüngeren sind materiell und sozial meist schlechter gestellt. Unproblematisch ist auch, wenn Arbeitslosigkeit kurz vor dem Rentenalter als eine Art Vorruhestand erlebt wird. Krisenhaft dagegen ist die Entberuflichung über Arbeitslosigkeit, unterbrochen vielleicht durch Umschulungen, Weiterbildungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. In diesem Zusammenhang ist das Stigma „ältere Arbeiterin“ oder „ältere Angestellte“ spürbar, da Ältere kaum noch Zugang zum Arbeitsmarkt haben.

Gibt es Zusammenhänge in der Bewältigung von Alter und Altern einerseits und der Bewältigung der Systemtransformation andererseits?

Über die drei Alterskohorten hinweg gibt es einen Einfluss kollektiver Identität: Im Alter ist es wichtig, auf eine positive Lebensleistung zurückzublicken. Dies gilt für die eigene Person; aber auch die Kinder und Enkel sollten es zu „etwas gebracht“ haben. Das Stigma des „Ossi“, der eben nichts „gebracht“ hat, wird zweifellos als eine Kränkung im Zusammenhang mit der Systemtransformation erlebt. Manche Frauen müssen erleben, dass ihre Kinder und Enkel massive Probleme durch die Folgen der Systemtransformation haben. Die Systemtransformation hat zu – vorzeitigen – Formen der Entberuflichung geführt, die bis dahin unbekannt waren. Manche Befragte haben Kinder, die bereits dauerhaft arbeitslos, faktisch im Vorruhestand sind. Da nur ein Teil von diesen Auswirkungen betroffen ist, entsteht eine Differenzierung des Alters zu sozialer Ungleichheit. Die älteste Kohorte ist davon überhaupt nicht und die mittlere weniger stark als die jüngere betroffen. Für manche ist diese Bilanz also sehr ungünstig; Folgeuntersuchungen müssten erweisen, ob sich mit diesen Problemen in der Bewältigung der Systemtransformation Probleme in der Bewältigung von Alter und Altern ergeben. Diese Verbindung wird von den Befragten selbst nicht gesehen. Wesentlich ist dabei, ob bestehende Probleme intern oder extern attribuiert werden; von den Befragten werden Arbeitslosigkeit u. a. Probleme meist mit dem neuen System in Verbindung gebracht.

Durch die Systemtransformation hat sich die räumliche Mobilität im Alter erhöht. Die Annahme, dass ältere Menschen in ihrer vertrauten Umgebung bleiben, bestätigt sich für die Region nicht. Viele ziehen in bessere Wohnungen um oder den abgewanderten Kindern hinterher. Mobilität Älterer könnte auf eine positive Bewältigung des Alterns schließen lassen. Mittlerweile haben wohl die meisten eine geeignete Wohnung gefunden, so dass diese Art der Mobilität künftig zurückgehen wird.

Die Frage, wie sich die Systemtransformation in den neuen Bundesländern auf die biographische Entwicklung und Lebenssituation älterer und alter Frauen auswirkt und von ihnen erlebt wird, birgt eine Menge gesellschaftlichen Zündstoffs. Insbesondere die Situation der „Abgeschobenen“, der Exkludierten, denen in noch erwerbsfähigem Alter trotz Leistungsbereitschaft ein Zugang zum Arbeitsmarkt nicht mehr ermöglicht wird, weist auf einen dringenden Handlungsbedarf hin. Von der Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen, könnte Partizipation an der Gestaltung des Gemeinwesens dieser Gruppe von Frauen eine Integrationsmöglichkeit bieten, könnte Inklusion über Anreize zu gemeinwesenorientierter

Arbeit und bürgerschaftlichem Engagement erleichtert werden. Sinnprobleme über die Teilnahme an der Bearbeitung drängender gesellschaftlicher Probleme zu lösen und dabei einen zumindest kleinen materiellen Ausgleich dafür zu erzielen, mit den gegebenen Kompetenzen, Fähigkeiten und Ressourcen einen Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität im Gemeinwesen zu leisten, könnte eine sinnvolle Antwort auf diesen Handlungsbedarf sein.

Vor dem Hintergrund spezifisch ostdeutscher Gegebenheiten müssten diesbezügliche Integrationsmodelle entwickelt werden. Das Bild einer „altersintegrierten“ Gesellschaft sollte dabei handlungsleitend sein, in der Altersbarrieren fallen und Menschen jeden Alters Teilnahmemöglichkeiten in allen Bereichen der Bildung, Arbeit und Freizeit offen stehen.

2 DDR, Wende und Nachwendezeit aus der Sicht älterer Frauen

2.1 Einstellungen und Meinungen zum DDR-System

In Kapitel 2 werden Fallvergleiche und Kontrastierungen zu verschiedenen Themen im Zusammenhang mit der Systemtransformation und dem Altern dargestellt. Die Äußerungen der Befragten zum DDR-System wurden zu einer Typologie verdichtet. Die Art der Interviewinteraktionen lässt erkennen, dass es sich für die meisten dabei um ein eher heikles Thema handelt, das zu einem strategischen oder vorsichtigen Erzählen herausfordert. Nicht immer dürfte das Berichtete mit der früheren Haltung zur DDR oder dem, was über die DDR im privaten Kreis geäußert wird, entsprechen. Eine überzeugte Anhängerin des früheren Systems ist nicht im Sample vertreten. Bei den beiden Typen der „Ahnungslosen“ und „Rebellin“ handelt es sich eher um eine gedankenexperimentelle Konstruktion, da jeweils nur ein Fall vorlag, während die anderen Typen empirisch stärker unterlegt sind.

Bei der „Ahnungslosen“ handelt es sich um eine überzeugte Vertreterin des Sozialismus, die Mitglied der SED war und den Zusammenbruch des Systems als Schock erlebte. Die „Rebellin“ hingegen war SED-Mitglied, befand sich jedoch häufig in Konflikt mit den Parteifunktionären. Mehrfach vertreten ist der Typ der „Zufriedenen“, die mit dem Leben in der DDR zufrieden und parteipolitisch nicht engagiert war. Die „Distanzierte“ wiederum hielt Abstand zum System, indem sie sich weder der Partei noch anderen Massenorganisationen anschloss. Doch auch bei ihr liegt keine aktive Form der Opposition vor. Der Typ der „Kritisch-Angepassten“ nimmt eine Zwischenstellung ein und bekleidete meist höhere berufliche Positionen. Von ihr wurde eher im Privaten Kritik geäußert, wobei jedoch prinzipielle Loyalität zum DDR-System gewahrt blieb. Zum Typ der „Unpolitischen“ gehören in der Mehrzahl Frauen, die als sozial randständig bezeichnet werden müssen und sich wenig für Politik interessierten.

Die Einstellung zur DDR während ihres Bestehens war eine Frage innerhalb der Erhebung. Die Befragten antworteten meist ausweichend. Leider fragten die Interviewerinnen nur in wenigen Fällen danach, ob die Interviewte Mitglied einer Partei war. Diese Zurückhaltung ist ein Hinweis darauf, dass es sich für die Befragten um ein heikles Thema handelte und dass die Interviewerinnen dies spürten. Vermutlich haktten sie deswegen nicht nach; Vorsicht schien ihnen wohl geboten zu sein. Aus diesem Grund werten wir die Aussagen der Interviewten als öffentliche Selbstdarstellung. Diese kann – mehr oder weniger – von dem

abweichen, was sie damals dachten und im privaten Kreis aussprachen. Diejenigen, die zur DDR Distanz hatten, stellten diese Haltung im Interview auch offen dar.

Zwei Frauen gaben an, dass sie Mitglied der SED waren. In ihrer Selbstdarstellung unterscheiden sie sich jedoch sehr voneinander; nur eine stellt sich als politisch aktive Anhängerin dar. Auf das gesamte Sample bezogen handelt es sich um eine von insgesamt 26 Befragten. Sie steht für den Typus der „Ahnungslosen“, die in der Partei die Verkörperung des Guten sah. Die zweite Befragte gibt an, innerhalb der SED rebellierte zu haben. Bei einer weiteren Befragten kann aus mehreren Äußerungen geschlossen werden, dass sie dem sozialistischen Staat positiv gegenüber stand. Sie drückt dies jedoch nicht deutlich aus.

Die Äußerungen der Befragten lassen insgesamt fünf Typen erkennen: die „Ahnungslose“, die „Zufriedene“, die „Kritisch-Angepasste“, die „Distanzierte“ und die „Unpolitische“. Keine der Frauen gehörte vor 1989 der aktiven oppositionellen Bewegung an, keine hatte eine bedeutende Funktion in staatsnahen Institutionen inne. Diese Typisierung basiert auf den Darstellungs- und Interaktionsmustern, die die Befragten aus der heutigen Perspektive erkennen lassen; es handelt sich dabei also um ihre retrospektive Sicht auf die Vergangenheit. Ihre frühere faktische Haltung zur DDR könnte davon abweichen. Das qualitative Interview stellt eine interaktive Bearbeitung von Identität dar. Dies gilt besonders für ältere Menschen, wenn es ihnen um eine Bilanzierung des Lebens geht. Ältere Generationen sahen sich vor ein ähnliches Problem gestellt, wenn sie ihr Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus reflektieren sollten. Hitlers „Tausendjähriges Reich“ ist zwar nicht mit der DDR zu vergleichen, doch besteht auch bei den ehemaligen DDR-Bürgerinnen ein Legitimationsdruck. Dies ist verständlich: Die Befragten verbrachten vierzig Jahre ihres Lebens in einem Land, das es nicht mehr gibt, das von einem anderen gesellschaftlichen System abgelöst wurde. Während es schwer fiel, über die eigene Haltung in der DDR zu sprechen, verhielt es sich mit der nationalsozialistischen Zeit und dem Zweiten Weltkrieg bei den Befragten genau umgekehrt. Diese Themen wie die Mitgliedschaft im BDM, die Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Gebieten waren nun nicht mehr mit einem gesellschaftlichen Stigma oder Tabu belegt.

Zusammenfassung. Die meisten Interviews lassen sich dem Typus der „Zufriedenen“, der im Großen und Ganzen mit ihrem Leben in der DDR Einverstandenem, zuordnen. Die Erzählungen der „Zufriedenen“ kontrastieren stark mit der fundamentalen Kritik an der DDR als einem diktatorischen, wirtschaftlich maroden und geschlossenen Land. Die „zufriedenen“ Frauen sagen, dass sie „das nicht so empfunden“ haben.

Die zweite größere Gruppe bilden die „Distanzierten“. Diese Frauen berichten, wie sie sich weder den Parteien, noch anderen politischen Organisationen der DDR anschlossen. Sie verzichteten bewusst auf Karrieremöglichkeiten und Privilegien, waren aber keine aktiven Oppositionellen. Die beiden Typen der „Zufriedenen“ und „Distanzierten“ unterscheiden sich am deutlichsten. Die „Distanzierten“ begrüßten den Zusammenbruch der DDR und verknüpften mit ihm Hoffnungen und Erwartungen. Die „Zufriedenen“ dagegen reagierten mit Skepsis, Sorgen oder Ängsten.

Die „Zufriedenen“ bilden darüber hinaus auch zu dem Typus der „Ahnungslosen“ einen Kontrast. Die „Ahnungslosen“ waren vom Zusammenbruch der DDR schockiert, weil sie von der sozialistischen Idee und der ostdeutschen offiziellen Politik überzeugt waren. Der Zusammenbruch der DDR ging mit einer tiefen biografischen Krise einher, die durchaus eine Identitätskrise genannt werden kann.

Der Typus der „Rebellin“ weist Ähnlichkeiten mit dem der „Ahnungslosen“ auf und unterscheidet sich gleichzeitig von ihm. Die hier zugeordneten Frauen waren zwar in der SED, besitzen aber ein anderes Selbstverständnis als die „Ahnungslosen“. Sie erklären, gegen soziale Missstände und für die Interessen der einfachen Menschen gekämpft zu haben und bei den Funktionären und Vorgesetzten unbeliebt gewesen zu sein.

Die „Kritisch-Angepassten“ – ein weiterer Typus – sind meist gebildete Frauen in mittleren Führungspositionen, die die Missstände des Systems wahrgenommen und intern Kritik geübt haben. Grundsätzlich blieben sie systemkonform.

Ganz anders hingegen ist der Typus der „Unpolitischen“ zu charakterisieren. Diese Frauen bewegten sich eher am Rand der Gesellschaft sowohl innerhalb der DDR als auch im neuen System. Mit politischen Fragen befassten und befassen sie sich kaum.

2.1.1 „Weil wir eigentlich immer für die Bevölkerung da war'n“ – der Typus der „Ahnungslosen“

Empirische Grundlage: Der Typus der „Ahnungslosen“ wurde auf der Basis des mit Frau Fischer geführten Interviews (Nr. 22) konstruiert. Da mehrere Frauen eine ähnliche Position zum alten System äußerten, kann begründet von einem empirisch gegebenen Typus ausgegangen werden. Gerade unter den Parteimitgliedern, Funktionären oder den in der öffentlichen Verwaltung Angestellten dürfte es einige gegeben haben, die das System befürworteten und vom Zusammenbruch desselben überrascht waren.

Allgemeine Merkmale: Vertreterinnen dieses Typs waren überzeugte Anhängerinnen der DDR und ihrer politischen Führung. Die Partei handelte aus Sicht dieser Befragten im Interesse der Bevölkerung. Grundsätzliche Kritik wurde nicht geübt. Insofern war es gänzlich unverständlich, warum 1989/1990 Demonstranten auf die Straße gingen und Partei und Staat beschimpften. Man fühlte sich von den Demonstranten ungerechtfertigt zum Sündenbock gemacht. Enttäuscht auch von der Partei, die sich von den alten Genossen distanzierte, die Arbeitsstellen kürzte und keinerlei Macht und Einfluss mehr hatte, wandte man sich von ihr ab. Auch lange nach der Wende erlebt man Stigmatisierungen und fühlt sich als Opfer und Sündenbock.

Ein Beispiel: Frau Fischer war bis 1990 Sekretärin des Ersten Sekretärs der SED-Kreisleitung. Sie erlebte die Ereignisse der Wende als Schock:

Ich konnt' es eigentlich gar nicht so verarbeiten, weil wir eigentlich immer für die Bevölkerung da war'n, und sie kamen und viel mit ihren Anliegen zu uns. Und wir ham uns och alle Mühe gegeben. Da war'n ja viele Wohnungsprobleme zu lösen. Das alles in die Reihe zu kriegen und ihnen immer zu helfen. Dass die Versorgung schlecht war, das hat man ja selber gemerkt, dass (...) es sehr minimal alles war. Aber ich war wirklich schockiert. Aber man sah es ja, dass es oh immer weniger gab.

I: Also darüber schockiert, dass die Menschen doch so anders reagierten?

A: So ja genau, dass sie so wutentbrannt waren und och immer – wir war'n ja dort in der Kreisleitung, und (...) wir warn an allem schuld. Und: „Ihr habt das alles versaut!“ Und: „Das lag alles an Ihnen!“ Und: „Sie war'n hier alles vernetzt mit MfS!“ Und: „Sie haben sich bloß alles zusammengerafft!“ Das war eigentlich gar nicht so, ich kann mir das ni vorstellen (Interview 22, S. 1).

Deutlich wird das Bild einer überzeugten Anhängerin des sozialistischen Staates, die die Ereignisse nicht versteht. Aus dieser Sicht war die SED „für die Bevölkerung da“, so dass Wut und Vorwürfe der Menschen als unberechtigt erscheinen. Die eigene Einschätzung kontrastiert in starkem Maße mit den Äußerungen der Demonstranten. Die als extrem erlebte Zuschreibung „Wir waren an allem schuld“ macht die damals empfundene Atmosphäre – zum Sündenbock gemacht zu werden – besonders deutlich. Eine „anomische Situation“ (Durkheim 1973) wird hier geschildert. Die bestehende Ordnung ist zusammengebrochen. Frau Fischer wird 1990 von der SED-Kreisleitung entlassen und wendet sich enttäuscht von der Partei ab. In der Vergangenheit für die SED-Kreisleitung gearbeitet zu haben, wird als Ursache dafür gesehen, dass sie und ihr Mann entlassen wurden und seither Zeit keine Arbeitsstelle antreten konnten. Auch in Zukunft werden wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt gesehen.

2.1.2 „Hab’ aber seit siebenundvierzig Ärger mit der ‚Firma‘ gehabt“ – der Typus der „Rebellin“

Empirische Grundlage: Dieser Typus wurde vor allem auf Basis des Interviews 22 konstruiert. Auch hier gibt es andere Interviews, die sich zuordnen lassen.

Allgemeine Merkmale: Dieser Typus besteht aus kritischen Parteimitgliedern, die ihre Meinung nicht nur privat, sondern auch innerhalb von Partei und Massenorganisationen äußerten. Man nimmt für sich in Anspruch, im Interesse des Betriebs, der Belegschaft oder der Bevölkerung gehandelt und gegen Missstände und Ungerechtigkeiten gekämpft zu haben. Bei Funktionären und Vorgesetzten dadurch unbeliebt, ging man gewisse Risiken ein. Manche wurden lobend in der Presse erwähnt, gleichzeitig waren aber auch Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, wie etwa den Wechsel einer Arbeitsstelle, in Kauf zu nehmen. Kritik wurde allerdings systemimmanent geübt – etwa eine Beschwerde an das Zentralkomitee der SED gerichtet –; das System insgesamt wurde dabei nicht in Frage gestellt. Insofern wäre die Bezeichnung Oppositionelle unangemessen.

Ein Beispiel: Frau Büchner war 1990 Mitglied der SED und ist zum Zeitpunkt des Interviews PDS-Mitglied. Sie stellt sich als Rebellin innerhalb der Partei dar:

Meine politische Einstellung? Ich war Mitglied der SED, hab’ aber seit siebenundvierzig Ärger mit der „Firma“ gehabt. Hab’ se natürlich aber auch in Anführungsstrichen immer wieder „erfreut“. Weil ich ja vorher Jungmädchen und BDM war. Und dann hatte der neue Bürgermeister nach der Wende irgendwie etwas Ärger mit meinen Großeltern. Das wurde natürlich auf mich ausgeweitet. Und da hab’ ich mir gedacht, nu’ ja, wenn der mich ärgert, dann kann ich natürlich auch. Ich bin damals auch vier Tage eingesperrt worden (Interview 20, S. 2).

Frau Büchner entwirft das Selbstbild einer Oppositionellen innerhalb der Partei: Ohne wirklich Gegnerin des Systems zu sein, kämpft sie gegen Parteifunktionäre und trägt Schwierigkeiten mit dem System aktiv aus. Nach der Wende richtet sie sich mit dieser Haltung auch gegen Politiker und Repräsentanten des neuen Systems.

2.1.3 „Wir haben das nicht so empfunden“ – der Typus der „Zufriedenen“

Empirische Grundlage: Dieser Typus wurde auf Basis der Interviews 5, 7, 10, 11, 13, 21, 25 und 26 konstruiert. Die Interviews 14 und 17 lassen sich überdies teilweise zuordnen.

Allgemeine Merkmale: Zu den „Zufriedenen“ gehören diejenigen Befragten, die mit dem Leben in der DDR im Wesentlichen und zumindest bis kurz vor der Wende zufrieden waren. Es wird darauf hingewiesen, in der DDR keine Not gelitten zu haben und mit dem ausgekommen zu sein, was es gab. Die fehlende Reisefreiheit war für einige ein eher kleineres Manko. Manche von ihnen waren mit den politischen Prinzipien der DDR einverstanden. Im Vordergrund steht jedoch die Zufriedenheit mit dem Lebensstandard und dem Alltagsleben.

Beispiele: Im Vergleich zwischen der DDR und den heutigen Verhältnissen wird manches der damaligen Zeit als gut empfunden. Dies gilt insbesondere dann, wenn Arbeitslosigkeit besteht. In diesem Sinne meint die folgende Interviewte:

- I: Und wie war Ihre Einstellung zum System der DDR? War'n Sie da zufrieden damit, oder?
- A: (...) Wir sind da groß geworden, in der DDR, und ich muss sagen, ja, solange wie alles in Ordnung war und lief. Und ich möchte oh sagen, sind ja bestimmt och ganz viele junge Leute, ich seh's selber an der Familie, wenn Arbeitslosigkeit mit ins Leben eintritt, is eigentlich vieles am Alten wieder gut (...). Was jetzt andersrum läuft. Da muss ich ganz ehrlich sagen, wir ham nüscht auszustehn gehabt. Wir ham unsre gute Arbeit gehabt. Wir ham verdient gut. Wir konnten uns dort och schon vieles leisten, bis of das, was eben nach außerhalb ging. Was eben durchaus ni möglich war (Interview 11, S. 3).

Eine weitere Befragte äußert sich in dieser Richtung:

Ich hab' hier gelebt, man kann nich' mit allem einverstanden sein, aber man muss auch das Gute seh'n. Das sieht man jetzt noch mehr, wie man's damals gesehen hat, ne. Nee, es is' schon wirklich – also ich kann mich, kann in der Beziehung mich nich' beklagen (Interview 10, S.1).

Auch eine Befragte mit christlich-religiösem Hintergrund äußert Zufriedenheit mit der früheren Situation:

(...) hier in der DDR auch keine Not gelitten, nich'. Wir ham zu essen gehabt, ich mein', gut, man konnte damals ne zum Fleischer gehen und sagen, jetzt will ich ne Zunge, oder jetzt will ich das, oder jetzt will ich das. Ich mein', wir ham das genommen, was mir gekriegt haben, aber satt ham wir uns immer gegessen (Interview 10, S. 1).

Im folgenden Zitat verstärkt die Befragte ihre positive Sicht auf die DDR, indem sie eine Geschichte erzählt, in der sie und ihr Mann als Eltern diskriminiert und als „Staatsfeinde“ betitelt wurden. Diese Diskriminierung ging von einer Pionierleiterin aus. Die Zuschreibung „Staatsfeind“ wird als Beleidigung empfunden, gegen die sich die Befragte zur Wehr setzt:

(...) wir hatten einmal ne Schwierigkeit da wegen meiner Großen. Das ging wegen der FDJ, und die hat dann gesagt, aber das ging nicht von uns aus, sondern die hatte sich einen kirchlichen Beruf gewählt, die hat Krankenschwester gelernt im Diakonissenkrankenhaus in Dresden. Ne, und da sagt se, dort is' doch sowieso keine FDJ und so, ich mein', die is' keine Nonne geworden, die hat Krankenschwester gelernt richtig. Sagt se, ich tret' nicht in die FDJ ein. Und da hatte die Pionierleiterin gesagt: (zitiert) „Da sind wohl Ihre Eltern Staatsfeinde“. Ah, das hab' ich mir ne bieten lassen, aber da hab' ich dann aufgetrumpft. Die hat auch dann ganz Schönes abgekrigelt. Die hat nie

wieder (betont) was gesagt. Und darum, ich sag' – ich hab' damals auch gesagt, warum kann ich als Christ dem Staat nich' genauso viel Nutzen bringen wie ein Parteisekretär oder sonste was. Ich bin doch auch nicht gegen den Staat (Interview 10, S. 1)!

Während die fehlende Reisefreiheit von mehreren Befürworterinnen des DDR-Systems als Hauptnachteil angesehen wird, sieht diese Befragte darin kein Problem:

Und in punkto nach'm Westen, wir konnten zwar dann nach der Mauer nicht mehr rüber fahren, aber meine Leute, mein Bruder, die konnten ja immer rüber kommen. Wir haben das nicht so empfunden. Und darum sag' ich ja, also ich kann mich nich' beklagen. Ich hab' mich in der DDR nicht beklagt. Nö, 's war vieles nicht, wie, wie's hätte sein können, aber (...), ich hätte keine Reisen machen können, ich hatt' ja gar kein Geld! Und außerdem bin ich auch gar kein Reisetyp, ich vertrags nicht, ich bin schon froh, wenn ich mal im Auto mitgenommen werde, wenn mir mal rüber fahren zu meinem Bruder. Ich hab' schon im Zug gebrochen und alles, ich bin zu empfindlich, na, was hätte ich denn davon (Interview 10, S. 1 f.)?

Demgegenüber wird die Zufriedenheit mit dem DDR-System meist wegen der fehlenden Reisefreiheit eingeschränkt. Hierzu führt eine der Befragten aus:

I: Wie haben Sie das gesehen, diesen Staat, die DDR?

A: Naja (leichtes Schnalzen). So muss ich mal sagen, im sozialen Wesen war's ne schlecht, wie mir das kennen gelernt haben. Dahinter konnte man ja och schlecht gucken. Aber diese Verbote, die fand ich ne gut. Überhaupt ne (etwas lauter). Wenn das freier gewesen wäre, wär' das och mit dem ganzen Miteinander West und Ost anders gelaufen. So is' das, so seh' ich das. Und so hab' ich das damals och gesehen. Hätten se die Menschen fahren lassen (lauter als sonst), wie se wollten, wär'n gar ne so viel drüben geblieben, noa.

I: Was meinen Sie mit „verboten“?

A: Naja, mir durften ja dann ne rüber fahren, war ja nirgends hin, nur (atmet laut aus) sozialistische Länder bereisen (Interview 5, S. 2 f.).

Eine politische bzw. weltanschauliche Begründung für die Zufriedenheit mit der DDR bleibt mit dem folgenden Beispiel singulär:

I: Was würdest du sagen, wie war deine politische Einstellung zum DDR-Staat?

A: Die war ne ganze Zeit so, dass ich dazu stand und dass ich dachte, es ist richtig, dass zum Beispiel jedes Kind die Chance haben sollte, ohne Rücksicht auf das finanzielle Umfeld, sich zu entwickeln und zu studieren. Oder zumindestens (Geschirrkloppern) einen Beruf zu erlernen, der seinen (...) Möglichkeiten entspricht, weißt du. Das fand ich schon gut.

I: Also, du fandest vieles gut?

A: Ich fand vieles gut. Also, von der Grundidee ist es absolut richtig. Und dieses Idol is' ja auch keine Eintagsfliege und is' bestimmt auch in den Köpfen vieler in der ganzen Welt noch nicht gestorben. Aber, ich glaub', der Mensch is' noch nicht so weit, dass er so uneigennützig und so idealistisch sein kann, dass er dann nicht doch in die eigene Tasche wirtschaftet. Du siehst's jetzt bei politischen Entscheidungen, wie defizit das ist. Wie korrupt du da werden könntest (Interview 7, S. 8).

Die Grundidee des Sozialismus wird befürwortet, deren Umsetzung wegen menschlicher Schwächen und Korruption jedoch in Zweifel gezogen.

Interview 17 lässt sich zum Teil dem Typus der „Zufriedenen“ zuordnen. Die Befragte vertrat als Leiterin eines Kindergartens die offizielle politische Linie und zeigt sich von den Kolleginnen und Kollegen enttäuscht, die während der Wende plötzlich ihr Ver-

halten änderten, zum Beispiel in die Kirche gingen. Sie leistete in der DDR „gute Arbeit“ und engagierte sich politisch, weshalb es ihr auch gut gegangen ist. Eigenes politisches Engagement wird in den anderen Interviews, die dem Typus der „Zufriedenen“ zugeordnet werden können, nicht erwähnt. Eine andere Befragte (Interview 14) war Finanzbuchhalterin im Baustoffhandel, ihr Mann Abteilungsleiter in der Textilindustrie. Einerseits wird Zufriedenheit mit dem System geäußert:

Aber, ich muss Ihnen sagen (...), ich bin nicht der Mensch, der gejammt hat, dass ich nicht da oder dorthin fahrn konnte. Wir war'n mit dem, was wir hatten, zufrieden. Wir ham in Ruhe und Frieden gelebt (Interview 14, S. 3).

Gleichzeitig werden systemimmanente, kritische Punkte benannt, wie der „Schmu“ bei der Planerfüllung:

Und och im Betrieb gab's vielfach Theater. Wenn die Produktion nicht kam. Die Planerfüllung war im Eimer. Ja, dann kam och der Betriebsdirektor und sagte hier, weil ich nu, ich macht' Betriebsabrechnung, also Kostenbuchhaltung bis zum Betriebsergebnis. Da musste die Abrechnung stimmen. Und mei'm Mann gings ja ähnlich, weil er ja in der Produktion saß. Äh, ich bin oft nach Hause gekomm und hab' gesagt, du also, ich hab' heute was gemacht, ich fühl' mich überhaupt nicht wohl in meiner Haut. Aber ich hatte ja die Anweisung vom Betriebsdirektor (...). Ich hab' heute Schmu gemacht. Das hab' ich manches Mal gesagt zu mei'm Mann. Ja, das Betriebsergebnis musste komm'. Das wurde Berlin hoch gemeldet. Und da hieß es, das und das, das war ja die Planung, die Planwirtschaft, na ja, dann musste das eben sein. Und dann ham wir eben gebucht (Interview 14, S. 6).

Dennoch überwiegt eine grundsätzliche Zufriedenheit mit dem System der DDR.

2.1.4 „So konnte es nicht weitergehen“ – der Typus der „Kritisch-Angepassten“

Empirische Grundlage: Dieser Typus wurde auf Basis der Interviews 2, 8 und teilweise 14 konstruiert.

Allgemeine Merkmale: „Kritisch-Angepasste“ unterscheiden sich von den „Zufriedenen“ dadurch, dass sie mehr Kritik am DDR-System äußern. Dennoch stellen sie sich als angepasst dar. Sie waren keine Oppositionelle, sondern innerhalb des Systems engagiert. Diese Interviewten charakterisiert ein höherer Bildungsabschluss – ein Studium –, und eine Führungsposition innerhalb des Betriebs oder der Organisation.

Beispiele: Eine der Befragten (Interview 2) entstammt einer Familie, die einen landwirtschaftlichen Betrieb hatte. Das Motto des Vaters – „Man muss das Beste draus machen“ – übernehmend, studierte sie nach der Gründung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) 1960 Landwirtschaft und wurde Produktionsleiterin in einer solchen LPG. Die Befragte äußert sich kritisch in Bezug auf ihre Arbeit dort:

Wenn ich jetzt von meiner Arbeit ausgehe, die ich ja jetzt gemacht hab', die hat mir Spaß gemacht, und es war och sehr in Ordnung. Aber wenn ich jetze ma nach zehn Jahren sage, so hätt' es könn' nimmer weiter gehen off der LPG, so muss man das ma' sagen, so. Ja, aber da weeb ich jetzt ni, ob es mir Vor- oder Nachteile gebracht hat. Ich hatte eine sehr ordentliche [Arbeit – d. A.], das hat mir och gut gefallen, muss ich sagen, es war sehr anstrengend, aber es hat mich befriedigt (...). Im Nachhinein sag' ich jetze, so hätt' es könn' nich' weiter gehen, vor allem nich' mit diesen Menschen, aber die sind ja so erzogen worden, die brauchten ja gar nimma denken (...). Ja, (...) es

wär' vielleicht, wenn ich so landwirtschaftlich denke, Mensch, vielleicht noch zwee, drei Jahr', dann, es ging eigentlich nicht mehr weiter (Interview 2, S. 1).

Trotz starken Engagements für die LPG wird Kritik an den damaligen Verhältnissen geübt: Dass die Menschen nicht zum Denken erzogen wurden, dass wirtschaftlich gesehen nur noch von der Substanz gelebt wurde, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Die Kritik bezieht sich auf die wirtschaftliche Situation und auf Probleme im Beruf, mit denen eine Vorgesetzte täglich zu tun hatte.

Ein Beispiel zivilen Ungehorsams schildert eine Befragte (Interview 8), die Leiterin einer Kunstsammlung war. Sie kritisiert, dass den Nutzern aus dem „nicht-sozialistischen Ausland“ Zwänge und Kontrollen auferlegt wurden, ohne dass jedoch von einer oppositionellen Haltung gesprochen werden könnte.

2.1.5 „Mein Mann und ich waren keine Genossen“ – der Typus der „Distanzierten“

Empirische Grundlage: Der Typus der „Distanzierten“ wurde auf Basis der Interviews 1, 3, 6, 9, 16, 18 und 23 konstruiert.

Allgemeine Merkmale: Ein großer Teil der „Distanzierten“ hat einen christlich-religiösen Hintergrund. Die Befragten schildern ihre Bemühungen, Abstand zu Partei und Massenorganisationen der DDR zu halten, auch wenn es sozial auffällig war, „nicht mitzumachen“. Berichtet wird von Aufforderungen, in die SED oder eine Massenorganisation wie die „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ einzutreten. Die entstandenen Nachteile wurden in Kauf genommen.

Beispiele: Wer nicht in der Partei war, hatte schlechtere Karriere-Chancen. Eine Befragte schildert, wie sie sich wegen des fehlenden Parteibuchs zurückgesetzt fühlte:

(Husten) Ich kann nicht sagen, ich habe im Sozialismus gelitten. Nur insofern vielleicht, dass ich mich manchmal zurückgesetzt gefühlt habe, dass man unter dem Parteiregime eben einfach sich fügen musste, nicht das Bedürfnis hatte, dort mit in vorderer Front zu gehen, weil das ja doch letztendlich mit Parteizugehörigkeit und so weiter verbunden gewesen wäre (Interview 3, S. 1).

Berufliche Benachteiligung wird in der folgenden Sequenz deutlich:

A: Gucken Sie mal, ich war in der Gewerkschaft, das war im Prinzip das Einzige. Suchen Sie sich mal einen, das sind nicht viele. Das sind oftmals bloß Christen. Oder dann die großen Kämpfer, die, die weder Partei noch Deutsch-Sowjetische Freundschaft, noch weiß ich was drinne waren.

I: Und das ging auch alles so gut? Ohne dass Sie da mal angesprochen wurden? Und Sie wurden auch nie gefragt oder so?

A: Jaja, wir waren anerkannt. Mein Mann ja genauso. Mein Mann ist Diplomingenieur. Und hat aber nie, doch eine Zeit lang schon, aber die letzte Zeit dann nicht mehr, in leitender Stellung gearbeitet. War' nicht mehr möglich. Aber er hat das so cool genommen, dass die sich mehr geärgert haben als wir. Der sagte immer: Ich will Facharbeit machen und keine Politik. Naja, klar in gewisser Weise schon. Sie sind aber damals in der dritten Reihe gewesen und heut' im Prinzip auch wieder. Sehen Sie, wenn Sie damals nicht mitgemacht haben, dann hat man unteres Gehalt gekriegt, und wenn Sie damals so ein Gehalt gekriegt haben, geht das heute auf die Rente (Interview 9, S. 9).

Berufliche Benachteiligungen aufgrund einer distanzierten Haltung zum DDR-System wirken sich auch heute noch aus: aus dem niedrigeren Gehalt damals erwächst heute eine niedrigere Rente. Die Befragte fühlt sich als einer Minderheit angehörig; wenige nur waren wie sie lediglich in der Gewerkschaft organisiert. Meist wurden die „Distanzierten“ in Ruhe gelassen. Nur in einem Fall (Interview 6) übte das Lehrerkollegium auf den Ehemann der Befragten einen starken Druck aus, weil eines der Kinder nicht an der Jugendweihe teilnahm.

2.1.6 „Weil ich im Prinzip keen aktiv politischer Mensch bin“ – der Typus der „Unpolitischen“

Empirische Grundlage: Der Typus der „Unpolitischen“ stützt sich auf die vier Interviews 24, 12, 4 und 15, die beiden letzteren sind mit Einschränkungen subsummierbar.

Allgemeine Merkmale: Die Befragten – eine ledige Mutter, eine allein stehende Frau mit sechs Kindern, eine behinderte geschiedene Frau mit geringem Einkommen – gehörten zu DDR-Zeiten zum sozial randständigen Teil der Bevölkerung. An sie trat niemand mit der Frage heran, ob sie in die Partei eintreten wollten. Für sie stand die Behauptung im Alltag und die Sicherung des Familieneinkommens im Vordergrund. Diese Frauen gehen auch heute im Alltag auf, ohne sich für Politik zu interessieren. Im Unterschied zu den „Distanzierten“ findet sich bei den „Unpolitischen“ kein Anhaltspunkt dafür, bewusst Distanz zu den Parteien und Massenorganisationen gehalten zu haben. Im Unterschied zu den „Zufriedenen“ berichten sie von sozialen Problemen im DDR-System.

Beispiele: Eine der Befragten (Interview 24) ist ledig und hat zwei inzwischen erwachsene Kinder. Sie fühlte sich als ledige Mutter stigmatisiert. Es fiel ihr schwer, Beruf und Kindererziehung zu vereinbaren. Eine länger währende Krankheit neurologischer, möglicherweise auch psychiatrischer Art, schuf zusätzliche Probleme. Das Selbstbild beinhaltet, unpolitisch zu sein:

- I: Und da habe ich als erstes mal die Frage an Sie, wenn Sie sich so zurückerinnern an die Wendezeit und davor. Wie haben Sie denn die Wende so direkt erlebt? War das ein einschneidendes Erlebnis für Sie?
- A: Kann ich nich' sagen, weil ich im Prinzip keen aktiv politischer Mensch bin. Ich hab' nie Politik begriffen, ich habe erst durch die Wende, durch diesen Sturm auf die Grenze und die Maueröffnung, überhaupt im späteren Nachgang durch Fernsehfilme, begreifen müssen, dass wir eingesperrt waren (Interview 24, S. 1).

Die Interviewte erweckt den Eindruck, vom „Weltgeschehen“ um sich herum nichts mitbekommen zu haben.

Auch eine andere Befragte (Interview 12) – sie ist 1939 geboren, mit 29 Jahren gab sie ihre Arbeit als Industrieschneiderin auf, um die Eltern zu pflegen und arbeitete danach halbtags als Kaffeekeköchin in einem Betrieb; sie ist einmal geschieden und einmal verwitwet – stellt sich als politisch desinteressiert dar. Manche sozialen Beziehungen in der DDR wurden aus Nützlichkeitsbetrachtungen heraus gepflegt:

- A: Ja, doch da hab' ich Veränderungen vollzogen. Und zwar hab' ich Kontakte abreißen lassen, wo ich doch dachte, zu DDR-Zeiten is es gut, wenn man die Verbindung hat. Die hab' ich aber dann abreißen lassen.
- I: Also war'n das eher so Zweckfreundschaften?

A: Ja, Zweckverbindungen, Zweckfreundschaften, ja (...). Und hab' mir an sich jetzt, jetzt hab' ich mir meine Freunde selber ausgesucht (Interview 12, S. 13,14).

Aus heutiger Sicht wirkt die Haltung zum ostdeutschen Staat eher neutral:

Ich hatte hier weder vorher Fuß gefasst noch nachher sozusagen. Ich hab' bloß immer so gehört, wenn sich dann hier so die Leute so unterhalten haben, die doch wussten, na ja, der is' bei der Stasi gewesen, und der is' bei der Stasi gewesen, die haben dann zu den Leuten, die ham dann aber och die Kontakte abgebrochen. Und die Leute haben dann och teilweise alle gut daran getan, sich örtlich zu verändern (...). Also daran merkt man, dass doch, dass die Wende da in, in viele Dinge eingeschnitten hat. Bloß bei mir persönlich kann ich da ni' irgendwie (Interview 12, S. 16,17).

Als Randständige, die keinen „Fuß gefasst“ hat, ist die Befragte unbeteiligt. Die Frauen der Gruppe der „Unpolitischen“ sind meist in beiden Systemen randständig. Die Wende bringt keine positive Veränderung, eher eine Verschlechterung, zum Beispiel, wenn am Arbeitsplatz einem höheren Leistungsdruck nicht standgehalten werden kann.

2.1.7 Zusammenfassung und Diskussion

Die Haltung der Befragten zur DDR erweist sich als entscheidend dafür, wie Wende und Nachwendezeit erlebt wurden. Für Frauen des Typs der „Ahnungslosen“ war die Wende ein Schock, der ihre soziale Identität nachhaltig erschütterte. Sie fühlten sich plötzlich zum „Sündenbock“ gemacht. Als Anhängerinnen eines Systems, das völlig zusammenbrach, geraten sie in eine anomische Situation. Von der Partei und ehemaligen Genossinnen und Genossen fühlen sie sich im Stich gelassen.

Die in das DDR-System mehr oder weniger eingebundenen „Zufriedenen“ legitimieren ihre positive Haltung gegenüber dem damaligen System. Das Zitat „Wir haben das nicht so empfunden“ verweist auf eine argumentative Auseinandersetzung in diesem Sinn. Was ist mit „nicht so empfunden“ gemeint? Dass man in der DDR schlecht gelebt hätte, könnte eine Lesart sein, eine andere, dass die DDR eine Diktatur war. Meist wird ersteres gemeint und betont, dass es den Menschen damals „eigentlich ganz gut“ ging. Solche Äußerungen implizieren einen Opponenten – wie den „arroganten Westdeutschen“ –, auf den mit Verteidigung reagiert wird. Bei der Verteidigung bleibt die politische Einstellung zum DDR-System zumeist unklar. Politisch wird nur in einem Fall argumentiert, indem die Grundidee des Sozialismus befürwortet wird. Es handelt sich dabei um ein Muster der Vergangenheitsbewältigung bzw. der Bewältigung beschädigter Identität. Bewältigt werden muss, dass man in einem System relativ zufrieden lebte, das heute als diktatorisch und wirtschaftlich marode angesehen wird.

Auch die „Kritisch-Angepassten“ erscheinen als in das System eingebunden. Manche besetzten Führungspositionen. Dies wäre wohl kaum möglich gewesen, wenn sich die Betroffenen opponiert verhalten hätten. Die „Kritisch-Angepassten“ argumentieren zwar politischer als die „Zufriedenen“, doch auch ihre politische Einstellung zur DDR wird nicht deutlich. Einige von ihnen könnten zu verhinderten Reformern gehören, die sich schließlich doch der Hierarchie unterordneten. Auch diese Frauen könnten ein Legitimationsproblem haben, da sie sich systemkonform verhielten.

Eine biografische und historische Auseinandersetzung findet bei den Typen der „Zufriedenen“ und „Kritisch-Angepassten“ nicht statt. Viele Interviews zeugen von Zurück-

haltung und wenig Offenheit. Kritik an der DDR scheint eine Solidarisierung der Ostdeutschen untereinander nach sich zu ziehen. Wenn die Vergangenheit jedoch ausgeblendet wird, lässt sich ein realistisches Bild von der DDR nur schwer rekonstruieren.

Die „Distanzierten“ sind weniger bedroht in ihrer sozialen Identität, da sich ihnen kaum Legitimationsprobleme stellen. Die erfahrenen Benachteiligungen lassen sie als Opfer des Systems erscheinen, auch wenn sie keine aktiven Oppositionellen waren.

Die letzte Position nehmen die „Unpolitischen“ ein. Sie waren im alten System randständig und sind es auch im neuen. Gesellschaft und Politik sind für sie heteronome Systembedingungen, die Anpassung erfordern.

2.2 Das Erleben der „Wende“

Um Einstellungen, Erlebnisse und Gefühle zu den Ereignissen der Jahre 1989 und 1990 – häufig und auch im Folgenden als „Wende“ bezeichnet – geht es im folgenden Abschnitt. „Etwas lag in der Luft“, „so konnte es nicht weitergehen“, weil sich „viele zugespitzt“ hatte – in dieser Art äußern sich Befragte zu den Monaten des Umbruchs. Manche Frauen reagierten mit Begeisterung und Hoffnung, die mitunter enttäuscht wurde; bei anderen überwogen Ängste und Befürchtungen, vor allem um den Erhalt des Arbeitsplatzes. Die Massenarbeitslosigkeit, zu DDR-Zeiten stereotyp als das abschreckende Gesicht des Kapitalismus propagiert, kam plötzlich und als unerwünschter Begleiter des erhofften Konsums. Einige „kritisch angepasste“ Frauen schildern pragmatisch und ohne große Gefühle ihre damalige Haltung; sie passten sich den neuen Bedingungen an und nutzten sie.

Eine der Erhebungsfragen zielte darauf ab, wie die „Wende“, also die Ereignisse in den Jahren 1989 und 1990 erlebt wurden, die zur Öffnung der Mauer, zum Zusammenbruch der DDR und schließlich zur Wiedervereinigung beider deutscher Staaten führten. Inwieweit die Darstellungen der unmittelbaren Ereignisse in den Interviews mit der Realität übereinstimmen, lässt sich nicht klären. Die Ereignisse, an die die Befragten sich erinnern sollten, lagen elf bis zwölf Jahre zurück. Beim Lesen mancher Interviews entsteht der Eindruck, dass die frühere Einstellung zur DDR positiver war, als in der Erhebung dargestellt. Trotzdem werden unterschiedliche Reaktionsmuster deutlich.

Die Medienbilder von den „Wende“-Ereignissen vermitteln den Eindruck, dass die Mehrheit der Bevölkerung die Wiedervereinigung begeistert feierte. Wahlergebnisse bestätigen den Eindruck: Die „Allianz für Deutschland“ erhielt bei den Volkskammerwahlen 48% der Stimmen, die SPD 21,28%. Die Auswertung der Interviews ergibt ein differenzierteres Bild. Befürchtungen, Ängste und Sorgen sind beschriebene Gefühlslagen, ebenso wie Hoffnung, Begeisterung und auch Engagement die Wende begleiteten. Mit „etwas ganz Großes, etwas Unglaubliches“, „Euphorie“, „Herzlichkeit wildfremder Menschen zueinander“, „irres Glücksgefühl“, „Freude“ werden in den Interviews die vorherrschenden Stimmungen und Assoziationen angesichts der bahnbrechenden Ereignisse der Wendezeit bezeichnet. Da stand im Vordergrund die Freude über die Wiedervereinigung: „Die Mauer und die deutsch-deutsche Trennung hab’ ich immer als was ganz Schreckliches empfunden“ (Interview 19). Es werden diffuse Hoffnungen auf die Beendigung von „Spannungen, Disharmonien und Sorgen um den alltäglichen Kleinkram“ (Interview 7) geäußert, zum Teil bestanden regelrecht Heilserwartungen: „das Gute von drüben kommt nun zu uns“ (Interview 13).

Der Zusammenbruch der DDR schien sich durch eine atmosphärische Veränderung anzukündigen. In dieser Hinsicht äußern sich mehrere der Befragten, so beispielsweise die folgende:

A: Euphorisch? Und später dann erst nachdenklich. Ich war erst mal völlig (betont) überrascht, überrumpelt eigentlich auch. Spürte schon, dass Spannung in der Luft liegt. Aber in welcher Weise sich das entwickeln oder lösen könnte, das war mir völlig unklar.

I: Aber deine erste Reaktion war Freude?

A: Ja. Ganz, ganz großes ganz unglaubliches, (betont) irres, gutes Glücksgefühl.

I: Warum?

A: Na warum, weil sich so vieles zugespitzt hatte, was so nicht weitergehen konnte. Weißte, es waren so viele Spannungen und Disharmonien und Sorgen um den alltäglichen Kleinkram. Das de eigentlich ohne Beziehungen – Und wenn de das nich' wolltest, dann mussteste verzichten. Weißte? Und das hat auch mich schon sehr beschäftigt. Aber ich wusste eigentlich nich', auf welche Weise das gelöst werden könnte (Interview 7, S. 1).

Die Spannungen waren deutlich zu spüren, es war aber noch unklar, wie sie sich lösen würden. Dass es so wie bisher nicht weitergehen konnte und eine Veränderung geschehen musste, wird immer wieder berichtet: „Dass die Wende kommen musste, das war uns ja eigentlich klar. Es musste irgendetwas passieren. Das ist erstemal logisch gewesen“ (Interview 11, S. 1). Manche der Interviewten befürchteten gewalttätige Auseinandersetzungen und stellten mit Erleichterung fest, dass sie nicht eintraten.

2.2.1 Mit Begeisterung, Hoffnung und Engagement in die Wende

Über ein Drittel der Befragten (Interviews 1, 3, 6, 10, 13, 14, 15, 18, 19, 21) reden von Begeisterung und Hoffnung im Zusammenhang mit der Wende. Es sind vorwiegend Frauen, die ihr Verhältnis zur DDR als distanziert beschreiben, die also dem Typus der „Distanzierten“ zuzuordnen sind. Freude und Begeisterung teilen sich in der folgenden Interviewsequenz mit:

Also wir war'n zunächst ganz toll froh, und ich persönlich hab' das (...) die Mauer und die Trennung deutsch-deutsch (...) immer als was ganz Schreckliches empfunden, denn wir hatten ja och drüben Verwandte. (...) Wir war'n ganz tolle froh, dass die Wende – also, dass jetzt die Grenzen nimmehr sind. Dass man hin und her konnte. Und wir sind dann och noch mal drüben gewesen kurz vor Ultimo. Als das dann hier schon so bröckelte (stockt) und als die SED zur PDS wurde, und alles so'n Quatsch. Da sind wir noch mal da gewesen. Und da war schon die Grenze so gut wie offen. Kann man sagen. Ich sagte es schon, wir ham uns tolle gefreut, weil diese Kluft (...) hat uns ganz tolle traurig gemacht. Und wir ham uns so gefreut (Interview 19, S. 2).

Begeisterung und Hoffnung waren in dieser Zeit atmosphärisch spürbar, wie eine Befragte ausführt:

Also, es war schon gut, es war schon gut, also ich kann mich noch ganz erinnern, ich war kurz vor der Wende paar Tage in Bautzen und hab' da nach Bananen angestanden (Lachen von beiden). Also das wird mir (...) unvergessen sein. Und alle standen sie in der Schlange, und keiner war so stumm und so (...). Und dann bin ich paar Tage nach der Wende in Bautzen gewesen, und da waren fremde Leute, die redeten einfach miteinander. Ich hab' gedacht, das kann doch ni' wahr sein, dass die Leute wieder reden. (...) Und das war die Euphorie nach der Wende, und es war einfach herzlich, und (...) man war ganz anders (...), jeder war noch voll Erwartung und voll „Was könn' wir noch draus machen, und was wird auf uns drauf zu kommen?“ Also man hatte sich doch noch was erhofft und freute sich eigentlich auch sehr. Und (...) gerade in unserer Familie (...), wir

haben viel durchgemacht, die sozialistischen Jahre. Mein Vater, der war ein Gegner (Interview 1, S. 4).

Die Stimmung, die hier als charakteristisch für die Zeit vor der Wende beschrieben wird, zeichnete sich durch Bedrückung und Ängstlichkeit aus. Während der Wende war nicht klar, wie das Kräftemessen zwischen der herrschenden Schicht und der Opposition ausgehen würde. Die Stimmung nach der Wende wird als herzlich beschrieben. Fremde Leute redeten miteinander; man war voller Erwartungen und Pläne und versprach sich eine bessere Gesellschaft. Die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft wird auch in einem Gespräch deutlich, das eine der Befragten damals zufällig mithörte:

Das war für mich so einschneidend, das vergess ich nie. (...) Vor dem 1. Juli 90 bin ich mit dem Bus vom Betrieb nach Hause gefahren, und da hinten standen in dem Bus zwee jung' Fraun, Mütter mit Kinderwagen. Und die unterhielten sich und sagten: „Ach ja, das wird schön.“ Und so weiter: „Wir freun uns schon. Alles von der BRD, und die ganzen sozialen Belange von uns. Und dann sind wir voll da.“ Ja, Pustekuchen. Das konnt ja ni sein. Das ging ja nicht (Interview 14, S. 7).

Enttäuschung folgt, da Hoffnungen und Erwartungen sich nicht erfüllen. Die Erzählerin stellt aus heutiger Sicht fest, dass die damaligen Erwartungen unrealistisch waren. Durch Euphorie entstand ein unrealistisches Bild von der Bundesrepublik und der Zukunft, so wie beispielsweise eine Art Heilerwartung, die das folgende Zitat wieder gibt. Unangenehme Facetten werden dabei ausgeblendet:

Wir ham ja den Einblick och gar ni' so gehabt. Wir ham ja bloß das Gute von drüben gesehn und was so Arbeitslosigkeit und so, das hat uns überhaupt ni' gestört. Ach, was die da ham, arbeitslos und die Gefährlichkeit of der Straße. Hier konnte man abends gehen, da war überhaupt nüscht passiert oder och die Kriminalität, ni' wahr. (...) Das war für uns eigentlich ni' so. Denn wir war'n wirklich, also ... Oder es is' eben ni' so zum Tragen gekomm', dass man das ni' so erfahr'n hat, wie das heutzutage is' (Interview 13, S. 3).

Nur das „Gute“ wurde von „drüben“ erwartet. Arbeitslosigkeit wurde bagatellisiert („Ach, was die da haben, arbeitslos“).

Lediglich eine der Befragten war aktiv an den Ereignissen der Wende beteiligt. Sie führt hierzu aus:

(...) das Gefühl hatte, ich möchte mich mit engagieren. Und das war schon im Herbst '89, in der Zeit, als ich als Lehrerin an der Schule war. Und auch ein bisschen mit Angst verbunden war, wenn man an den Montagsdemos teilnahm, und das eben letzten Endes erst mal von der Schule aus ein bisschen im Verborgenen gemacht hat. Und ich hab' mich dann auch entschlossen, mich eben mit zu engagieren und im neuen Forum mich angemeldet. Und trotzdem wollt' ich das ein bisschen, also getrennt von meiner Berufstätigkeit machen. Und ich erinnere mich noch ganz genau, dass ich verblüfft war, als in unsrer Schulweihnachtsfeier – da wurden kleine Geschenke an die Lehrer verteilt, und da kriegte ich so'n Demobeutel mit Kerze, kleiner Flasche Schnaps und Streichhölzer (Lachen) – (...) dass ich da ein bisschen gezuckt habe und gedacht habe: Oh, das ist doch bekannter als ich dachte. Und das bekam ich von Schülern, vor Lehrern. Und da merkt man, wie man doch noch immer ein bisschen Angst gehabt hat. Dann wurden vom „Neuen Forum“ Gruppen gebildet, Arbeitsgruppen, und da war ich in der Gruppe Bildung. Also es wurde ja immer konkreter, aber es war ja alles noch eigentlich im alten Status, und (...) man wusste nicht, wo das hingeht, aber man hat viel Zeit vor dem Fernseher verbracht und sich orientiert (Interview 3, S. 1).

Die Angst der Erzählerin vor Sanktionen am Arbeitsplatz als Reaktion auf ihre Beteiligung an Demonstrationen wird hier deutlich. Hinsichtlich ihrer Haltung zur DDR ist sie als „distanziert“ einzuordnen, da sie sich 1989 einer Oppositionsgruppe anschloss. Frauen, die diesen Typus der „Distanzierten“ verkörpern, blieben aus Angst vor Nachteilen oder Repressalien vorsichtig. Diese Vorsicht ist in obiger Erzählung zu spüren. Gleichwohl wagte die Befragte es dann doch in der Vorwendezeit, öffentlich gegen das Regime zu protestieren.

In einem maximalen Kontrast zu diesen begeisterten und hoffnungsvollen Reaktionen stehen die mit den Wende-Ereignissen verbundenen Ängste und Sorgen.

2.2.2 *Mit Angst und Sorge in die Wende*

Vor allem die mit ihrem Leben in der DDR zufriedenen Frauen erzählen von Ängsten und Sorgen, die sie nun angesichts der Wende empfanden („Zufriedene“: Interviews 11, 13, 26; „Unpolitische“: Interview 4). Ängste beziehen sich in erster Linie auf die persönliche Situation. Meist steht die Angst um den Arbeits- oder Ausbildungsplatz im Vordergrund („Angst um den Arbeitsplatz war das, was einen am meisten bewegt hat, gerade in unserem Alter“; „neue Wege gehen müssen, um mit der Arbeit weiterhin voranzukommen“; „ob die Tochter einen Ausbildungsplatz findet“). Während der Wende traten existenzielle Probleme und unsichere Situationen auf („Rückübertragungsansprüche auf unser Haus, dass wir wieder ausziehen müssen“), die gesundheitliche Probleme nach sich zogen („das Gefühl, in ein Loch zu fallen“, „schlaflose Nächte verbracht“, „gesundheitliche Probleme, zwölf Kilo abgenommen“):

I: An was Sie sich einfach jetzt so ganz spontan dran erinnern. Also was besonders einschneidend für Sie war?

A: Na, besonders einschneidend war eigentlich die Ofregung, ob man den Arbeitsplatz behält oder nicht. Das war das, was einen am meisten bewegt hat. Und das hat mich och richtig krank gemacht, muss ich sagen. Ich war da richtig ofgereg und krank, aber mehr seelisch krank, also ni', dass ich zum Arzt gegang' bin oder so. Also, das hab' ich alles so in mich rein gefressen (Interview 13, S. 1).

Diese Interviewte arbeitete als Sekretärin bei einer Gewerkschaft und geriet angesichts der Unwägbarkeiten, die die Wende begleiteten, in eine psychosomatische Krise. Entgegen ihren Befürchtungen behielt sie ihren Arbeitsplatz bis zum Rentenalter. Andere Frauen erlebten eine krisenhafte Erwerbsbiografie.

Befürchtungen mit Blick auf die Zukunft werden auch mit dem Alter in Zusammenhang gebracht. So erklärt eine der Befragten, die zu DDR-Zeiten als Industrieschneiderin arbeitete und nach der Wende ihren Arbeitsplatz verlor, dass das auch mit ihrem Alter zu tun hat und sie diese Entwicklung hat kommen sehen:

Dass die Wende kommen musste, das war uns ja eigentlich klar. Es musste irgendetwas passieren. Das ist erstmal logisch gewesen. Aber wie die Wende passiert ist und als einschneidendes Problem, muss ich ganz ehrlich sagen, ist die Zeit danach erst. Die Wende selbst, die hat man erlebt, aber dass da so was ganz Weltbewegendes für mich persönlich war, kann ich ni' sagen. Die Zeit danach, das war eigentlich das Schlimme. Wir ham voraus gesehn, was auf uns zukommt. Grade in unsrem Alter. Berufstätig (Interview 11, S. 1).

Eine andere Interviewte, die vor 1990 als Familienangehörige im Betrieb ihres Mannes arbeitete, schildert massive psychosomatische Beschwerden im Zusammenhang mit der Wende:

Ja, es gab sehr einschneidende Erlebnisse. Ich war mir nicht im Klaren, ob überhaupt die Möglichkeit besteht, dass die Tätigkeit, die ich bisher ausgeführt habe, dass ich die weiter ausführen kann. Wir hatten, oder ich hatte das Gefühl, dass wir in ein Loch fallen. Wir ham irgendwie neue Wege gehen müssen, um mit der Arbeit weiterhin voranzukommen. Das nächste Problem bestand darin, dass unsre große Tochter das Abitur bestanden hatte und es jetzt darum ging, für sie eine entsprechende Ausbildung zu bekommen. Und das dritte Problem, das uns betraf, war, dass wir das Einfamilienhaus, was wir gekauft hatten vom ehemaligen Verkäufer, als Rückübertragungsanspruch formuliert wurde. Und dieses Problem wurde uns im Ende mitgeteilt mit dem Hinweis, dass wir ja auch eventuell dann aus dem Haus, was erworben wurde, was bezahlt war, wieder ausziehen müssen. Unter Umständen. So dass sich dort massiv mehrere Probleme, die unser Leben doch einschneidend verändern sollten, auftraten. Und ich hab' das so erlebt, dass ich also viele schlaflose Nächte hatte und auch dementsprechend gesundheitlich da doch ein bisschen draufgegeben habe. Ich habe in der Zeit zwölf Kilo abgenommen, also mich hat das schon stark beschäftigt (Interview 26, S. 1).

Zwischen denjenigen Befragten, die von Ängsten und Sorgen berichten und denjenigen, die Begeisterung und Hoffnung mit der Wende in Zusammenhang bringen, stehen solche, die mit „gemischten“ Gefühlen reagieren.

2.2.3 Mit „gemischten“ Gefühlen in die Wende

Es sind überwiegend solche Befragte, die sich als zufrieden mit ihrem Leben in der DDR oder als unpolitische Menschen darstellen („Zufriedene“: Interviews 5, 7, 17; „Unpolitische“: Interview 4; „Distanzierte“: Interview 9). Sie sprechen von „gemischten“ Gefühlen angesichts der Wende. Frau Walter (Interview 4, S. 1) ist eine dieser Frauen. Sie arbeitete vor dem Umbruch als Köchin in einem Altenheim:

A: Mir ist noch in Erinnerung diese Kette mit den Lichtern. Und da kann ich mich erinnern, dass ick damals sehr zwiespältige Gefühle hatte. Uff eene Art war ich froh, und auf eene andere Art habe ich Angst gehabt, denn ich war eene allein stehende Mutter, also ich war zwar in eener Partnerschaft eingebunden, aber war nicht verheiratet, und hatte mehrere Kinder, die noch in die Schule gingen, und da hatte ich meine Bedenken, wie das noch werden sollte. Ich konnte mir das einfach nicht vorstellen, das det so einfach über die Bühne läuft.

I: Das war so eine ungewisse Zukunft?

A: Ja. Na ja, und dann (Pause)

I: Die Lichterkette, das war direkt bei Ihnen, wo Sie gewohnt haben?

A: Das (...) war auf der Straße dort so, ich bin dann auch mit runter gegangen, aber wie gesagt, ach, ich hatte diese Gefühle, also, die waren doch sehr unterschiedlich dazu. Na, dann kam's ja och schon, höhere Mieten, na, und beruflich, es war een Chaos auf Arbeit.

Frau Walter ist zweimal geschieden und hat sechs Kinder. Sie lebte zur Zeit der Wende mit einem Mann zusammen, der Alkoholiker war. Die Beziehung erlebte sie als Last. Sie selbst war aufgrund gesundheitlicher Probleme nicht voll arbeitsfähig und ging realistisch davon aus, im neuen System nicht den gleichen sozialen Schutz zu erfahren. Ihre Erwerbsbiografie nahm tatsächlich einen krisenhaften Verlauf an.

Demgegenüber brachte die Wende für eine andere Befragte, Frau Ehlert, neue Chancen. Aber auch sie spricht von „gemischten“ Gefühlen:

Ich denke, das war nicht nur für mich einschneidend, das war für alle einschneidend. (Überlegt) ich denke, es hat teilweise Angst gemacht, und man wusste nicht, ob man froh sein sollte oder was da auf einen zukam. Also, das waren schon so ein paar bedenkliche Sachen. Also man gehörte, glaube ich, nicht zu denen, die da super glücklich waren über das. Weil, das war alles was Neues, es war was Fremdes. Also ich hatte vorher keine westlichen Kontakte, keine Westverwandte oder irgendwie so. So dass ich mir über das, was mich dort zu erwarten hatte, eigentlich nur das, was man in der Schule gelernt hatte, und das war nicht gerade das, was man so als so ganz positives Bild sieht. Oder gesehen hat, und von daher war das schon so ein bisschen gemischt, das Gefühl, muss ich sagen. Ja, also diese Euphorie, die war da schon so ein bisschen mit Sorge bestückt, also, dass ich dann gleich los und, und so. Also es gab offensichtlich welche, die da nachts gleich zur Grenze und euphorisch waren, und was weiß ich. Und ich glaube, zu denen gehörte ich nicht. Ich war eher so ein bisschen nachdenklich. Ich bedaure das nicht, also ich möchte das nicht zurück haben, aber es hat mich schon so ein bisschen mit ... Also es war einfach ungewiss, was kommt da auf dich zu (Interview 17, S. 1).

Eine Situation der Fremdheit, die Ängste auslöst, wird beschrieben. Das westdeutsche System war nur aus Schulbüchern bekannt, und das dort vermittelte Bild war nicht positiv. In einer fremden Situation ist erst einmal Orientierung gefordert, um sich mit den neuen Regeln, Werten und Normen vertraut zu machen. Zurückhaltung und Vorsicht sind angebracht. Bei Frau Ehlert kommt hinzu, dass sie wohl dem alten System positiv gegenüber stand, auch wenn sie es nicht deutlich ausspricht.

Was sie damals mit vertrat, galt nun plötzlich nichts mehr. Die Verarbeitung einer solchen Situation braucht Zeit. Von dem Opportunismus einiger Kolleginnen und Kollegen zeigte sie sich schockiert.

2.2.4 *Pragmatisch in die Wende*

Einen pragmatischen Umgang mit den Ereignissen der Wende vertreten Frauen, die für die Zeit der DDR als „kritisch angepasst“ (Interviews 2, 8) sowie als „zufrieden“ (Interviews 15, 25) eingestuft wurden. Eine Befragte, Produktionsleiterin in einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, äußert eine solche pragmatische Ansicht:

I: Wenn Sie jetzt versuchen, zurückzudenken an die Wende im Großen und Ganzen, also in allem, was da so dran hing, also die politische Veränderung, aber auch nicht nur, auch so im Alltäglichen, jetzt nicht nur im Beruf – wie sehen Sie das heute, wenn Sie zurückdenken? Oder erzählen sie mal, wie Sie das erlebt haben.

A: Also, wo das Vorfeld von der Wende war, da ham wir gesagt (...) ich geh' jetzt ma von unsrem Betrieb aus, weil wir doch gewisse Einsicht ham, gesagt, so geht es nicht weiter, hier muss was werden. Also, fanden wir alle richtig, das wär' der richtige Weg, wie's gekommen ist. Ich muss jetzt im Nachher noch eins sagen, man is' ja nie so gekommen, was wär' geschehen. So, das muss man sich immer wieder vor Augen halten. Es ist vieles geschehen, was ich absolut gar nich für richtig empfinde. Och ma für die Landwirtschaft, es ist alles zerstört worden, alles sinnlos zerstört worden. Es konnte vieles bestimmt übernommen werden, was im Allgemeinen hätt' mehr gebracht (Interview 2, S. 3).

Aus ökonomischer und betriebswirtschaftlicher Perspektive wurde die Wende begrüßenswert. Die Befragte lebte nach dem Grundsatz „das Beste draus zu machen“. So hatte sie

studiert und war Produktionsleiterin der LPG geworden, obgleich sie es vorgezogen hätte, Bäuerin zu werden. Auch nach der Wende leitet dieses Motto. Nun gelingt es, sich als Bäuerin selbstständig zu machen und den eigenen Betrieb mit Erfolg zu führen.³

Eine andere Befragte, Frau Beck (Interview 8) – sie leitete vor und nach der Wende eine Bibliothek –, sagt über sich selbst: „Ich bin kein Held. Nie gewesen. Bin auch in der Wendezeit nicht vorneweg marschiert“ (S. 15). Dennoch wurde die Wende nicht abgelehnt, wie mit der folgenden Äußerung deutlich wird:

Ich glaub', dass die Wende für jeden ein einschneidendes Erlebnis gewesen ist. Ganz egal, welcher Altersgruppe und welcher sozialen Gruppe er angehört hat, weil sich sicher für jeden mit der Wende etwas geändert hat. Mehr oder weniger viel geändert hat. Ich selber hab' die Wende erlebt als ein Ereignis oder eine Folge von Ereignissen – ja, eigentlich eine Folge von Ereignissen –, die zu mancherlei Verbesserung geführt haben, in meiner beruflichen Situation, auch in meiner privaten Situation, und natürlich, die Wende ist ein politisches Ereignis gewesen, und wir sind alle irgendwo politisch determiniert. Und auch da habe ich die Wende schon als eine positive Entwicklung empfunden (Interview 8, S. 1).

Frau Beck konnte sich nach der Wende in ihrer führenden Position behaupten. Als Angestellte im öffentlichen Dienst muss sie sich weniger von Kündigung bedroht fühlen. Frau Maier, die zu DDR-Zeiten im Großhandel als Disponentin tätig war, erlebte die Wende offenbar weder mit Begeisterung noch mit Ablehnung:

Die Wende, gut, man muss es hinnehmen, heute würde man sich sicher manches anders vorstellen. Anders denken oder, und jetzt ist ja sowieso die Situation, fragt man sich, was wird, na, so is es (Interview 25, S. 1).

Von dem, wie die Systemtransformation dann konkret vonstatten geht, ist Frau Maier enttäuscht. Sie verliert ihren Arbeitsplatz, ohne wieder erwerbstätig sein zu können.

2.2.5 Zusammenfassung und Interpretation

Die Jahre 1989 und 1990 waren voller dramatischer Ereignisse, die das soziale Gefüge der heutigen neuen Bundesländer radikal veränderten. Vier Haltungen, die die Befragten dazu einnehmen, konnten rekonstruiert und fallübergreifend generalisiert werden:

In einem maximalen Kontrast stehen dabei Begeisterung, Hoffnung, Engagement einerseits, Angst und Sorgen andererseits zueinander. Anfängliche Begeisterung weicht der Erkenntnis, auf die durch die Systemtransformation entstandenen Probleme nicht vorbereitet zu sein. Enttäuschungen traten ein. Umgekehrt kann Ängstlichkeit auch positive Veränderungen ausgeblendet haben. Pragmatismus oder „gemischte“ Gefühle schützten vor unrealistischen Hoffnungen und Erwartungen.

Ging mit der jeweiligen politischen Einstellung zur DDR eine bestimmte Haltung zur Systemtransformation einher? Färbt das zum Zeitpunkt des Interviews Erreichte retrospektiv die Sicht auf frühere Ereignisse und Haltungen? Diese Frage ähnelt der danach, was

3 Dieses Muster könnte dem des „rationalistisch-technokratischen Milieus“ entsprechen, das bei Vester u. a. beschrieben wird. Die von Sinus konstatierte Verwurzelung in der DDR fehlt hier jedoch vollständig (vgl. Vester u. a. 2001, S. 529).

zuerst war – die Henne oder das Ei. Deutlich wird jedenfalls, dass diejenigen Befragten, die sich zur DDR zustimmend äußern („Zufriedene“, „Unpolitische“, „Ahnungslose“), „gemischte“ Gefühle, Ängste und Sorgen im Zusammenhang mit der Wende thematisieren. Umgekehrt sprechen DDR-Kritikerinnen („Distanzierte“, „Kritisch-Angepasste“, „Rebellin“) von Begeisterung und Hoffnung. Dieser Befund ist wenig überraschend und lässt sich motivationstheoretisch dahingehend interpretieren, dass mit einer Situation zufriedene Menschen wenig Neigung verspüren, diese zu verändern und gegen eine ungewisse Zukunft einzutauschen. Ein als unbefriedigend empfundener Zustand wird hingegen gern und motiviert verändert, wenn Alternativen greif- und realisierbar sind.

2.3 Das Erleben der Systemtransformation

Einstellungen und Haltungen zum Prozess der Systemtransformation und zum neuen Gesellschaftssystem untersucht der folgende Abschnitt, wobei vier Einstellungsmuster rekonstruiert wurden. Eines dieser Muster bringt empfundene Kolonialisierung zum Ausdruck, dass das bundesdeutsche System der Bevölkerung in den neuen Bundesländern übergestülpt worden sei. Hier erscheinen die „Wessis“ nicht als Personen, die beim Wiederaufbau halfen, sondern als Ausbeuter, die ihres eigenen Vorteils wegen kamen und wieder verschwanden, als es nichts mehr zu „holen“ gab. Auch die Stigmatisierung zum „Ossi“ von seiten der Westdeutschen wird thematisiert. Diese wird keineswegs nur von Frauen empfunden, die dem alten System nahe standen, sondern auch von denen, die sich als distanziert bis ablehnend darstellen. Vertreten sind dabei Frauen aus allen drei untersuchten Altersgruppen.

Aber auch eine positive Haltung, die auf die Vorteile des neuen Systems wie die Sanierung der Altstädte oder die höhere Rente abstellt, wird deutlich. Häufiger anzutreffen ist jedoch eine abwägende Einstellung; sowohl Vor- als auch Nachteile wahrzunehmen. Mit Enttäuschung wird registriert, dass die eigenen, früheren Verdienste nicht mehr zählen. Die Massenarbeitslosigkeit entwickelt sich in einigen Fällen zu einem familiären Problem, auch wenn die Frauen selbst nicht direkt betroffen sind. In manchen Familien deutet sich soziale Randständigkeit durch Arbeitslosigkeit oder Krankheit an. Die Befragten sprechen zudem von einem Wandel der sozialen Beziehungen hin zu mehr Neid, Missgunst und Distanz – eine Folge der neuen sozialen Ungleichheit.

Durch die Systemtransformation veränderten sich die Systeme von Wirtschaft, Recht, Politik und sozialer Sicherung radikal. Die Weichen für diese Entwicklung stellten die Wahlen 1990. Das, was von der DDR übrig war, wurde mit überwältigender Mehrheit der Bevölkerung abgewählt, die meisten Stimmen erhielten jene Parteien, die für einen möglichst schnellen Anschluss an die Bundesrepublik plädierten.

Es kam zu einer Neuregelung der Eigentumsverhältnisse. Für manche DDR-Bürgerinnen und -Bürger verband sich damit die Chance, früheren Grund und Boden zurückerstattet zu bekommen. In der DDR wurden die Mieten künstlich niedrig gehalten, es herrschte Wohnungsknappheit. Die Systemtransformation brachte den freien Wohnungsmarkt und eine Anpassung der Mieten an das westdeutsche Niveau. Schon bald gab es durch Sanierung, Neubau und nicht zuletzt die Abwanderung vieler Menschen in den Westen Deutschlands ein Überangebot an Wohnungen.

Die Wende bewirkte zudem eine völlige Neustrukturierung der Wirtschaft der neuen Bundesländer. Viele ehemalige DDR-Betriebe waren auf dem internationalen Markt nicht

konkurrenzfähig; einige konnten sich behaupten, indem sie ihre Belegschaft drastisch reduzierten. Inmitten des generellen Privatisierungs- und Anpassungsprozesses an das kapitalistische Marktsystem ging auch das eine oder andere durchaus lebensfähige Unternehmen unter. Die Arbeitslosenquote im Arbeitsamtsbezirk Bautzen beträgt stets über 22,5% – fast vier Mal so hoch wie in einigen Arbeitsamtbezirken Baden-Württembergs.

Die befragten Frauen erlebten diese politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen und waren mehr oder weniger persönlich von ihnen betroffen. Eine persönliche Betroffenheit entstand zum Beispiel durch die eigene Arbeitslosigkeit bzw. die Arbeitslosigkeit des Ehemanns, der Kinder oder Enkelkinder. Sie entstand auch durch die berufsbedingte Abwanderung von Familienangehörigen.

Angesichts des skizzierten tiefgreifenden Wandels ist es nicht verwunderlich, dass die Nachwendezeit im Unterschied zur überwiegend positiv erlebten Wendezeit sehr viel differenzierter beurteilt wird. Verbesserungen in Bezug auf Wohnsituation, Versorgungslage und Reisefreiheit werden anerkannt; keine der Befragten wünscht sich die DDR zurück. Kritische Sichten scheinen unabhängig von der früheren Haltung zum sozialistischen Staat zu sein. Zu den Kritikerinnen zählen sowohl in der DDR zufriedene als auch ihr ablehnend oder distanziert gegenüber stehende Frauen. Zwischen allgemeiner Gesellschaftskritik und persönlicher Betroffenheit durch Krisen scheint kein unmittelbarer Zusammenhang zu bestehen. Zu den sich kritisch äussernden Frauen gehören auch die, deren materielle Situation sich nach 1990 deutlich verbesserte.

Zusammenfassung: Die im Folgenden ausgeführten typischen Beurteilungsschemata bezüglich der Systemtransformation werden hier vorweg zusammengefasst.

1. Eine allgemeine Haltung zu dem neuen System beinhaltet einen Kolonialisierungsvorwurf und die Kritik am „harten Gesetz des Kapitalismus“. Westdeutschland oder die westdeutsche Bevölkerung erscheinen als fremde Macht, die der früheren DDR das kapitalistische System „überstülpte“, wenig Unterstützung bot und sich eigene Vorteile verschaffte. Diese Kritik äußern nicht nur überzeugte Anhängerinnen, sondern auch Kritikerinnen der alten DDR. In der Region – möglicherweise in den neuen Bundesländern generell – scheint sich eine kritische, kollektive Identität herausgebildet zu haben, die nicht primär mit der persönlichen Situation der Einzelnen erklärt werden kann und nicht von der früheren Haltung zum DDR-System abhängt. Es könnte sich hierbei um ein Muster der „Bewältigung beschädigter Identität“ (Goffman) handeln. Gegensätze zwischen Ost- und Westdeutschen hätten sich hiernach verfestigt.

2. Im Kontrast dazu steht eine positive Haltung. Betont werden aus dieser Sicht die Vorteile des neuen Systems. Einige Interviews enthalten gleichzeitig positive und negative Einschätzungen der Situation.

3. Arbeitslosigkeit und deren Folgen auf die Menschen, insbesondere die Jugendlichen, wird von einigen Befragten fokussiert. Ihre Chancenlosigkeit wird beklagt und wegen der hohen Migration das Ausbluten der Region.

4. In einer darüber hinaus rekonstruierten Haltung steht – weniger grundsätzlich als in denen zuvor – vor allem das Erlernen der neuen Systembedingungen im Vordergrund. Während die DDR ein „Betreuungssystem“ war, muss man im neuen Sozialsystem mehr denken und selbstständiger handeln.

5. Andere Befragte wiederum stellen persönliche Betroffenheit stärker in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Hierzu gehört u. a. die Wahrnehmung des Verlustes sozialer An-

erkennung („... war man plötzlich nischt mehr“), frühere Verdienste zählen nicht mehr, und die eigene Person gilt nichts mehr. Von manchen Befragten wird die Systemtransformation als Familienkrise erlebt; Kinder, Schwiegerkinder oder Enkel geraten in berufsbiografische Krisen, Familienmitglieder und die Befragten selbst erkranken schwer. Diese Ereignisse werden in kausalem Zusammenhang mit der Transformation gesehen. Familienkrisen lösen große Betroffenheit bei den Frauen aus und führen mitunter zu sozialem Abstieg. Auf der Performanzebene wird deutlich, dass die Befragten Kinder und Enkel mit materiellen Hilfestellungen unterstützen; Familienmilieus ändern sich dadurch.

6. Die durch die Wende veränderten sozialen Beziehungen sind schließlich für manche Befragten ein dominantes Thema. Eine Befragte, die Sekretärin in einer SED-Kreisleitung war, fühlt sich nach der Wende stigmatisiert. Eine andere berichtet schockiert von plötzlichen Verhaltens- und Einstellungsänderungen der Menschen ihres Umfelds, die ihr wenig glaubwürdig erscheinen. Manche konstatieren mehr Neid und Missgunst; Distanz, Anonymität, und eine grundsätzlich pessimistische Stimmung scheint die sozialen Beziehungen zu charakterisieren.

Auf diese Art wird von den Befragten ein Stimmungsbild der Gesellschaft gezeichnet.

2.3.1 „Warum hat man uns alles hier kaputt gemacht?“ – Kolonialisierung und das „harte Gesetz des Kapitalismus“

Empirische Grundlage: Die Interviews 1, 8, 10, 16, 18 und 22 liegen den folgenden Ausführungen zugrunde.

Allgemeine Merkmale: Kritik an der Art des Anschlusses Ostdeutschlands bzw. an den Westdeutschen allgemein wird massiv quer über die Kohorten hinweg formuliert. Es wird eingeräumt, dass der wirtschaftliche Zusammenbruch mit der Schwäche der DDR-Wirtschaft zusammenhing, doch für die Entwicklungen in der Nachwendezeit werden die Regierung und westdeutsche Unternehmer verantwortlich gemacht. Pointierte Vorwürfe werden erhoben.

Beispiele: Für die dritte Altersgruppe der über 70-Jährigen sei Frau Lohmeier, 1910 geboren, zitiert. Sie entstammt einer christlichen Familie und äußert sich zur DDR distanziert bis ablehnend:

A: (...) ja, und dann hinterher (...), wie sich das alles entwickelte, doch ziemliche Enttäuschung. Und ich bin eigentlich verwundert darüber, war ich verwundert auch, dass die – Westdeutschland nicht besser vorbereitet waren auf das eventuell mal stattfindende Ereignis. Sie waren eigentlich bissel hilflos. Und wie man eben immer sagt, sie stülpten einfach ihr Programm uns über. Und das war natürlich ganz fehlgeschlagen. Eines Tages ging ich hier einkaufen und wollte Quark haben, und da – ich denk, ich seh’ nich’ recht, der Quark kam aus Bad Kissingen. Da dacht’ ich, das is’ doch wohl nich’ möglich. Dass wir die Kühe auf der Weide stehen haben und keine Bauern, die verstanden, Quark herzustellen (Lachen in der Stimme). Also solche Winzigkeiten, aber wissen Sie, wie einen das so überrumpelt hat, nich’ wahr?

I: Sind ja ein Zeichen für etwas.

A: Ja, ja, ja! Das is’ es. Und (...) grade hier, wir in der Oberlausitz, ham wir sehr viel Industrie gehabt, keine Schwerindustrie wie im Ruhrgebiet oder Rheinland. Aber doch die Webereien, Spinnereien und auch, wenn ich ans Erzgebirge denke, dieses schöne Kunsthandwerk. Und ach, so vielerlei im Vogtland, nu, diese Spitzen, es war’n doch alles Dinge, die war’n weit und breit in der Welt bekannt, nich’ wahr. ...

Und da warn wir in A-Dorf [Anonymisierung – d. A.]. Und da erschrak ich richtig über die Totenstille, die über dieser ganzen Gegend lag. Die sonst so lebendig war. Also, das hat mich sehr geschmerzt. Und ich hab' mich immer empört darüber, wenn ich dann das hörte, wie die uns einschätzen und auch von oben herab. Nun ein Betrieb nach dem andern geschlossen wurde, da fragte man sich, wo soll das hinführen. Ich mein', wenn auch vieles sicher sehr am Boden lag, was die Maschinen und so weiter an betraf, aber das war doch wirklich nicht unmöglich, dass man eben dann das alles erneuerte. Und dann die Menschen vor allen Dingen in der Arbeit ließen. Wir ham doch, wir hätten doch mitgeholfen dem Westen, nich' wahr! Indem wir auch mit unserm Können und Vermögen weiter mitgemacht hätten. Stattdessen wurde so einer nach dem andern, und da hat mich bald mal eine Wut gepackt (Lachen), ja den gegenüber, die das eben nun veranlassen und zu Wege brachten.

I: Und wie sehen Sie das heute?

A: Tja, sie haben alle immer versprochen, uns zu helfen, aber man sieht doch an der großen Zahl der Arbeitslosen, an der Stille (Interview 18, S. 2).

Hier werden mehrere Themen angesprochen: Kritik an der Bundesregierung, die „unvorbereitet und relativ hilflos“ dem Osten „ihr Programm übergestülpt“ hat. Unverständnis gegenüber den Mechanismen des freien Marktes, beispielsweise, dass, obwohl Quark in der Region produziert wird, er aus Westdeutschland angeliefert wird. Schmerz wegen des Niedergangs der Region, in der es viel Industrie gab. Wut angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung, dass „was gut war“, nicht übernommen wurde, die Fähigkeiten der Ostdeutschen beim Umbau der Gesellschaft nicht mit einbezogen wurden. Das Resümee lautet: Die Systemtransformation ist wegen der gravierenden Arbeitslosigkeit gescheitert.

Das „harte Gesetz des Kapitalismus“ führt dazu, dass leistungsschwächere, ältere Menschen ausgegrenzt werden, führt eine weitere Befragte aus:

Aber ich glaube, dass es einfach in der, in der Gesellschaft immanent ist, dieses, dieses Verhalten, nur so lange, wie du mit voller Power auch arbeiten kannst und willst und darfst, nur so lange bist ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft. Und, ähm, wenn sich herausstellen sollte, dass du – aus welchen Gründen auch immer – die Leistung nicht mehr bringst – sei es eben zum Beispiel aus Altersgründen – dann schauen wir mal, wie wir dich loswerden. Das is' das harte Gesetz des Kapitalismus. Da brauch' man sich auch gar nichts vormachen (Interview 8, S. 9).

Die verheerenden Folgen der Systemtransformation für die Region beklagt auch Frau Exner (Interview 16). Als Lehrerin, die dem alten System distanziert bis ablehnend gegenüber stand, wird sie nach 1990 zur stellvertretenden Schulleiterin berufen:

Also, diese kapitalistischen Formen sind uns total übergestülpt worden, und damit sind also viele Normen und Werte, die wir uns eigentlich erwünscht und erträumt haben, auch nicht in Erfüllung gegangen. Viele Dinge nicht. Das geht los mit der riesigen Arbeitslosigkeit, mit dem Ausrangieren der ganzen Betriebe. Wenn ich mit dran denke, der Waggonbau hat über 3000 Arbeitsplätze gehabt, fast 4000! Und heute arbeiten gerade noch 900. Die Frauenbetriebe sind total alle zu. Wir haben unten in der Altstadt die Tuchfabriken gehabt. A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] ist eine alte Tuchmacherstadt. Also, demzufolge auch riesige Tuchfabriken, Webereien und Spinnereien und was so alles dazugehört, nichts! Alles zu, kaputt, weg! Verrotten als Ruinen, fallen schon ein zum Teil! Also, das ist zum Weinen, ehrlich zum Weinen! Und damit haben wir auch keine jungen Leute in der Stadt, weil es keine Perspektiven gibt. Für unsere jungen Leute und so, und dann heißt es, wie heißt es? Die Alten machen das Licht aus? Der Letzte macht das Licht aus. Das sind wir! Wir haben zwar eine wunderschöne Stadt, von der Historie her auch sehr berühmt, aber wir haben keine Arbeitsplätze. Und wenn sich auch B-Stadt [Anonymisierung – d. A.] öffnet als Studentenstadt, die Studenten haben null Chance, hier in der Stadt zu arbeiten oder zu bleiben, dass ihr jungen Leute hierher zieht. Jeder erzählt zwar, dass B-Stadt [Anonymisierung – d. A.] eine sehr schö-

ne Silhouette hat, aber das war es dann. Silhouette ist nur das Äußerliche; die Stadt lebt erst, wenn sie bewohnt ist, Mädchen! (Interview 16, Seite 7).

Eine fremdbestimmte Systemtransformation äußert sich darin, dass das kapitalistische System „übergestülpt“ wurde. Träume gingen nicht in Erfüllung, stattdessen leidet die Region unter Arbeitslosigkeit und Abwanderung. Mit der Formulierung „Der Letzte macht das Licht aus“ wird eine völlige Perspektivlosigkeit ausgedrückt und zugleich an einen DDR-Witz angeknüpft, der die Massenflucht in den Westen zum Thema hatte.

Vorwürfe ähnlicher Art erhebt auch Frau Mainert (Interview 10). Sie ist Rentnerin und zum Zeitpunkt des Interviews 71 Jahre alt:

Freilich, das, was in 40 Jahren runter gewirtschaftet war, das kann jetzt nich' so schnell – aber auf der anderen Seite sagt man sich, es wird ja auch nicht allzu viel Anstalt gemacht. Die machen ja eher die Betriebe kaputt, wie dass se se aufbaun, nich'? Das is' doch so, ne. Denn man kann ja nich' sagen, dass Ostdeutschland nur eine miese Gegend is' oder dass in Ostdeutschland lauter Dummköpfe gearbeitet haben oder so. Das is' immer das, was mich – da kann ich dann auch manchmal so bissel ruppig sein (lacht etwas), wenn ich dann seh', da setzen se hier in die Betriebe so een Westdeutschen rein, nich, dann arbeitet schön in seine Tasche, nich'. Gut, es gibt Ostdeutsche auch, die das machen, nich'. Und dann stehts da, dann wird der Betrieb – dann macht der eben pleite, und dann – das kann einen schon aufregen. Also das steht schon fest. So viel kriegt man als dummer, unpolitischer Mensch auch mit (lacht, schnauft leise). Und es war (...) doch ein Industrieland auch. (...) Was hatte A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] früher für Fabriken?! (Interview 10, S. 3 f.).

Am alten System wird Kritik geäußert: Das, was in 40 Jahren heruntergewirtschaftet wurde, kann nicht so schnell wieder aufgebaut werden. Kritik trifft vor allem aber das neue System: Die ostdeutschen Betriebe werden nun eher kaputt gemacht als saniert. Ein impliziter Vorwurf wird zurückgewiesen: „Man kann nicht sagen“, Ostdeutschland war „eine miese Gegend“, in der nur „Dummköpfe“ gearbeitet haben. Die Westdeutschen, die nach der Wende gekommen sind, wirtschaften in die eigene Tasche und ruinieren die Betriebe.

Viele Befragte thematisieren den Gegensatz zwischen Westdeutschen und Ostdeutschen. Die Bürger aus den alten Bundesländern werden als herablassend und stigmatisierend im Umgang mit Ostdeutschen erlebt, wie es das folgende Zitat einer Befragten, die ein Erlebnis ihrer Tochter schildert, verdeutlicht. Dem gegenüber erscheint der arrogante Westdeutsche, der nur in die eigene Tasche wirtschaftet und nicht wirklich hilft, eine klassische Gegenstigmatisierung.

Man war traurig, weil man immer wieder zu hören bekam, ja, mir ham ja 40 Jahre gearbeitet, wenn ihr auch 40 Jahre gearbeitet hättet, dann wärt ihr auch so weit, nich'. Und (...) meine Tochter, (...) die hatte in Bayreuth och Praktikum gemacht in einer Apotheke, da hat der Apotheker auch gesagt, ja, wenn die Eltern hätten gearbeitet, dann hätten sie och was schaffen können sich, nich' (Interview 1, S 4 f.).

Auch Frau Fischer (Interview 22), die dem DDR-System positiv gegenüberstand, berichtet von dieser Art Stigmatisierung, die ihr Ehemann erlebte:

Nee, und mit dem Wessi kam er auch nicht klar. Wir war'n ja alles faule Kanaken und so in der Richtung (Interview 22, S. 20).

Das Wort „Kanake“ bezeichnet die Ureinwohner der Südseeinseln; hier wird es als Schimpfwort für Ausländer benutzt. Die Vorwürfe, in der Zeit der DDR 40 Jahre lang nicht gearbeitet zu haben und aufgrund mangelnder Leistungsbereitschaft die im Ergebnis katastrophale Situation selbst verschuldet zu haben, werden mit Gegenwürfen beantwortet:

A: Und warum hat man uns alles hier kaputt gemacht? Noa.

I: Das war nicht notwendig.

A: Noa. Denn gucken se mal an, grade wie's war, (...) mir hams och schon erlebt nach 'n Krieg. Die Russen ham uns ja och alles rausgeschleppt. Noa. Wir ham wieder uffgebaut. Und mir ham wirklich ne schlecht gearbeitet. Und jetzt komm se wieder: mir togen nischt, noa. Und was ham se gemacht? Die Westler kommen, machen sich hier schönes Leben (...). Und ziehn wieder ab. Und ruinieren uns hier. Ham mer doch so viele Firmen. Noa. Und das is' das, was uns ebend ä bissel krank macht. Und uns Ältere och, uns gehts zwar ne viel an, aber man hats ja mit uffgebaut beziehungsweise man sagt sich, sinn mir wirklich bloß noch ä Dreck? Wir Ostler, noa. Und das wolln die aber drüben ne wahrhaben (Interview 21, S. 27).

Die Befragte wurde 1923 geboren und versteht sich als Mitglied der Generation, die die DDR aufbaute. Daher kränkt die empfundene Beurteilung, die DDR-Bürgerinnen und -Bürger taugten nichts. Mit dieser Verurteilung wird die eigene Lebensleistung infrage gestellt. Ein Gegenwurf wird erhoben: dass „die Westler“ sich „ein schönes Leben machen“ und die neuen Bundesländer „ruinieren“.

Diskussion der Daten: Darüber, ob die ablehnende Haltung zu dem gesellschaftlichen Umbau mehrheitlich geteilt wird, kann keine Aussage getroffen werden. Doch es spricht einiges dafür. Diese ablehnende Haltung scheint sich vor dem Hintergrund der letzten fünfzehn Jahre zu einer kollektiven Identität zu entwickeln. Die Gegensätze zwischen den alten und neuen Bundesländern werden damit verschärft. Zentral ist das Gefühl von Fremdbestimmung. Der gesellschaftliche Umbau wurde nicht durch eigene Entscheidungen herbeigeführt, sondern „übergestülpt“; die Befragten reklamieren für sich im Rahmen der dramatischen Entwicklungen einen Opferstatus. Es wird eingeräumt, dass die Wirtschaft der DDR „am Boden“ lag. Aber „die Westdeutschen“ haben eher ab- statt aufgebaut. Diese Sicht steht in Zusammenhang mit der empfundenen Entwertung der eigenen Biografie. Das Gefühl der Stigmatisierung durch Westdeutsche, die die Ostdeutschen nicht als gleichwertig anerkennen, gehört dazu. Hinter dieser ablehnenden Haltung stehen die Auswirkungen der Systemtransformation in der heute wirtschaftlich schwachen Region. Die grundsätzlich pessimistische Stimmung kann im Zusammenhang mit der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit gesehen werden. Die strukturelle Problematik wird von den Befragten zum Teil individualisiert.

2.3.2 „Erinnert Euch doch mal, wie's vor zehn Jahren hier war!“ – Die Verbesserungsthese

Empirische Grundlage: Basis ist vor allem Interview 9. In anderen Interviews wie 2 und 17 finden sich weitere positive Passagen zum neuen bundesrepublikanischen System.

Allgemeine Merkmale: Diese Haltung steht in deutlichem Kontrast zu der von den Befragten mehrheitlich eingenommenen; dies wird von den Frauen, die sich positiv äußern, auch so empfunden. Sich gegen die pessimistische Stimmung der anderen wendend, wird auf das Positive wie zum Beispiel die Meinungs- und Reisefreiheit, die Sanierung der verfallenen Städte verwiesen.

Beispiele: Frau Daume (Interview 9) stellt im Vergleich mit der DDR die positiven Seiten der neuen Verhältnisse fest. Die negative Haltung anderer findet keine Akzeptanz:

Das haben die Christen schon versucht, alle Menschen glücklich zu machen. Die Kommunisten ham's versucht. Die sind noch mehr eingebrochen, nicht? (...) So was gibt es nicht. Aber es hat jeder Mensch die Möglichkeit, oder fast jeder, ein würdevolles Leben zu führen. Man müsste (...) nur die Menschen ein klein wenig mehr darauf hinweisen. Man macht genau das Gegenteil. Man macht die Menschen unzufrieden von früh bis abends. Indem man ihn' eigentlich Dinge vormacht, die eigentlich nicht real sind. Ja? Ich weiß nicht, ob Sie sich och manchmal mit so älteren A-Stadt-Bewohnern [Anonymisierung – d. A.] unterhalten. „Hier ist ja nichts los. Und keene Arbeit! Und ...“ Alles Positive, was die haben, ja. Dass sie vielleicht auch schon zehn Jahre ihr Auskommen haben, ohne dafür arbeiten zu müssen. Das wird keiner anerkennen. (...) Man muss sie erst mal drauf aufmerksam machen. Ich hab' jetzt erst wieder ein Gespräch gehabt. Bin ich zum Chor hochgegangen. Da ging's ebenso: A-Stadt, A-Stadt [Anonymisierung – d. A.]. Ich sag': „Kinder, was habt ihr denn dagegen? Erinnert euch doch mal, wie's vor zehn Jahren in A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] war. Wäre alles geblieben, wie es war, hätten wir heute keine Altstadt mehr. Denn wenn noch zehn Jahre über die Altstadt weggegangen sind, dann wär da gar nichts mehr zu retten gewesen.“ Da drehte sich die eine Frau um, mit der bin ich immer noch per „Sie“, und sagte: „Sie haben Recht. Man redet einfach mit.“ Mal hat einer angefangen und machen's einfach mit. Und so ist das viel. Warum wird nicht mal die öffentlichen Medien mal dazu genutzt, um mal ganz Positives zu bringen. Echt Positives!“ (Interview 9, S. 22 f.).

Im Vergleich zwischen DDR und gegenwärtiger Situation wird auf die positiven Aspekte der Entwicklung nach 1990 verwiesen: die Sanierung der Altstädte, ein Auskommen seit zehn Jahren, ohne dafür arbeiten zu müssen. Die Zitierte hatte es selbst nach der Wende nicht leicht; sie geriet – so führt sie aus – in eine gesundheitliche Krise und verlor den Arbeitsplatz. Aus ihrer Sicht überwand sie die Krise und gestaltet sie aktiv ihren Rentnerinnen-Alltag.

2.3.3 *Positives und Negatives nebeneinander*

Allgemeine Merkmale: Die Darstellungen dieser Frauen haben keine eindeutig positive oder negative Tendenz. Sie lassen sich somit weder den positiv Denkenden noch den Vertreterinnen des Kolonialisierungsvorwurfs zuordnen.

Beispiele: Frau Ehlert (Interview 17) sieht sich nach der Wende selbstständiger als vorher:

Ja, natürlich hat sich da was verändert. Man ist, äh, ich denke, man ist viel selbstständiger geworden (Interview 17, S. 3).

Bedauert wird, dass die Wende nicht früher kam, denn dann hätten die sich damit verbindenden Chancen besser genutzt werden können. Das System wird aus persönlicher Perspektive beurteilt. Wahrgenommen werden aber auch negative Aspekte des neuen Systems, zum Beispiel eine größere Distanz zwischen den Menschen, die weniger miteinander redeten.

Positiv vermerkt wird weiterhin, dass ideologische Zwänge entfallen:

I: Und wenn Sie jetzt grade von, äh, beruflichen Verbesserungen sprechen, also können Sie das mal näher erklären, was Sie früher so gemacht haben oder was Sie jetzt dann machen?

A: Also zunächst hat sich bei mir, ähm, insofern nichts geändert, als ich bereits vor der Wende in den ... gearbeitet habe, und zwar als Leiterin der ..., und das hab' ich auch nach der Wende

noch ein paar Jahre getan. Aber es hat sich einfach insofern, ähm, doch in meiner Arbeit auch allerhand verändert, als ich anders agieren konnte, als ich anders hantieren konnte, als Zwänge, die vorher vorhanden gewesen sind, und die politisch-ideologisch, ähm, begründet waren, nicht mehr – nicht mehr vorhanden waren (Interview 8, S. 1 f).

Schwer einschätzen lässt sich an dieser Stelle, ob strategisches Verhalten vorliegt. Mit einer leitenden Position in einer kommunalen Institution verbinden sich öffentliche Auftritte und Interviews:

Ich bin es gewöhnt, mich gesellschaftlich zu engagieren. Und ich denke, dass man in Vereinen das auf eine besondere Weise tun kann. Wenn man in der Stadtverwaltung arbeitet, hat man eine gewisse Räson zu üben. Eine gewisse Betriebsräson zu üben (Interview 8, S. 15).

Positives und Negatives abwägen, passt zu strategischem Verhalten – eine Haltung, die vor Angriffen schützt.

2.3.4 „Die Jugend hat keine Chance und verlernt das Arbeiten!“ – Reaktionen auf Arbeitslosigkeit

Empirische Grundlage: Grundlage der folgenden Ausführungen sind die Interviews 5, 6, 11, 25.

Allgemeine Merkmale: Die Befragten sprechen vor allem das Schicksal der jüngeren Generationen aufgrund hoher Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit an. Selbst fühlen sie sich kaum mehr betroffen, da sie entweder bereits Renterin sind oder es bald werden. Die Jüngeren werden bemitleidet. Negative Entwicklungen unter den Jugendlichen werden befürchtet, weil sie beruflich nicht gefordert werden und das „Bummeln“ lernen könnten.

Beispiele: Wie im folgenden Beispiel wird in mehreren Interviews darauf hingewiesen, dass es die „jungen Leute“ schwerer haben als die eigene Generation:

A: Deshalb sag ich immer wieder, wie gesagt, man soll ihnen, der Jugend, Arbeitsplätze schaffen.

Wenn Sie jetzt studieren, sehen Sie eine Hoffnung, irgendwie?

I: Schwierig.

A: Na ja, deshalb sag' ich ja. Das tut mir für die Jugend weh (Interview 25, S. 8).

Hier wird die Interviewerin, eine Studentin, nach ihren beruflichen Chancen gefragt. Die Jugend wird, wie auch in dem nächsten Interview, als besonders benachteiligte Gruppe gesehen.

Ich find', es is' noch schlimmer, wenn man ne Lehre beendet und dann ni' weiß, was man machen soll. Das is' doch schlimm, die ham doch keene Zukunft, die jungen Leute. Also, das finde ich in dem Staat überhaupt ne gut. Das is' schlimm, is' wirklich schlimm (Interview 5, S. 31).

Die Jugendarbeitslosigkeit wird von den Frauen unabhängig von ihrer persönlichen Betroffenheit skandalisiert. Für junge Menschen werden in der Region keine Chancen mehr gesehen, zumal manche von ihnen das Arbeiten verlernt haben:

A: Ja, die haben gar keine Lust mehr zum Arbeiten!

I: Sind resigniert sozusagen?

A: Und das ist eben ganz schlimm für die Jugend, die aus der Schule kommt und praktisch das Bummeln lernt, wenn sie nichts bekommen. (Interview 6, S. 5).

Ein Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Kriminalität wird vorausgesetzt. Kriminalität entsteht nach dieser Alltagstheorie, wenn jemand kein Geld hat, und, wie in obigem Zitat zum Ausdruck kommt, in Folge langer Arbeitslosigkeit nicht mehr arbeiten will:

A: Nu ja, da waren wir früher viel mehr geschützt, so was passierte ja gar nich', (...) da brauchte man gar nicht zuschließen abends.

I: Also Diebstahl und so was?

A: Ja, ja und, ja, Diebstahl, Raub ja, vor allen Dingen, und das kommt aber auch daher, weil ja viele kein Geld haben, und, ich will mal sagen, das Arbeiten vielleicht gar nich' mehr wollen, die lange arbeitslos sind (Interview 6, S. 5).

Arbeitslosigkeit führt dazu, dass die Motivation zum Arbeiten verloren geht. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive könnte von einer problematischen Sozialisation aufgrund von Arbeitslosigkeit gesprochen werden. Eine ähnliche Theorie zeigt sich in einem anderen Interview:

Ja, das is' een ganz großes Problem, und mir tun, muss ich auch sagen, die jungen Leute leid. Die würden ja gerne gehen (...). Ich denk' mal, die meisten wollen schon gehen. Und das is' ja auch für'n Mensch, sag' ich mal, der Mensch is' ja so, dass er gefordert werden muss, und dass die da manchmal ne zurechtkommen mit sich, das is' ganz normal. Das is' schon harte (leise) (Interview 1, S. 11).

Der Zusammenhang zwischen „die würden ja gerne gehen“ und „dass die da manchmal ne zurechtkommen“ wird auf alle Menschen generell angewendet. Der Mensch muss gefordert werden, sonst kommt er nicht mit sich zurecht. Dieses Gedankenmodell unterstreicht die große Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen für die psychosoziale Entwicklung. Die Frauen konstruieren Theorien über gesellschaftliche Veränderungen und psychosoziale Zusammenhänge, die wiederum ihre Sicht auf ihre Umwelt bestimmen.

In den bisher vorgestellten vier Haltungen wird die Bewertung des neuen gesellschaftlichen Systems ausgedrückt, unabhängig davon, ob man persönlich von krisenhaften Verläufen betroffen ist. Die Bewertungen des Neuen fallen, sofern sich die Interviewten überhaupt dazu äußern, überwiegend negativ aus. Es wäre allerdings falsch, diese Äußerungen als DDR-Nostalgie zu bezeichnen, denn nur in einem Interview findet sich eine Passage, die das alte System eher positiv erscheinen lässt:

Und ich möchte auch sagen, sind ja bestimmte auch ganz viele junge Leute, ich seh's selber an der Familie, wenn Arbeitslosigkeit mit ins Leben eintritt, is' eigentlich vieles am Alten wieder gut (...), was jetzt andersrum läuft. Da muss ich ganz ehrlich sagen, wir ham nüscht auszusteihn gehabt. Wir ham unsre gute Arbeit gehabt. Wir ham verdient gut. Wir konnten uns dort auch schon vieles leisten, bis of das, was eben nach außerhalb ging. Was eben durchaus ni' möglich war (Interview 11, S. 3).

Mit der Kritik wird auf die jetzt bestehende massive Arbeitslosigkeit reagiert, auch wenn man persönlich nicht von Arbeitslosigkeit betroffen ist. Vor diesem Hintergrund erscheint das Alte positiver.

Im Folgenden wird die Fremdheit des neuen Systems angesprochen.

2.3.5. „Das Denken mussten wir erst lernen!“ – Probleme mit der Anpassung

Empirische Grundlage: Die Interviews 5 und 6 wurden zugrunde gelegt.

Allgemeine Merkmale: Das alte Sozialsystem wurde als ein „Betreuungssystem“ empfunden, in dem man gesagt bekam, was einem zustand und was man dafür zu tun hatte. In dem neuen System muss man sich dagegen um alles selbst kümmern, zum Beispiel Anträge stellen oder zwischen verschiedenen Angeboten wählen. Das erfordert ein aufgeklärtes, autonomes Handeln; man musste es erst erlernen, und dies war anstrengend. Auch waren bestimmte „Auswüchse“ des neuen Systems – wie etwa „Haustürgeschäfte“ – unbekannt.

Beispiele: „Sich um alles selber kümmern“ zu müssen, ist eine neue und belastende Erfahrung:

- A: Na ja, gleich war das ja nicht, aber im Nachhinein, nun, da wurde ja vieles anders, was uns in der DDR eben doch besser gefallen hat.
- I: Was wär das zum Beispiel?
- A: Das wäre zum Beispiel die soziale Lage, die Krankenversicherung und alles, und man brauchte praktisch in der DDR gar nicht denken, das mussten wir nun erst lernen. Na ja, (...) jetzt muss man sich um alles selber kümmern.
- I: Also, in dieser Hinsicht ist es etwas komplizierter geworden?
- A: Was man eben nich' gewöhnt sind, müssen wir eben erst lernen, mussten wir erst lernen, manches haben wir ja begriffen, aber (Lachen) alles vielleicht nich' (Lachen). (Interview 6, S. 1)

Einen großen Unterschied der Sozialsysteme stellt auch Frau Baumeister (Interview 5) fest:

Ja, aber sonst mit dem Sozialen, na ja, das is'n großer Unterschied, da hat man ja alles gleich gehabt, wie die Krankenkasse und so weiter. Und wurde och gesagt (lauter), was, äh, was man kann und was man kriegt (lauter), was een zusteht, und das is' ja heutzutage ni' mehr. Da kriegt man nirgends was gesagt, da muss man sich kümmern, was ja normal eigentlich och richtig is'. Noa, da muss man sich eben kundtun, mh, interessieren oder so umfragen. Das is' natürlich anstrengender, aber naja. (...) Ja. Und da weiß man ne, was is'n nu richtig oder falsch. Noa, das fängt beim Telecom an (laut), jeder will (schnauft) – bietet sich an, und da bin ich eben so, ich bleib' dann meinetwegen beim Telecom oder wie bei der Krankenkasse AOK, da wechsel ich ne hin und her, denn irgendwo is bei jeden was, was ne hinhaut oder ne stimmt (Interview 5, S. 3).

Fremdheit wird beschrieben. Mit dem westdeutschen Sozialsystem nicht vertraut, mussten dessen Regeln und Verfahren erst erlernt werden. In der DDR wurden den Bürgerinnen und Bürgern Überlegungen und Entscheidungen abgenommen („man brauchte nicht denken“). Dass damit Nachteile im wiedervereinigten Deutschland verbunden werden, wird in einigen Interviews deutlich. So führt die Annahme einer Kündigung zu großen Nachteilen in der Erwerbsbiografie, schwer erkrankte Frauen befürchten eine Ablehnung ihres Antrags auf Erwerbsunfähigkeitsrente. Einige ältere Frauen wurden in diesem Sinne kompetent beraten, andere nicht.

Fremd waren auch bestimmte Geschäftspraktiken, mit denen Befragte nach 1990 konfrontiert wurden:

- A: (...) und solche Reklamesachen und Haustürgeschäfte und solchen Krempel, aber ich lass' mich da nicht drauf ein, aber da sind eben viele, die da bestimmt sich darauf einlassen und dann über'n Tisch gezogen werden.
- I: Ja, das musste man erst lernen, damit umzugehen.

A: Ja, (...) und die so noch so älter sind, die lernen das eben nicht, und allein stehend, die freuen sich, wenn jemand kommt.

I: Haben Sie da selbst auch schlechte Erfahrung gemacht?

A: Ja, hier waren schon Leute, aber (Pusten) also ich lass' mich da ni' drauf ein, und mein Mann ist da ganz scharf dahinter her, (...) dass so was nicht passiert. (...) Das gab's ja früher nicht, aber na ja (Interview 6, S. 5).

Firmen und Handelsvertreter versuchen, Kunden zu übervorteilen. Darauf waren viele ehemalige DDR-Bürgerinnen und -Bürger nicht vorbereitet. Auch in Westdeutschland fallen manche auf fragwürdige, betrügerische Geschäfte herein, jedoch dürfte das Misstrauen gegenüber solchen Firmen und Vertretern im Allgemeinen größer sein.

2.3.6 *Persönliche Betroffenheit*

Empirische Grundlage: Die Basis der folgenden Ausführungen bilden die Hälfte der insgesamt 26 Interviews (4, 5, 6, 10, 11, 15, 16, 21, 22, 25, 20, 24, 26).

Allgemeine Merkmale: Persönlich von den Ereignissen der Systemtransformation betroffen zu sein bedeutet im Einzelfall etwa die Entwertung eigener Lebensleistungen; Arbeitslosigkeit – nicht nur in bezug auf die eigene Person oder den Ehemann, auch die der Kinder und Enkel; finanzielle Hilfe für bedürftige Verwandte oder dass sich Beziehungen zu Freunden und Bekannten verändern. Systemkritik wird auch hier geäußert.

2.3.6.1 *„Und nach der Wende war man plötzlich nicht mehr“*

Der Verlust sozialer Anerkennung ist eine persönliche Erfahrung aus der Nachwendezeit. „Und nach der Wende war man plötzlich nicht mehr“, fasst die Befragte Frau Walter (Interview 4, S. 7) ihre Erfahrung zusammen.

Bis zur Wende arbeitete Frau Walter fünf Jahre bei der Volkssolidarität in der ambulanten Altenpflege. 1990 wechselte sie als Köchin in ein Altenheim. Den einsetzenden Veränderungen im Arbeitsalltag nicht gewachsen, erfuhr sie Leistungsdruck und Konkurrenzverhalten; von Kolleginnen und Kollegen gemobbt, wurde sie krank und erhielt nach längerer Krankheit die Kündigung. Im folgenden Zitat schildert sie ihre früheren Verdienste:

Jedenfalls hatte ich, ach, x Urkunden und bei jeder Weihnachtsfeier von der Volkssolidarität hab' ick och eene Prämie bekommen und eene Urkunde, eben weil ick immer mehr gemacht habe, als von mir verlangt wurde. Weil ick eben einjesehn hab', da muss wat passieren oder so. Und nach der Wende war man plötzlich nicht mehr (Interview 4, S. 7).

In der DDR spielte nicht nur ein höheres Gehalt als Ausdruck sozialer Anerkennung eine Rolle, sondern auch verliehene Orden, Urkunden und Prämien. Doch diese gelten heute nichts mehr; die ganze Person zählt „plötzlich nicht mehr“. Wörtlich genommen, führt die Systemtransformation zu einer Entwertung der Person und stellt deren soziale Identität infrage. Frau Walter war nicht Mitglied der SED; sie geriet in Schwierigkeiten, als sie nicht in die Partei eintreten wollte. Dennoch fühlte sie sich anders als im heutigen System in der DDR sozial anerkannt. Wegen chronischer Diabetes nicht voll leistungsfähig, wird sie beruflich ausgegrenzt:

- I: Und das ist schon so für Sie, dass Sie das auch auf die Wende zurückführen?
 A: Euja. Das wäre mir bestimmt zu Ostzeiten nicht. Da hätte man für mich jesorgt. Und dazu kommt ja nu' bei mir, ich hab' ja (...) die letzten Kinder alleene großgezogen. Ich hab' ja fünf Jungs und een Mädchen (Interview 4, S. 4).

In der DDR, davon ist Frau Walter überzeugt, wären krisenhafte Lebenslagen sozial abgefedert worden. Allein erziehende Mütter mehrerer Kinder oder Erwerbsunfähigkeit aufgrund einer chronischen Krankheit befinden sich in solchen Lebenslagen. Eine berufliche Tätigkeit, die der Betreffenden eine Stellung in der Gesellschaft verschafft, hätte sich gefunden.

2.3.6.2 *Die soziale Kontrolle funktioniert nicht mehr*

„Also, das gab's früher nich'“ – mit diesem Satz lässt sich die im Folgenden skizzierte Haltung umreißen. Er bezieht sich beispielsweise auf das Schulschwänzen der Enkelkinder oder deren Probleme in der Berufsausbildung – Phänomene, die es zu DDR-Zeiten nicht gegeben haben soll:

- A: (...) die lern' ja dann das Bummeln!
 I: Machen Sie sich da Sorgen?
 A: Ja, da macht man sich Sorgen. (...) Die hab' ich manchmal nach Z. gefahren, nach Z. musste der, oder abgeholt werden, wenn Glatteis war, ihn und seinen Freund, und trotzdem ham se Schule gebummelt. Die Eltern wissen nicht, dass die nicht dort sind (...). Der hat aber dann soviel Tage Fehltage und rührt sich auch ni'. Das ist das Schlechte, also das gab's früher nich'. Da wurde immer geforscht (Interview 6, S. 6).

Das System der sozialen Kontrolle, so wird ausgeführt, funktionierte früher besser. So wurde zum Beispiel in der Schule nach dem Verbleib fehlender Schülerinnen und Schüler geforscht. Auf diese Art werden Eltern und Großeltern mit Erziehungsproblemen konfrontiert, die ihnen früher die Gesellschaft abnahm. Das Gleiche gilt für die Berufsausbildung des Enkelsohns:

Der Junge, der hat erst keine Stelle gehabt, da war er so eene, wie, was sind denn das, die, so überbetriebliche Ausbildung? (...) War er ein Jahr, und nu' hat er aber was, zwar ein Jahr später, aber der is' nun schon achtzehn und noch keen Pfenng verdient. Und wenn da die Eltern sich bissel drum kümmern und bissel aufpassen, dann passiert ja meistens was, dass sie irgendwo unterkommen, aber manchmal sind die Eltern auch überlastet oder ham selber schon keene Lust mehr (Interview 6, S. 5).

Der Enkelsohn fand zunächst keine Lehrstelle und kam erst ein Jahr später in einer überbetrieblichen Berufsschule unter. Mit 18 Jahren steht er noch immer nicht auf eigenen Beinen. Dies und dass Eltern sich nicht um die berufliche Entwicklung ihrer Kinder kümmern können oder wollen, erscheint als besorgniserregend.

Diskussion der Daten: Eine Alltagstheorie zu beruflichem Scheitern wird formuliert, nach der Arbeitslosigkeit dazu führt, dass die Motivation, erwerbstätig zu sein, nachlässt. Wenn die Motivation fehlt, sorgen Eltern nicht für die Ausbildung ihrer Kinder. Staatliche Institutionen kümmern sich nicht mehr um diese den Familien übertragenen Verantwortungen.

Individualisierung wird als Problem erfahren: Der Einzelne ist gefordert, seine beruflichen und sozialen Möglichkeiten zu erkennen und wahrzunehmen, oder aber er gleitet in die soziale Randständigkeit ab. Wenn nach Durkheim eine „anomische“ Situation vorliegt, zum

Beispiel der Markt nicht genügend Arbeitsplätze bereithält oder eine chronische Krankheit auftritt, dann können Resignation, Verzweiflung und Apathie eintreten (vgl. Jahoda u. a. 1978) und bewirken einen sozialen Abstieg. Im letztgenannten Beispiel ist es die Sorge um den Enkel, die die geschilderten Reflexionen auslöst.

Im Folgenden geht es darum, wie die Frauen in der Familie aktiv als Helferinnen auftreten.

2.3.6.3 „Ich kann se nich’ im Dreck sitzen lassen“

Fünf von 26 Frauen (Interview 4, 10, 15, 11, 21) unterstützen ihre Kinder und Enkelkinder materiell.

Allgemeine Merkmale: Die Frauen fühlen sich verpflichtet, ihre arbeitslosen, kranken oder verschuldeten Kinder und Enkel finanziell zu unterstützen. Sie geben Geld oder zahlen Kredite der Kinder und Enkel ab. Dafür schränken sie ihren eigenen Lebensstandard zum Teil erheblich ein.

Beispiele: Eine der Befragten berichtet, wie sie die Familie des Sohnes unterstützt und dabei die Sorge hat, ihr nichts mehr hinterlassen zu können:

(...) Mein jüngerer Sohn, der hatte Herzmus-, Herzmuskelstör-, also -Entzündung, ja, der war anderthalb Jahre im Krankenhaus, hat Familie, kriegt keene Arbeit dadurch. Also, Reha und so weiter. Ja, da hab’ ich wieder mein Geld gegeben, dass es weiter ging. Noa, aber ich gebs. Ich sag’ manchmal, ich sag’, (stottert) gut, na ja, wenn ich mal weg bin, dass nischt mehr da is’ (lacht leise). Da sprechen die Jungs: „Och, mein Gott noch mal, Mutter, du hasts uns doch gegeben“ (Interview 21, S. 4).

Die folgende Erzählung verdeutlicht, wie sehr die Unterstützung der Kinder und Enkelkinder als moralische Verpflichtung empfunden wird:

I: Hat die Wende Veränderungen in Ihrer Familie gebracht, für die Kinder und Enkelkinder?

A: Also (...) die jüngste Tochter, (...) die hatten sich schon verkalkuliert, darum stecken se auch bis heute noch nicht – mein Schwiegersohn wollte eben unbedingt gleich ’n Auto haben, nich’. Und das ham se sich dann auch gekauft auf Abzahlung. Sie hatten ja beide gute Arbeit, sie sind ja beide arbeiten gegangen. Und da klappte das erscht ganz, ganz prima, und schlagartig wurden se beide auf einmal arbeitslos. Na ja, und dann saßen se fest auf ihrem Auto. Das wurde dann wieder abgeholt und (schnauft) (...), da ham se sich reingestürzt bis über – das durfte ja auch nich’ e gebrauchtes Auto sein, nich’. Es musste een neues sein, nich’.

I: Sie haben nicht erwartet, dass sie arbeitslos werden?

A: Jaja. Das isses. Ich mein (...), die mussten 400 und etwas mussten se abzahlen im Monat, nich’. Und in Berlin ham ses, glaub’ ich, geholt. Und naja, mein Schwiegersohn, der hatte an die tausend Mark damat, und meine Tochter hatte auch noch über tausend, ich glaube, die hatte sogar mehr wie er. Das wär’ denen nich’ schwer gefallen. Und das war eben das Unüberlegte (betont) und vor allem das Nichwissende, denn wer denkt, dass er arbeitslos wird, nich’? Er hat in der A-Fabrik in B-Stadt [Anonymisierung – d. A.], hatte er gearbeitet (Interview 10, S. 37).

Das Verhalten der Tochter und des Schwiegersohns kann mit Anpassungsschwierigkeiten an das neue System erklärt werden. Beim Ratenkauf wurde nicht einkalkuliert, dass sich das

Haushaltseinkommen durch unvorhergesehene Ereignisse verringern kann. Schulden und Überschuldung sind Phänomene, die zu DDR-Zeiten beinahe nicht bekannt waren.

Weil die Mutter zur Helferin wird, entstehen Abhängigkeiten und verändern sich die Familienbeziehungen. So gerät die Mutter in eine Position, ihre Kinder wegen eines unangemessenen Kaufverhaltens zu kritisieren. Auch die Enkeltochter lebt über ihre Verhältnisse:

- A: (Schnauft) Bis heute noch. Heute zahl' ich der Enkeltochter ihres ab.
- I: Tatsächlich?
- A: Ja (sehr leise). Ich bin so blöd. Is' wirklich wahr (atmet tief ein). Im Februar is' das, aber das is' kein Neues, das is'n Gebrauchtes, ne. Und denen ihre Auto hab ich ne abbezahlt, aber die kamen ja so dann immer: „Haste nicht“ und „Haste nicht?“ Ja. Und dann, dann macht mans eben (schluckt). Aber zu meiner Enkeltochter, da hab' ich – und die sind auch so ä bissel nachlässig, nicht, mit der Arbeit und so. Die hat auch schon Umschulungen gemacht und alles Mögliche. Jetzt hat se wieder eine hinter sich. Da hat se aber auch wieder keinen Arbeitsvertrag gekriegt, und es sind alles so Sachen. (...) Na ja, und da warsch eben so, und da hab' ich dann wieder eingewilligt, da hab' ich eben jetzt jeden Monat (schnauft) 175 Mark bezahlt. Jetz' im Februar wird das letzte (schluckt). Und bei der anderen, bei meiner Tochter, die hatten auch noch bei meiner Schwester Schulden (schluckt). Da hab' ich auch jeden – das wissen die aber nicht, das hab' ich mit meiner Schwester so ausgemacht – da (...) geb' ich der jeden Monat 100 Mark. Da sind die 3000 Mark dann auch bezahlt. (...) Im März wer' ich dort fertig. Und dann hoff' ich, (...) dass ich auch mal ä bissel sparen kann. Wenn nich' wieder was andres kommt.
- I: Warum (...) denken Sie, Sie müssten das machen?
- A: Ich muss das, ich kann's nicht. Ich kann's nich', ich fühl mich verpflichtet (laut), ich kann se nich' im Dreck sitzen lassen. Das kann ich nicht. Sind meine Kinder. Ich kann's nicht. Ich würde mich ne wohl fühlen (Interview 10, S. 38).

Die Befragte unterstützt die jüngste Tochter und die Enkeltochter auf verschiedene Arten, zum Teil ohne deren Wissen. Sie scheint gewillt, auch bei weiteren finanziellen Engpässen auszuhelfen. Zugleich kritisiert sie das Verhalten ihrer Angehörigen, die es mit der Arbeit nicht ernst genug nehmen.

Diskussion der Daten: Ein Familiensystem wird charakterisiert, das durch Hilfe und Hilfebedürftigkeit geprägt ist und Risiken von gegenseitiger Abhängigkeit in sich birgt. Die Befragte nimmt aus dem Gefühl moralischer Verpflichtung – die Kinder nicht „im Dreck sitzen lassen“ – finanzielle Einschränkungen auf sich. Auch wenn keine Abhängigkeiten entstehen, verändern sich in jedem Fall die Familienbeziehungen.

Vor diesem Hintergrund muss die Einschätzung, dass es den Rentnerinnen im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen in den neuen Bundesländern materiell gut geht, relativiert werden. Die innerfamiliäre Hilfe kann deren Einkommen erheblich schmälern.

2.3.6.4 Systemtransformation als Familienkrise. Die Transformation bringt Angst, Depression, Krankheit und soziale Isolation

Empirische Grundlage: Zwölf Frauen führen aus, von den biografischen Krisen ihrer Familienangehörigen betroffen zu sein (Interview 4, 5, 10, 11, 15, 16, 21, 22, 24, 25, 26, 20). Andere Frauen äußerten sich nicht dazu, können jedoch Ähnliches erlebt haben.

Allgemeine Merkmale: Immer wieder wird die Situation der Kinder und Enkelkinder in den Interviews thematisiert. Die Befragten versuchen, diese zu beraten und zu unterstützen. Berufsbiografische Krisen bewirken Stellenwechsel, Umschulungen in neuen Berufen, befristete Arbeitsverhältnisse, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Arbeitslosigkeit und Wegzug aus der Region. Diese Ereignisse werden als unterschiedlich bedeutsam erlebt. Einige dieser Krisen werden überwunden, andere dauern an. Nicht selten spielen die problematischen Entwicklungen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zusammen. Diese Frauen erlebten die Systemtransformation als eine Familienkrise.

Beispiele: Den Zusammenhang zwischen gesundheitlichen Beeinträchtigungen und beruflicher Krise schildert die folgende Befragte für die jüngeren Generationen in ihrer Familie:

Wissen Se, was ich jetzt in der Familie erlebe? Die Enkelkinder arbeitslos, meine Tochter arbeitslos, mein Schwiegersohn arbeitslos, das heißt meine Tochter, mein Schwiegersohn, die wären jetzt nicht arbeitslos, wenn se nicht krank wären. Meine Tochter is' operiert worden an der Wirbelsäule, die kann nicht mehr, die is' auf Rente gesetzt, mein Schwiegersohn, der – bei dem gehts noch so hin und her, der war im September fünf Wochen fort zur Kur. (...) Jetzt is' er wieder gesund geschrieben, aber die finden keine Arbeit für ihn. (...) Ham se festgestellt, dass er hohen Zucker hat. Hochsteigen darf er ni' mehr, der war in so 'ner Gebäudereinigungsfirma. Die hätten den auch nicht entlassen. Die hätten ihn behalten, wenn er könnte, aber der kann ja nicht mehr. Der darf – viel sitzende Arbeit soll er nicht machen, er soll sich bewegen, stehen kann er nicht viel. Auf die Leiter darf er nicht, Fenster putzen kann er ne, weil er ne hochklettern kann und so. Na, dann finden Se mal einen Betrieb, der so einen Menschen einstellt (Interview 10, S. 2/3)!

Einen dramatischen Verlauf nehmen die Ereignisse an, die eine weitere Befragte schildert. Der Sohn, nach der Wende arbeitslos, findet einen Arbeitsplatz in Bayern und zieht mit seiner Familie dorthin um. Auch die Tochter, eine ausgebildete Krippenerzieherin, verliert die Arbeitsstelle am Wohnort und entscheidet sich für ein Musikstudium in Berlin. Dort gerät sie jedoch in eine psychische Krise:

Die war bis dahin in Berlin und is' dann krank gewesen. (...) Ihre beste Freundin hat sich aus'm fünften Stock gestürzt. Und so plötzlich. 27 Jahre. Die war och nervenkrank, die hatte so Verfolgung [unverständlich – d. A.] (?). Und das hat die C. [Anonymisierung – d. A.] ne gewusst und war geschockt über die ganzen Dinge, was se da mit ihr erlebt hat. Hat och noch ne über alles gesprochen (betont). Und da sagt se: „Mutti, frag mich ne, wenn ich will oder soweit bin, dann erzähl ich dir das.“ Und, ja, und da (...) war ich dann dafür, dass se eben in so (überlegt) ne Einrichtung geht. Und das ging och lange (betont). Wenn ich hingefahren bin, (...) die wurde immer dünner und sah schlecht aus (betont). Ja, bis off een Mal, dann hat se sich eingehakt. Hatte och psychologische Einzelgespräche und hat sich wirklich gut gefangen dann dort. Is' aber heute och noch in Behandlung und och noch in A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] bei eener Psychologin, wo se Einzelstunden hat (Interview 5, S. 29).

Die Interviewte selbst und ihr Mann wurden arbeitslos. Der Ehemann erkrankte an Krebs und starb. Die Interviewte pflegte ihn bis zum Tod:

Wär' (es) och besser für mich gewesen nach dem Tod meines Mannes, dass ich hätte könn' noch arbeiten gehen paar Stunden. So war ich sofort (betont) alleene. Und Tochter war damals och krank, die hatte schwere Depressionen (atmet laut). Das war alles off eenmal zu viel (Interview 5, S. 29).

Schließlich erkrankte auch die Interviewte selbst an Krebs und nahm psychotherapeutische Behandlung in Anspruch. Zwischen den krisenhaften Ereignissen in der Familie nach 1990 und der Wende wird ein kausaler Zusammenhang hergestellt. Ob dieser tatsächlich besteht, spielt eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, dass die Befragte ihn konstruiert.

Beruflich bedingte Umzüge bringen es mit sich, dass Familien auseinander gerissen werden. Eine konkrete Situation wird im Folgenden geschildert:

Der Große is' och geschieden, der wohnt alleine mit seinen Kindern bei A-Dorf [Anonymisierung – d. A.]. Und der R. [Anonymisierung – d. A.], der Kleene, der is' och geschieden, (...) leben aber schon zusammen noch. Über elf Jahre schon. Die ham erst hier gewohnt, sinn aber noch nach B-Dorf [Anonymisierung – d. A.] ins elterliche Grundstück mit gezogen, weil dort ne Wohnung frei wurde. Ja, aber dadurch, dass er so lange keene Arbeit hatte (...) – Zeitarbeit, noa. Und wo? Bei Nürnberg. Und die Familie is' o wieder aus'nander, noa. Aus'nander gerissen (betont), woll'n mal so sagen. Ne aus'nander, aber, noa. U. arbeitet jetzt och. In C-Dorf [Anonymisierung – d. A.] sowieso, aber jetzt och verkürzt. Weil se keine Arbeit ham, noa. S kommt das Elend o wieder, noa. Erscht so lange arbeitslos, der R. bloß von eenem Gehalt gelebt und Krankengeld. Und jetzt das wieder. Und Familie aus'nander, noa. Und das is' das, wo viele Ehen vielleicht och krachen gehen dann. Und warum hat man uns alles hier kaputt gemacht? (Interview 21, S. 27).

Die persönliche Betroffenheit der Familie wird mit Systemkritik und dem Kolonialisierungsvorwurf verbunden: „Warum hat man uns alles hier kaputt gemacht?“. Das Schicksal der Kinder ist ein Teil des eigenen Lebens.

Meine Tochter, die is' nun, na ja, schon sehr lange arbeitslos. Die is' oh sehr schwer krank. Mein Sohn hat sich selbstständig gemacht, der hat halt sein Büro. So lange wie's noch gut geht, wissen mer alles noch nich'. Is' ja schnell a mal, dass die Leute (...) wandern, seine Kunden wandern nach drüben ab, die Versicherungskunden, steht er och da. Wer bringt uns die Verdienste rein, wenn die Leute alle nach drüben, wegen der Arbeit alle nach drüben gehen, nich' wahr. Is' sein Problem jetzte, ne wahr. Hat och Kinderchen, Tochter hat och ne To-, een Sohn, een Jungen. Is' in die Schule gegangen vorjes Jahr. Ja, das is' mein Leben so (Interview 24, S. 7).

Die Interviewte schließt ihre Darstellung mit den Worten „Ja, das ist mein Leben so“, womit sie dessen schicksalhaften Charakter verdeutlicht.

Diskussion der Daten: Die Lebensumstände der Kinder und Enkelkinder sind für die Einstellungen und Haltungen der befragten Mütter von besonderer Bedeutung. Daher muss die Familiengeschichte berücksichtigt werden, wenn es um die Frage geht, wie die Systemtransformation die soziale Identität von älteren Frauen in Ostsachsen beeinflusste. Der Einfluss scheint enorm, bis hin zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen, zu sein. Allgemeiner formuliert: Für erfolgreiches Altern kann eine wünschenswerte Entwicklung von Kindern und Enkel ein wesentlicher Faktor sein. Wenn Familienangehörige jedoch in Krisen geraten oder sogar scheitern, kann daraus umgekehrt eine starke Belastung erwachsen. Die negativen Folgen der Systemtransformation für die jüngeren Generationen können bei den älteren erfolgreiches Altern erschweren.

In der Auswertung der beruflichen Situation aller Generationen wird deutlich, wie sehr Arbeitsamtsmaßnahmen wie Umschulungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen oder betriebliche Förderungen dominieren. Dabei scheinen sie das eigentliche Problem, die fehlenden Stellen auf dem ersten Arbeitsmarkt, nicht beheben zu können. Deutlich wird, dass sie keine längerfristige berufliche Perspektive bieten und es dennoch keine Alternative gibt, wenn die Region nicht weiter verarmen soll.

2.3.7 Veränderungen in den sozialen Beziehungen nach der Wende

Empirische Grundlage: Die folgenden Ausführungen basieren auf den Interviews 1, 7, 17, 22, 25.

Allgemeine Merkmale: Veränderungen in den sozialen Beziehungen nach 1990 werden von mehreren Befragten wahrgenommen. Verhaltensänderungen von Freunden und Bekannten spielt dabei eine Rolle, Diskriminierungen, eine größere Distanz zwischen den Menschen, Anonymität, sozialer Neid und Missgunst.

2.3.7.1 Diskriminierung wegen politischer Vergangenheit

Diskriminierung wegen SED-Zugehörigkeit ist ein Thema, über das eine ehemalige Sekretärin in einer SED-Kreisleitung aus eigener Erfahrung berichtet. Dieser Fall wurde an anderer Stelle bereits ausführlich erörtert, weshalb er hier nur kurz Erwähnung finden soll.

(...) dass sie so wutentbrannt waren und och immer, wir war'n ja dort in der Kreisleitung, und das war dann och immer (Pusten), wir war'n an allem Schuld. Und „Ihr habt das alles versaut“ und „Das lag alles an Ihnen“ und „Sie war'n hier alles vernetzt mit MfS“ und „Sie haben sich bloß alles zusammengerafft“. Das war eigentlich gar nicht so, ich kann mir das ni' vorstellen. Wir ham och ehrlich gearbeitet. Wir hatten keine Verstrickungen, wir hatten keene Beziehungen, wir sind oh ni' eher an ein Auto gekommen, wir mussten genauso warten, ne. Also ich zumindestens, für die anderen kann ich ni' reden. (...) Ich hab' mir das alles, alles sehr zu Herzen genommen. Dass man so von heut' auf morgen nur als schwarzes Schaf dann dagestanden hat (Interview 22, S. 4).

2.3.7.2 Das Phänomen „Wendehals“

Eine der Interviewten bemerkt bei ihren Mitmenschen eine übertriebene Anpassung:

Wie gesagt, es haben sich dann plötzlich einige so geändert, dass ich manche, also nicht alle, manche nicht mehr wiedererkannt habe. Es waren auch manche dabei, die plötzlich sehr, sehr feige waren. Die plötzlich ihren Mund nicht, also eigentlich nichts mehr gesagt haben aus Angst vor irgendwelchen Repressalien. (...) Es war eine Kollegin. Das fällt mir so spontan wieder ein, worüber ich so ganz erstaunt war, die war ni' kirchlich. Also zumindest hat sie ni' darüber gesprochen und sie hat eigentlich viel von sich, immer so. Und plötzlich ist die regelmäßig in die Kirchen gegangen und war plötzlich gläubig und (...) auch irgendeine Eheschließung hat sie danach auch noch vollzogen und so. Und das fand ich schon ein bisschen abartig, ja, also, ich war vorher nicht in der Kirche, und ich bin auch jetzt nicht in der Kirche, also ich tue nicht etwas, das habe ich noch nie getan, etwas um (überlegt), um zu meinen, dass ich dann besser dastünde mit irgendwelchen Dingen. Also, so was mag ich nicht (Interview 17, S. 7).

Die Interviewte beschreibt ein Phänomen, das als „Wendehals“ bezeichnet werden kann. Einige waren aus Angst vor Repressalien feige, andere traten aus Opportunismus der Kirche bei. Für die Interviewte ist dieser Wandel nicht glaubwürdig und wird als unangenehm erlebt:

Die Veränderungen waren so schlimm. Dass ich Menschen kennen gelernt hatte oder dass sich Menschen so verändert haben, von einem Tag auf den anderen, dass ich die kaum wiedererkannt habe. Die dann ganz anders waren, (...) was ich eigentlich auch als sehr negativ erlebt habe (Interview 17, S. 2).

Die betreffende Frau leitete zu DDR-Zeiten einen Kindergarten und zählte nicht zu den Kritikerinnen des Systems. Zu einer plötzlichen Kehrtwende war sie nicht bereit.

2.3.7.3 Mehr Distanz, mehr Anonymität

Im Folgenden gehen Passagen der Interviews 1, 7, 9, 17 und 25 ein. Die zwischenmenschlichen Beziehungen haben sich negativ verändert. Es werden mehr Distanz, Missgunst, Neid, Vorsicht und soziale Gegensätze wahrgenommen. Die Veränderungen werden kausal mit der Wende in Verbindung gebracht.

Beispiele: Eine der Befragten stellt fest, dass ältere Leute in der Region nur einen Blick für negative Ereignisse hätten, während sie das Positive nicht wahrnehmen:

Ich weiß nicht, ob Sie sich och manchmal mit so älteren A-Stadt-Bewohnern [Anonymisierung – d. A.] unterhalten. „Hier ist ja nichts los.“ Und: „Keene Arbeit!“. Und alles Positive, was die haben, ja, dass sie vielleicht auch schon zehn Jahre ihr Auskommen haben, ohne dafür arbeiten zu müssen (Interview 9, S. 22).

Eine andere Befragte konstatiert längerfristige Veränderungsprozesse hin zu einer Verschlechterung und Verarmung sozialer Kontakte:

A: Und die Leute seh'n aber nicht unbedingt glücklicher aus jetzt. Das is' mir jetzt oft aufgefallen, dass ich denke, es könnte mehr optimistisch und Lebendigkeit in A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] los sein. Und viele ziehen einen Flunsch, und haben's eigentlich gar nicht so sehr nötig.

I: Denkst du, dass das auch mit der Wende zu tun hat?

A: Das hat mit der Wende zu tun (mit Nachdruck), mit ihren eigenen Befindlichkeiten. Geh' mal über den Wochenmarkt und beobachte mal, welche Trüppchen zum Wochenmarkt eigentlich gehen, um jemandem zu begegnen, nich' unbedingt, um zu kaufen, sondern um wieder Freunden zu begegnen, Arbeitskollegen zu begegnen, miteinander reden zu könn'. Das is een Vakuum, och für viele entstanden. Das nicht alle ausfüllen konnten, mit irgendwelchen neuen Freundschaften oder –

I: Dass also durch die Wende soziale Kontakte abhanden gekommen sind?

A: Abhanden gekommen (bestätigend) in ganz, in ganz enormen Maße. Wage ich zu behaupten (Interview 7, S. 10).

Eine depressive Stimmung hat sich aus dieser Sicht in der Region ausgebreitet. Die Stimmung der Menschen ist schlechter, als sie sein müsste. Der Verlust des Kollektivs wird schmerzlich empfunden, manche versuchen ihn durch die Konstruktion sozialer Begegnungen, so auf dem Wochenmarkt, zu ersetzen. Viele ältere Menschen erleben ein soziales Vakuum.

Eine bereits zitierte Befragte (Interview 17) geht von sich aus auf Distanz zu ihren Mitmenschen:

Ich kenn' die ja im Haus nicht so sehr, und ich merke auch, dass (...) viele Distanz zueinander halten. Und, äh, man trifft sich mal im Keller oder beim Treppe wischen, und dann spricht man och ein paar Worte. Aber mehr is es auch nich'. Und, äh, (überlegt) ich denke, das hat sich bei vielen verändert, ja. Also, vielleicht auch, vielleicht ist es, wär's auch nicht gewesen, wenn man da noch gewohnt hätte, ja. Mit dem Wegzug von, von dort hat sich eben einiges verändert. (...) Ich denke schon, dass die Wende in der Richtung vieles gebracht hat, ja. (...) Ich denk', man hat auch weniger Zeit füreinander, also, äh. Ich kann mir da ja nicht jemand halten, da an der Hand halten, der da zu Hause sitzt und, und ich mag och nich', Jemanden immer ständig zu bemitleiden, womöglich, der da

immer nun zu Hause arbeitslos ist oder so. Vielleicht ist es och das, was mich da so ein bisschen davon abhält, da nun so die Kontakte da zu pflegen. Ja, manche neigen immer sehr dazu da, zu jammern, und das find ich so ein bisschen blöd (Interview 17. S. 26).

Die Befragte gehört zu denjenigen, die die Wende als berufliche Chance nutzten. Sie gehört also nicht zu denen, die „zu Hause sitzen“ und „jammern“. Dies könnte bedeuten, dass Gräben zwischen einzelnen gesellschaftlichen Gruppen wie den Erfolgreichen und den Nicht-Erfolgreichen entstehen.

Negative Veränderungen werden auch von einer anderen Befragten, Frau Maier, bemerkt:

A: Aber der ganze Umgang in der Gesellschaft ist schlechter geworden, und dass muss ich Ihnen hier an dem Umfeld sagen. (...) Nee. Das Umfeld ist nicht mehr das, was es zu DDR-Zeiten war. (...) Das ist nicht schön, das ist echt nicht schön. Gefällt mir ni', man spricht ni'. Früher war das so mal über'n Gartenzaun oder (...), jeder hat jedem geholfen. Das ist hier zu, aus, Sense. Und das wird immer schlimmer, so traurig wie's ist, nu. Nu. (Pause)

I: Können Sie sich das erklären, woran das liegt?

A: Ja, ich denk' mal, weil jeder nur sein „Ich“ jetzt sieht und weil jeder versucht: „Ich bin ja wer“. Und: „So lange ich noch Arbeit habe“. Und: „Lasst mich alle in Ruhe“. So seh' ich's.

I: Mmh. Und würden Sie sagen, das hängt mit der Wende zusammen?

A: Doch, doch, das hängt mit der Wende zusammen insofern, das jeder versucht, dass jeder, es bangt ja jeder um seine Existenz. (...) Das ist doch das A und O. Jeder denkt: „Oh, hoffentlich tut mir keener was oder irgendwie“. Das (...) hängt damit zusammen, nu. So ist es (Interview 25, S. 9).

Es ist die Angst um die eigene Existenz, die die Menschen in dieser Weise verändert, weiß Frau Maier. Die Menschen sind durch die Situation verängstigt – „Hoffentlich tut mir keiner was“.

Der Zusammenbruch der DDR war von Wut und Zorn auf die früheren Systemträger begleitet und wurde von Angst und Depression abgelöst. Das frühere Arbeitskollektiv scheint für Ältere unersetzbar, es droht soziale Isolation. Wie weit diese Einschätzungen von Veränderungen im Sozialverhalten verbreitet sind, kann hier allerdings nicht beantwortet werden.

Diskussion der Daten: Nicht alle Frauen berichten von Veränderungen im sozialen Gefüge der transformierten Gesellschaft. Einige halten Kontakt zu ihren früheren Freunden und Bekannten. In anderen Interviews wird diese Problematik nicht thematisiert. Die Sichtweise der in diesem Kapitel zu Wort gekommenen Frauen kann der Realität entsprechen oder auch übertrieben sein. Denkbar ist auch, dass einige Frauen soziale Beziehungen sensibler wahrnehmen als andere.

Gezeichnet wird das Stimmungsbild einer Gesellschaft, die sich in der Krise befindet und an die Darstellungen von Jahoda u. a. (1978), der „Soziografie“ der „Arbeitslosen in Marienthal“, erinnert. Wenn dieses Stimmungsbild verallgemeinerbar wäre, ginge es im Sinne einer sozialen Intervention um die Wiederbelebung einer gefährdeten Gemeinschaft.

2.3.8 Abschließende Diskussion

Aus der Perspektive des Etikettierungsansatzes wurden im ersten Teil des Kapitels Stigmata und „Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“ (Goffman) behandelt. Manche Be-

fragte sehen sich als diejenigen, die die Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg mit aufbauten. Diese Aufbauleistung wird durch den raschen Zusammenbruch des Staates infrage gestellt – ein Angriff auf die soziale Identität, der bewältigt werden muss. Eine Bewältigungstechnik scheint darin zu bestehen, die Schuld bei der Regierung des Landes, den westdeutschen Wirtschaftsmechanismen und den Westdeutschen selbst zu sehen. Deutlich wurde eine Stigmatisierung des „Wessi“, ebenso wie die des „Ossi“. Unter diesen Bedingungen ist der innerdeutsche Dialog riskant. Es gibt offensichtlich interkulturelle Barrieren in diesem „Dialog“, bei dem die Beteiligten zwar die gleiche Sprache sprechen, aber vor dem Hintergrund unterschiedlicher Kulturen, Bedeutungszuschreibungen, Werten und Normen agieren.

Hinzu kommt die Kritik an der sozialen Situation der „jungen Leute“, die durch Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit und Abwanderung gekennzeichnet ist. Einige der Interviewten nehmen an, dass junge Menschen ohne Arbeit an Arbeitsmotivation verlieren und das „Bummeln“ „lernen“. Sie geben damit einen Hinweis auf die längerfristigen Folgen eines strukturell schwachen Arbeitsmarkts. Aus soziologischer Perspektive lässt sich hier von problematischen Generationsschicksalen (vgl. Kade 1994, S. 26-76) bzw. -lagen sprechen. Ein Teil der Jahrgänge, die jetzt unter dem Lehrstellenmangel leiden, entwickelt sich zu einer potenziellen Klientel für Sozialarbeit. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen nimmt schon jetzt einen großen Stellenwert in der Sozialarbeit ein (vgl. Steinert und Müller 2002, S. 140 ff.). Ein anderer Teil dieser Jahrgänge meistert sein Leben durchaus mit Erfolg. Trotzdem ist eine generelle Benachteiligung dieser Generation, die die Gefahr von sozialer Randständigkeit in sich birgt, nicht von der Hand zu weisen. Möglicherweise hebt sich diese Tendenz nun wieder auf, wenn die ersten geburtsschwachen Jahrgänge ihre Schulausbildung beenden.

Eine Reihe der Interviews verdeutlicht den hohen Stellenwert der Familie, vor allem der Kinder sowie der Schwieger- und Enkelkinder. Dabei geht es nicht nur um gegenseitige Hilfeleistungen, sondern auch um die innere Teilhabe am Schicksal der Familienmitglieder. So ist es nicht verwunderlich, dass Krisen der Kinder und Enkel die psychosoziale Situation der Befragten beeinflussen. Einige Frauen schränken ihre finanziellen Möglichkeiten ein, um ihren Angehörigen zu helfen. Dämpfend wirken sich auch die erlebte pessimistische Stimmungslage der Bevölkerung und die als negativ verändert wahrgenommenen sozialen Beziehungen aus. Der Druck auf die soziale Identität der älteren Frauen ist beträchtlich.

3 Erwerbsbiografien älterer Frauen in Ostsachsen während der Systemtransformation

Die neue soziale Ungleichheit zeigt sich im Vergleich der Erwerbsbiografien. Einem Vergleich werden beide jüngere Altersgruppen unterzogen und dabei gleichzeitig unterschiedliche Typen von Erwerbsbiografien rekonstruiert. Zu einem dieser Typen zählen Frauen, die die Wende als berufliche Chance nutzten und die sich bietenden Möglichkeiten für eine neue berufliche Karriere wahrnahmen. Es handelt sich meist um gut ausgebildete Frauen, die schon vor der Wende ein leistungsorientiertes und pragmatisches Berufsleben führten. Ein zweiter Typus („Bestandserhalt“) kann seinen beruflichen Status bewahren und eine materielle Verbesserung erreichen. Meist hatten diese Frauen das Glück, in der öffentlichen Verwaltung

oder einem anderen von der wirtschaftlichen Krise weniger betroffenen Bereich zu arbeiten. Bei einem dritten Typus („Krisenhafte Entwicklung“) kann zwischen „leistungsgeminderten“ und „abgeschobenen“ Frauen unterschieden werden. Während sich die ersten in der unglücklichen Situation befinden, zu gesund für die Erwerbsunfähigkeitrente und zu krank für den Arbeitsmarkt zu sein, bemühen sich die zweiten um eine Anstellung, ohne damit jedoch Erfolg zu haben.

Eine Fragestellung der vorliegenden Untersuchung ist, wie sich die Systemtransformation zwischen 1990 und 2001 auf die Erwerbsbiografien älterer Frauen auswirkte. Von den fünf befragten Frauen aus der Altersgruppe III (71 Jahre und älter) waren drei bereits vor 1989 Rentnerinnen. Zwei erreichten 1990 die Altersgrenze von 60 Jahren. In der DDR kam es öfter vor, dass Frauen trotz Ruhestands weiter erwerbstätig waren.

So bezogen sie ein Gehalt zusätzlich zu der meist niedrigen Rente und konnten etwas Geld zurücklegen. Möglicherweise wären die Frauen aus der dritten Altersgruppe noch einige Jahre einer bezahlten Tätigkeit nachgegangen, wenn die DDR nicht zusammengebrochen wäre. Bis auf diesen Umstand hatte die Systemtransformation keinen weiteren Einfluss auf die Erwerbsbiografien dieser Frauen. Wir konzentrieren uns daher auf die beiden jüngeren Altersgruppen.

Die neun Frauen der Altersgruppe II waren 1990 zwischen 51 und 56 Jahre alt. Alle standen im Beruf. Ein Teil der Frauen ging zwischen 1990 und 1996 in den Vorruhestand.

Die Rahmenbedingungen der Altersgruppe I unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht von denen der Altersgruppe II. Die zwölf Frauen, die 1990 zwischen 44 und 49 Jahre alt waren, erreichten bzw. erreichen erst in zwölf bis siebzehn Jahren die Renten-Altersgrenze. Hinzu kommt, dass sich für diese Jahrgänge die Altersgrenze schrittweise auf 65 Lebensjahre anhebt und die Vorruhestandsregelung abgeschafft wurde.

Frauen, die eher in Rente gehen wollen, können nur noch zwischen Altersteilzeit, wenn möglich, und einer Rente mit Abschlägen wählen. Ferner lief die Regelung aus, wonach bei der Rentenberechnung die niedrigen DDR-Gehälter auf Westniveau hochgerechnet wurden. Von Bedeutung ist darüber hinaus das Alter, wenn Arbeitslosigkeit eintritt. Wer mit 57 Jahren arbeitslos wurde und vorher eine entsprechende Anzahl von Berufsjahren sammelte, besaß Anspruch auf 960 Tage Arbeitslosengeld.⁴ Eine 49-Jährige hatte dagegen nur einen Anspruch von 660 Tagen. Diese Rahmenbedingungen können sich im Vergleich zur mittleren Altersgruppe nachteilig auswirken.

Bereits bei der ersten Auswertung der Interviews zeichneten sich drei Typen von Erwerbsbiografien ab. Durch Fallvergleiche wurde das Ergebnis geprüft und die herausgearbeiteten Typen verdichtet und modifiziert.

3.1 Die Wende als berufliche Chance

Diesem Typus können zwei bis drei Erwerbsbiografien zugeordnet werden.

Allgemeine Beschreibung: Diese Frauen waren bereits vor der Wende in besonderer Weise beruflich engagiert und erfolgreich. Arbeit hatte für sie einen besonderen Stellenwert;

4 Die Regelung galt noch für diese Altersgruppen, sie wurde aber inzwischen abgeschafft.

sie legten besonderen Wert darauf, ihre Arbeit gut zu machen. Sie besitzen einen Hoch- oder Fachschulabschluss. Nach der Wende antizipieren sie frühzeitig die zu erwartenden Veränderungen, erkennen neue berufliche Chancen und nehmen diese wahr. Mit Fleiß, Energie und Einsatzbereitschaft verfolgen sie ihr Ziel. Den erreichten beruflichen Erfolg schreiben sie sich als persönliche Leistung zu.

Zuordnung der Interviews: Zu diesem Typus zählen eine ehemalige Produktionsleiterin einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, die selbstständige Landwirtin wurde und einen eigenen Hof aufbaute, eine ehemalige Leiterin eines Kindergartens, die eine Ausbildung als Bewährungshelferin absolvierte und – mit Abstrichen – eine Lehrerin, die vier Jahre hauptamtlich in der Kommunalpolitik tätig war. Die Kindergärtnerin wartete nicht auf eine Kündigung, bewarb sich stattdessen für den Sozialen Dienst der Justiz, wurde angenommen und holte berufsbegleitend den Abschluss einer Bewährungshelferin nach. Sie selbst sagt, dass sich ihr eine Chance bot, die sie nutzte. Der Lehrerin, die 1989 zur DDR-Opposition gehörte, wurde nach der Wende ein politisches Amt angeboten. Hier fehlt insofern die Umsetzung eines längeren Handlungsplans, so dass diese Erwerbsbiografie nur bedingt dem Typus zuzuordnen ist.

Ein Beispiel: Erfolgreicher Weg in die Selbstständigkeit. Frau Hofers Vater stammt aus der Schweiz und lebt seit 1938 in der Region. Die Mutter wurde auf einem kleinen Hof in A., einem Dorf in der Region, geboren. In B-Dorf kauften sich die Eltern Land, bis 1960 die LPG gegründet wurde. Frau Hofer zitiert hierzu ihren Vater:

Mein Vater, seh' ich heut noch, das is' nun hier LPG, und nun muss man was draus machen. Und ich muss ma' sagen, von diesem Tage an, das war mein Leitfaden (Interview Nr. 2 S. 4).

Frau Hofer studierte Landwirtschaft. Wegen Heirat und Kinderbetreuung verzögerte sich das Studium. 1967 nahm sie die Stelle einer Produktionsleiterin in der LPG an. Nach dem vom Vater übernommenen Motto, „was draus machen“, arbeitete sie in der LPG, als wäre es der „eigene Betrieb“ gewesen. Nach der Wende beschloss sie, auch auf Wunsch und mit Unterstützung des Vaters, sich selbstständig zu machen. Sie verließ die LPG Anfang 1992, war eine Zeitlang arbeitslos und baute währenddessen den eigenen Hof auf. Der Betrieb umfasst 25 Hektar, die die Eltern beisteuerten, 75 Hektar, die von der Treuhand abgekauft wurden, und zusätzlich gepachtetem Land. Auf dem Hof leben vier Generationen. Ein Enkel, den Frau Hofer für diesen Beruf begabt hält, soll später den Hof übernehmen – ein typisches Muster für eine Bauernfamilie.

Es scheint, als hätte es schon vor der Gründung der LPG die Absicht, einmal einen eigenen Hof zu gründen, gegeben. Darauf weist ein Zitat des Vaters und die Herkunft der Mutter hin. Als dieser Plan durch die Gründung der Genossenschaft vorläufig scheiterte, gab die Familie nicht auf, sondern machte „was draus“. Nach der Wende setzte die Familie sofort die frühere Absicht um. Frau Hofer vergleicht sich mit anderen DDR-Bürgern:

(...) muss der ostdeutsche Bürger lernen, mit sich selber mal ins Reine zu kommen, und sagen, ich mach' aus der Sache was, und das fällt, das bild' ich mir ein, sehr vielen schwer (Interview Nr. 2, S.4).

Das Zitat weist darauf hin, dass die DDR-Sozialisation nicht überschätzt werden soll. Frau Hofer wuchs zwar in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR auf, doch der Einfluss des Familienmusters – vermutlich über mehrere Generationen gebildet – übte einen

stärkeren Einfluss aus. Der wirtschaftliche Erfolg ihres Unternehmens muss aber auch mit günstigen Rahmenbedingungen erklärt werden. Frau Hofer hätte nicht dieselben Möglichkeiten gehabt, wenn sie nicht in einer leitenden Funktion in einem wichtigen Landwirtschaftsbetrieb in der Region gearbeitet, eigenes Land besessen und etwas von moderner Landwirtschaft verstanden hätte. Sie wurde von ihrer Familie unterstützt und war voll arbeitsfähig ohne gesundheitliche Einschränkungen.

Analytischer Kommentar: Besondere Kompetenzen, besondere Einsatzbereitschaft und der richtige Zeitpunkt kommen hier zusammen. Die diesem Typus zuzuordnenden Frauen sind bereits vor der Wende selbstständiges Handeln im Beruf gewohnt und leiteten Mitarbeiter an. Sie gehören nicht zu den Frauen, die grundsätzlich familienorientiert sind und die eigene Erwerbsarbeit als Zuverdienst für die Familie sehen. Dieser Typus entspricht in keiner Weise dem Vorurteil vom unselbstständigen DDR-Bürger mit Versorgungsmentalität (vgl. Thomas Roethe 1999). Zu den Kompetenzen und dem Arbeitseinsatz kommt das Glück der richtigen Stunde hinzu. Interessant ist, dass diesem Typus keine bestimmte politische Einstellung zugeordnet werden kann. Unter diesen Frauen finden sich sowohl Gegner als auch Befürworter der sozialistischen Gesellschaft.

3.2 Beruflicher Bestandserhalt nach der Wende

Diesem Typus können acht Erwerbsbiografien zugeordnet werden.

Allgemeine Beschreibung: Es handelt sich um Frauen, die nach der Wende nicht arbeitslos werden. Entweder arbeiten sie im öffentlichen Dienst, bei Wohlfahrtsverbänden, bei Gewerkschaften oder haben Berufe, die weniger von der Strukturkrise in der Region betroffen sind (zum Beispiel Finanzbuchhalterin). Bei denen, die vor dem 60. Lebensjahr arbeitslos wurden, geschah dies aus eigenem Entschluss bzw. mit ihrem Einverständnis. Arbeitslosigkeit bedeutete dann keine Krise, sondern eine Art freiwilliger Vorruhestand. Die Frauen legitimieren diese Entwicklung für sich selbst damit, dass so die Entlassung jüngerer Kollegen vermieden werden konnte und sie den Platz für Jüngere frei machten. Die mit der Arbeitslosigkeit verbundenen materiellen Nachteile werden nicht als schwerwiegend empfunden. Die Frauen gehören materiell zu den Gewinnerinnen der Systemtransformation. Nach der Wende eingetretener Arbeitsstress und Unsicherheit werden bewältigt.

Ein Beispiel: Arbeitslosigkeit als Vorruhestand. Frau Schmitt (Interview 23) war während der Wende Kindergärtnerin. Als ältere Arbeitnehmerin wurde sie von der Stadt nicht entlassen, erlebte jedoch Jahr für Jahr „Bedarfskündigungen“ im Betrieb. Ein Klima des Misstrauens entstand, und das Motto „lieber schwärz ich den an, als dass ich gehe“ breitete sich aus. Zu DDR-Zeiten wurde das Kollektiv hingegen als gut empfunden.

Frau Schmitt musste ein Teilzeitmodell akzeptieren. Als wieder eine Welle von Bedarfskündigungen anstand, entschloss sie sich, die Zeit bis zur Rente mit Arbeitslosigkeit zu überbrücken und den Arbeitsplatz für Jüngere frei zu machen. Aufgrund einer gesetzlichen Regelung wurde das Arbeitslosengeld so berechnet, als ob sie nach wie vor 40 Wochenstunden gearbeitet hätte. Dafür musste in Kauf genommen werden, dass die Zahlungen ein halbes Jahr vor dem 60. Geburtstag ausliefen.

Frau Schmitts Mann hingegen wurde nicht arbeitslos, sondern arbeitete bis zur Rente. Die Familie kaufte sich ein älteres Haus. Ein Kredit wurde dafür aufgenommen, der in einem Jahr abgezahlt sein wird.

Zuordnung der anderen Interviews: Eine Ökonomin (Interview 26) arbeitete bereits vor der Wende in dem kleinen Betrieb des Ehemanns, wurde jedoch drei Jahre vor dem Interview entlassen, weil sich die wirtschaftliche Situation des Betriebs verschlechterte. Sie war mit dieser Lösung einverstanden, um ihren Mann zu unterstützen und bezog Arbeitslosengeld. Die ersten Jahre nach der Wende, in denen die Neuorientierung und Umstrukturierung des kleinen Unternehmens vor sich ging, verbanden sich mit viel Stress und Unsicherheit.

Eine Leiterin einer kommunalen, kunsthistorischen Sammlung (Interview 8) behielt diese Position auch nach der Wende. Eine Lehrerin (Interview 16) arbeitete bis 2001 und ging ab da in Altersteilzeit. Eine Sekretärin (Interview 13) war bei einer Gewerkschaft tätig und schied 1999 mit 60 Jahren aus. Ebenfalls regulär mit 60 Jahren in Rente ging eine Frau, die Köchin in einem Erziehungsheim war (Interview 6). Eine Dekorateurin (Interview 15) wurde nicht entlassen, ging aber mit 57 Jahren in den Vorruhestand. Eine Finanzbuchhalterin (Interview 14) arbeitete bis zum 59. Lebensjahr in einem Baustoffhandel, wurde krank und stimmte daraufhin einer Kündigung zu. Bis zur regulären Rente bezog sie Arbeitslosengeld.

Analytischer Kommentar. Fünf der acht Frauen profitierten vom Kündigungsschutz für ältere Arbeitnehmer. Sie arbeiteten in Bereichen, die von dem Stellenabbau aufgrund des wirtschaftlichen Zusammenbruchs in der Region weniger stark betroffen sind (zum Beispiel der öffentliche Dienst). Mitnichten ist eine Stelle in diesen Bereichen ein absoluter Schutz vor Kündigung. Auch kommunale oder kirchliche Einrichtungen entließen seit der Wende ältere Mitarbeiterinnen. Das zeigen drei krisenhafte Verläufe von Erwerbsbiografien, auf die später eingegangen wird.

Die Frauen dieses Typus scheinen es zu verstehen, die Möglichkeiten des Sozialsystems zu nutzen. Wie krisenhafte Verläufe zeigen, ist dies eine wichtige Bedingung, um die persönlichen Interessen wahren zu können. Eine einheitliche Einstellung zur Arbeit lässt sich jedoch nicht feststellen.

3.3 Krisenhafter Verlauf der Erwerbsbiografie nach der Wende

In acht Erwerbsbiografien sind krisenhafte Verläufe erkennbar, in zwei weiteren sind diese jedoch nicht in Zusammenhang mit der Systemtransformation zu sehen. Hier kann vielmehr von einer Fortführung der krisenhaften Verläufe nach der Systemtransformation gesprochen werden. Beiden Frauen kam der Vorruhestand bzw. die Arbeitslosigkeit relativ gelegen, da sie sich aufgrund von Krankheiten oder Behinderungen nicht mehr voll belastbar fühlten.

Allgemeine Beschreibung: Die betreffenden Frauen sind nach 1990 längere Zeit unfreiwillig arbeitslos oder müssen den Vorruhestand akzeptieren. Sie leiden unter dieser Situation. In einigen Fällen kommt es dann zu psychischen oder physischen Krankheiten, die die Frauen mit der Arbeitslosigkeit in Zusammenhang bringen. Materielle Probleme, Gefühle des Abgeschobenseins treten auf. Von Bedeutung ist auch die finanzielle Unsicherheit oder die Sorge, in die Arbeitslosen- oder Sozialhilfe abzurutschen. Die Frauen beschreiben Ängste vor Mitarbeitern des Arbeitsamts oder anderen Behörden („Nächte vorher nicht geschlafen“). Versuche, in das Erwerbsleben zurückzukehren, sind aus gesundheitlichen Gründen nicht mög-

lich oder scheitern, wobei Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen zu Warteschleifen in der Arbeitslosigkeit werden. Der Ruhestand wird ersehnt und führt, wenn er dann eingetreten ist, zu einer materiellen Verbesserung und psychosozialen Stabilisierung. Da die Frauen dieses Typus sich unterscheiden, wird er im Folgenden ausdifferenziert.

3.3.1 Die „Leistungsgeminderte“

Allgemeine Beschreibung: Die Leistungsfähigkeit der Befragten war zum Zeitpunkt der Wende aufgrund von Krankheiten oder Behinderungen beeinträchtigt. Sie arbeiteten eher in untergeordneten Positionen, führten berufsfremde Arbeiten aus oder hatten keinen Beruf erlernt. Nach 1990 waren sie den härter gewordenen Arbeitsanforderungen immer weniger gewachsen. Manchmal kam eine Verschlechterung des Arbeitsklimas hinzu. Die Situation führte zu Krankheiten oder zur Verschlimmerung von Krankheiten. Den Betroffenen wurde schließlich gekündigt, nachdem man ihnen die Kündigung zum Teil nahe gelegt oder einen Aufhebungsvertrag verhandelt hatte. Es folgte die Arbeitslosigkeit. Die Anträge der Interviewten auf Erwerbsunfähigkeitsrente wurden in einigen Fällen genehmigt, in anderen abgelehnt.

Ein Beispiel: Frau Walter (Interview 4) erlebte die Wende mit gemischten Gefühlen. Als allein stehende Mutter machte sie sich große Sorgen um ihren Arbeitsplatz. Mehrere ihrer Kinder gingen noch zur Schule. Sie lebte mit einem Partner zusammen, ohne verheiratet zu sein. Vom Lebenspartner war keine Hilfe zu erwarten, da er Alkoholiker war. Frau Walter arbeitete vor der Wende als Beiköchin in einem Altenheim. Die Einrichtung wurde von einem katholischen Träger übernommen und von einer neuen Leiterin geführt, vor deren Kontrolle die Befragte große Angst hatte. Auch war der Leistungsstress immer weniger auszuhalten:

Den Leistungsdruck habe ich schlecht ausgehalten, weil det ja immer schlimmer wurde, es wurden immer weniger Arbeitskräfte (Stocken) gebraucht, aber man musste och mehr leisten. Das ist für een Diabetiker Gift (Interview 4, S. 2).

Nach „ÖTV-Tarif“ bezahlt, bekam Frau Walter als ältere Arbeitnehmerin mehr Gehalt als die jüngeren; dies führte zu Neid und Mobbing von seiten der Kollegen. Von 1999 an musste sich Frau Walter viermal am Tag spritzen, um ihre Diabetes zu behandeln. Der Stress führte nach der Wende aus ihrer Sicht zur Verschlimmerung der Krankheit. Vorher kam sie mit Tabletten zurecht. Im Sommer 2000 wurde die Küche an einen anderen Ort verlegt. Während zwei jüngere Kolleginnen am Ort bleiben konnten, um das Essen in dem Heim auszuteilen, wurde Frau Walter versetzt und musste täglich viele Kilometer mit dem Bus zur Arbeitsstelle fahren. Sie brach während der Arbeit zusammen und war ein halbes Jahr krank geschrieben. Schließlich willigte sie ein, als ihr nahegelegt wurde, zu kündigen. Der jüngste Sohn warf ihr später vor, dass sie selbst an der Arbeitslosigkeit schuld sei, weil sie freiwillig kündigte. Sie selbst meint jedoch dazu, dass sie die Arbeit nicht mehr geschafft habe und wieder zusammengebrochen wäre. Ein Jahr ist Frau Walter nun arbeitslos. Sie sagt, zu „Ostzeiten“ wäre ihr dies nicht passiert. Eine ausbrechende Depression wird von ihr auf die Arbeitslosigkeit zurück geführt. Einfach beiseite geschoben worden zu sein, kann sie nicht verkraften; sie befindet sich in psychotherapeutischer Behandlung:

Das, das wäre mir bestimmt zu Ostzeiten nicht ... Da hätte man für mich jesorgt. Und dazu kommt ja nu bei mir, ich hab ja meine, die letzten Kinder alleine großgezogen. Ich hab ja fünf Jungs und een Mädchen. (Interview 4 S. 4)

Stress am Arbeitsplatz und Mobbing der Kollegen hat in diesem Fall die Krise ausgelöst.

Zuordnung weiterer Fälle. Frau Baumeister (Interview 5) arbeitete während der Wende auf einem evangelischen Friedhof und in der angeschlossenen Friedhofsgärtnerei. Nach einer Erkrankung (Lendenwirbel, Venenentzündung) wurde ihr die Kündigung nahe gelegt. Frau Baumeister kündigte tatsächlich; ein Antrag auf Erwerbsunfähigkeitsrente wurde aber abgelehnt. Der Ehemann, ebenfalls arbeitslos, erkrankte an Krebs und starb 1997. Dann wurde auch bei Frau Baumeister Krebs diagnostiziert. Aufgrund dieser Krankheit erhielt sie eine befristete Erwerbsunfähigkeitsrente. Sollte diese Befristung nicht verlängert werden, ist die Befragte auf Sozialhilfe bis zum 60. Lebensjahr angewiesen, denn die Witwenrente reicht nicht.

Frau Pohlmann (Interview 24) litt bereits vor der Wende an einer Krankheit (wahrscheinlich eine psychische) und wurde mehrfach stationär behandelt. Sie war Stenotypistin und technische Zeichnerin; nach der Wende putzte sie „in Personalunion“ dazu Küche und Toilette sowie das Büro. Schließlich wurde sie entlassen.

Das Interview 7 lässt sich nur bedingt dem Typus der „Leistungsgeminderten“ zuordnen. Frau Neumann übte als Kindergärtnerin einen qualifizierten Beruf aus. Sie erlitt 1990 einen Sportunfall und war vorübergehend behindert. Der Kindergarten ging nach der Wende in Trägerschaft der Stadt über, die nur einen Teil des Personals übernahm. Aus „Fügsamkeit“ und Solidarität mit den jüngeren Kolleginnen, so berichtet sie, akzeptierte sie den Vorruhestand. Dennoch erlebte Frau Neumann das Ende der Erwerbsarbeit als Krise.

Analytischer Kommentar: Zu den Opfern der Systemtransformation gehören leistungsgeminderte ältere Arbeitnehmerinnen. Nicht nur Wirtschaftsunternehmen, auch kirchliche und kommunale Institutionen übten einen höheren Leistungsdruck aus, sprachen Entlassungen aus und grenzten schwächere Mitarbeiter aus. Wenn Kündigungen aus arbeits- oder tarifrechtlichen Gründen schwierig waren, wurde auf andere Art Druck – zum Beispiel durch Versetzung an einen anderen Arbeitsort – ausgeübt. Die Frauen hatten die „Wahl“, die beruflichen Belastungen auszuhalten und weiterhin gesundheitlichen Schaden zu nehmen oder zu kündigen bzw. einem Aufhebungsvertrag zuzustimmen. Dem von dem Arbeitgeber ausgeübten Druck konnte nicht standgehalten und um einen ihren Möglichkeiten angepassten Arbeitsplatz gekämpft werden. Die anschließende Interimsphase ist problematisch. Für den Arbeitsmarkt sind die Befragten zu krank, für die Erwerbsunfähigkeitsrente nicht krank genug.

3.3.2 Die „Abgeschobene“

Allgemeine Beschreibung: Die Frauen waren 1990 voll leistungsfähig, trotzdem wurde ihnen jedoch aus betrieblichen oder anderen Gründen gekündigt. Angesichts einer Arbeitshaltung, die durchaus als leistungsorientiert bezeichnet werden kann, erleben sie die Arbeitslosigkeit als eine biografische Krise. Eine Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt gelingt nicht, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen sind Warteschleifen, ohne wirklich eine berufliche Perspektive zu ermöglichen.

Ein Beispiel: Frau Schneider (Interview 11) war zum Zeitpunkt der Wende 51 Jahre alt und arbeitete als Meisterin in einem Textilbetrieb. Kurz nach der Wende wurde sie entlassen. Nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit begann sie eine zweijährige Umschulung zur Hotelkauf-

frau, ohne danach eine Arbeitsstelle zu finden. Englisch- und Französischkenntnisse, in dieser Ausbildung erworben, sind lediglich bei Urlaubsreisen zu gebrauchen, sagt Frau Schneider. Als nächstes wurde eine Fortbildung zur Änderungsschneiderin und dabei ein Praktikum beim Demokratischen Frauenbund absolviert. Dort konnte für ein Jahr eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bekleidet werden. Bis zur Rente schlossen sich Arbeitslosigkeit und der Bezug von Arbeitslosengeld, danach Arbeitslosenhilfe, an. Die Nachwendezeit brachte die deprimierende Erkenntnis, für den Arbeitsmarkt bereits zu alt zu sein:

(...) dass, wie gesagt, unsere Altersgruppe eine ganz schlechte is. Wobei jede Altersgruppe ja ihre Probleme hatte, aber unsere eene ganz schlechte war. Und ich muss sagen, so mit über fünfzig Jahr'n dann zum Arbeitsamt zu gehen und zu sagen: „Ich hab keene Arbeit“ – das is' eigentlich bedrückend, und das is' och das, was of den Menschen so gewirkt hat. Depressiv geworden. Gesucht, wo Arbeit irgendwo is. Man war och mit 'ner niederen Arbeit zufrieden. Aber wie gesagt, unsere Altersgruppe war nimmer gefragt (Interview 11, S. 1).

Die Befragte steht für jene, die arbeiten wollen. Die Ansicht, dass diejenigen, die zum Arbeitsamt gehen, nicht arbeiten wollten, muss nun am eigenen Beispiel falsifiziert werden. Trotz der Bereitschaft, eine „niedere“ Arbeit anzunehmen, kam es nicht mehr zu einer Anstellung. Dem Ehemann, einem Maßschneider, ging es ähnlich. Er leitete einen kleinen Betrieb, bekam nach der Wende keinen Kredit und musste bereits mit 57 Jahren die Erfahrung machen, dauerhaft von Erwerbstätigkeit ausgeschlossen zu sein. Für seine Frau bedeutete der Rentenbeginn eine Erleichterung, da sie nun mit einem sicheren Einkommen rechnen konnte. Davon unterstützt das Ehepaar die Familie der Tochter.

Zuordnung weiterer Fälle: Frau Fischer (Interview 22) war 1989 Sekretärin bei einer Kreisleitung der SED und wurde als eine der ersten entlassen. Sie absolvierte eine Fortbildung am Personalcomputer, konnte jedoch aufgrund ihres „Lebenslaufs“, ihrer politischen Vorbelastung, zunächst keine Stelle bekommen. Schließlich kam sie bei einer Notarin unter, wurde aber nach einigen Jahren wieder entlassen.

Eine weitere Befragte, Frau Meier (Interview 25), vor der Wende Disponentin in einem Großhandel, wurde 1991 entlassen. Aus ihrer Sicht kam es dazu, weil die Firma von westlichen Vertretern „über den Tisch gezogen“ wurde. Die Arbeitslosigkeit wurde von zwei Lehrgängen und zwei Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen unterbrochen. Zurzeit des Interviews war die Befragte im Rahmen der „Aktion 55“ beschäftigt und erhielt ca. 150 DM monatlich für Reinigungstätigkeiten.

Frau Daume (Interview 9) begrüßte zwar die Wende – jeder habe gemerkt, dass es so nicht mehr weitergehen konnte –, berichtet aber auch von Ängsten, zumal die Kaufhalle, in der sie arbeitete, nach 1990 öfter den Besitzer wechselte. Innerhalb von sechs Jahren schrumpfte die Belegschaft von 54 auf fünf Mitarbeiter. Dass manche entlassen wurden, war aus Sicht der Befragten begrüßenswert: das waren die, die auf „unsere“ Kosten lebten und für die man mitarbeiten musste. Später aber mussten auch andere gehen. Die vierteljährlichen Entlassungen hatten zur Folge, dass die Arbeitsaufgaben anwuchsen. Nicht selten musste von 7 Uhr bis 19 Uhr mit wenig Pausen gearbeitet werden. Dies ging auf Kosten der Gesundheit. Es kam zum psychischen und physischen Zusammenbruch, anschließend zur Entlassung.

Analytischer Kommentar: Frau Fischer hätte vielleicht, wie sie meint, ohne diesen ihren speziellen „Lebenslauf“ leichter Arbeit gefunden. Aber es ist fraglich. In einer Region mit so hoher Arbeitslosigkeit ist es für ältere Arbeitslose besonders schwer, beruflich wieder Fuß zu fassen. Frühere Berufserfahrungen wurden durch betriebliche Umstrukturierungen entwertet.

Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft sind keineswegs ein Schutz vor Krisen im Erwerbsleben. Möglicherweise hätten einige dieser Frauen in Westdeutschland eine Arbeitsstelle gefunden. Doch der Umzug in eine fremde Umgebung ist nicht immer eine sinnvolle Alternative und gestaltet sich abhängig vom Lebensalter und der Familiensituation.

Krise und Familiensituation: Ein Umzug in den Westen wäre vielleicht für das Ehepaar Fischer, die mit 49 bzw. 51 Jahren beide bald nach der Wende arbeitslos wurden, möglich gewesen. Die berufliche Krise des Mannes wirkte sich hingegen verstärkend auf die von Frau Fischer aus: Ähnlich wie der Ehemann von Frau Baumeister (Interview 5, s.o.) machte Herr Fischer sich selbstständig, hatte dabei aber ebenfalls keinen Erfolg.

Die Krise der Erwerbsbiografie hat, je nach Familienstand und beruflichem Status des Ehemanns, unterschiedliche materielle Konsequenzen. Arbeitslosigkeit bedeutet nicht automatisch Armut. Am schwierigsten war bzw. ist die Situation alleinstehender Frauen mit einem Monatseinkommen unter 1400 DM bzw. 700 Euro. Finanziell schwierig gestaltet sich die Situation auch, wenn beide Ehepartner eine ähnliche Krise erleben. Es gibt Fälle, in denen eine Stabilisierung eintritt, wenn der Ehemann den Rentenstatus erreicht hat. In einem Fall ist der Mann berufstätig und verdient relativ viel, so dass es der Familie materiell nicht schlecht geht. Aber auch diese Konstellation birgt Nachteile in sich. Bei der Verteilung der immer knapper werdenden ABM-Stellen werden finanziell schlechter Gestellte bevorzugt; zudem erhalten diese Frauen keine Arbeitslosenhilfe (heute ALG II), da hier das Einkommen des Partners angerechnet wird.

Warten auf die Rente als Krisenlöser. Frauen, die leistungsgemindert sind und sich „abgeschoben“ fühlen (Typus „Krisenhafte Verläufe durch die Wende“), erleben Arbeitslosigkeit nicht als freiwilligen Vorruhestand wie jene, die nach 1990 beruflich bestehen konnten (Typus „Die Wende als berufliche Chance“/„Beruflicher Bestandserhalt“). Der Ruhestand wird als Lösung für die Erwerbskrise herbeigesehnt; als unsicher wird empfunden, ob das Arbeitslosengeld eine sichere Einkommensquelle bis zum Rentenalter darstellt. Die Rente bedeutet in den meisten Fällen nicht nur eine finanzielle Verbesserung, sondern vor allem Sicherheit. Die belastenden Wege zum Arbeitsamt, der Kampf um die meist begehrten ABM, die wenig Nutzen bringenden Umschulungen entfallen. Einige empfinden Arbeitslosigkeit als Stigma, Rentnerin zu sein jedoch nicht. Arbeitslosigkeit führt zu sozialer Entwertung, Enttäuschung und Depressivität. Mit erheblichen materiellen Einschränkungen verbunden, ist sie in erster Linie jedoch ein psychosoziales Problem.

3.3.3 *Gescheitert – keine bäuerliche Revitalisierung*

Die folgende Erwerbsbiografie steht in Kontrast zu dem erfolgreichen Typus der die Wende als berufliche Chance Nutzenden und verdeutlicht, dass bestimmte Bedingungen gegeben sein mussten, um als Bauer einen erfolgreichen Neuanfang zu erreichen.

Dazu, um als Bauernfamilie die mit der Wende neu entstandenen Chancen zu nutzen, können gezählt werden das Bankkredite ermöglichende entsprechende Alter der früheren Bauern oder der Hoferben, einen entsprechenden finanziellen Hintergrund und Eigentum an Grund und Boden.

Während der Wende arbeitete die Befragte, Frau Weimar, in einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Körperlich schwere Arbeiten waren zu verrichten und wären

wohl nicht mehr lange durchgestanden worden, wenn nicht die Wende gekommen wäre. Mit 58 Jahren wurde Frau Weimar Vorruehständerin. Der Ehemann war vor der Wende schwer erkrankt und infolge dessen erwerbsunfähig geworden. Als die Wende kam, wollte die Familie den eigenen Hof wieder aufbauen. Der jüngste Sohn schloss eine landwirtschaftliche Ausbildung in Westdeutschland ab. Als er zurückkehrte, war kaum noch Land zu pachten. Wegen seines jugendlichen Alters erhielt er keine Kredite, die Mutter auch nicht, weil sie bereits über der von Banken akzeptierten Altersgrenze lag.

Für diese Familie kam die Wende zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Zu einem früheren Zeitpunkt hätte sie den Hof vielleicht wieder bewirtschaften können, da Bankkredite noch möglich gewesen wären. Wäre die Wende später eingetreten, hätte der Sohn das für Banken „richtige“ Alter gehabt. Die Situation ist exemplarisch für viele Bauernfamilien in der ehemaligen DDR. Die bäuerliche Tradition wurde durch die Kollektivierung der Landwirtschaft unterbrochen; aus Landwirten und mithelfenden Familienangehörigen wurden abhängig beschäftigte Arbeiter und Angestellte. Deren Kinder sind in ihrer Berufswahl frei. Auch wenn sie einen landwirtschaftlichen Beruf erlernten, sind die heutigen Bedingungen völlig andere. Familie Weimar hätte sich vollkommen neu mit moderner Technik ausrüsten müssen, wofür sie keinen Kredit erhielt.

3.3.4 Diskussion der Daten

Aussagen darüber, wie repräsentativ die herausgearbeiteten Typen für die ostdeutsche Bevölkerung sind, können hier nicht getroffen werden. Vermutlich tritt der Typus jener, die die Wende als berufliche Chance nutzten, in jüngeren Geburtskohorten häufiger auf, da berufliche Mobilität als ein wesentlicher Faktor für Vermittelbarkeit bei jüngeren Menschen eher vorausgesetzt werden kann. Die Gründung eines eigenen Unternehmens ist dadurch erschwert, dass die Banken evtl. keine Kredite bewilligen. Auch ein Berufswechsel, der Erfolg bringt, gestaltet sich mit zunehmendem Alter schwieriger. Dennoch ist zu überlegen, inwieweit es möglich ist, bei Frauen über 50 Jahre ähnliche Potenziale zu entdecken und zu fördern. Die demografische Entwicklung führt in einigen Jahren dazu, dass dem Arbeitsmarkt weniger jüngere Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Daher erscheint es sinnvoll, in Zukunft auch die Ressourcen älterer Bürgerinnen stärker zu nutzen.

Frauen, die dem Typus „Beruflicher Bestandserhalt nach der Wende“ zugeordnet werden können, nahmen die Möglichkeit wahr, vorzeitig aus dem Erwerbsleben auszuschcheiden. Im Unterschied zu den Frauen des Typus „Krisenhafte Verläufe der Berufsbiografie nach der Wende“ geschah dies freiwillig. Arbeitsmarktpolitisch kann dies sinnvoll sein, wenn betriebsbedingte Entlassungen anstehen oder andere Arbeitnehmerinnen eingestellt werden können. Generell ist aber Arbeitslosigkeit als ein Übergang zum Ruhestand wenig erstrebenswert, da für die Betroffenen finanzielle Einbußen damit verbunden sind. Die Symptome wurden damit lediglich geschönt, bei einer funktionierenden regionalen Wirtschaft wären die erwerbsbiografischen Probleme kaum in dieser Intensität entstanden.

Arbeitslosigkeit als psychosoziale Krise⁵ stellt nicht zuletzt ein sozialpolitisches und sozialpädagogisch zu bearbeitendes Problem dar. Bei entsprechender Disposition zu psychischen oder psychosomatischen Erkrankungen kann eine solche Krise Krankheiten auslösen

5 Auf die psychosoziale Bedeutung von Arbeitslosigkeit wird im nächsten Kapitel detaillierter eingegangen.

oder bestehende verschlimmern. Einige Frauen fanden von sich aus Hilfeangebote (Psychotherapie, Aktivitäten in Frauenzentren, Kurs bei der Telefonseelsorge). Doch hier sind weitere präventive Angebote sinnvoll, wie zieloffene Beratungsprozesse bei Eintritt in die Arbeitslosigkeit mit der Verarbeitung psychosozialer Aspekte von Arbeitslosigkeit.

Die Situation älterer Frauen in den neuen Bundesländern ist mit der älterer Frauen in den alten Bundesländern nicht zu vergleichen, da erstere bis 1990 in völlig anderen Lebenszyklen lebten. In der DDR war eine hohe Frauenerwerbsquote erwünscht, und es wurde einiges dafür unternommen wie einen leichten Zugang zu Ausbildungen zu ermöglichen oder ein flächendeckendes Kinderbetreuungsnetz vorzuhalten. Dass Erwerbsarbeit für die Frauen der ehemaligen DDR eine Selbstverständlichkeit war, zeigen die Interviews. Meist wurde die Erwerbsarbeit nur für eine kurze Familienphase unterbrochen. In dieser Phase war Nicht-Erwerbsarbeit gesellschaftlich anerkannt. Gleichwohl führte sie trotz prinzipieller sozialer Absicherung nicht selten aber zu finanziellen Einschränkungen. Die Frauen, die 1990 45 Jahre und älter waren, hatten die Familienphase bereits abgeschlossen. Sie konnten und wollten sich nicht auf den nunmehr sozial anerkannten Status einer Hausfrau und Mutter zurückziehen.

Arbeitslosigkeit kann, aber muss nicht Armut bedeuten. Es zeichnet sich aber ab, dass die materielle Situation älterer arbeitsloser Frauen sich im Laufe der letzten Jahre verschlechtert hat. Zu den davon betroffenen Gruppen zählen allein stehende Frauen, die schon vor 1990 über ein nur geringes Einkommen verfügten. Diese Situation verschärft sich, wenn der Anspruch auf Arbeitslosengeld abläuft und nur noch Arbeitslosen- oder Sozialhilfe gezahlt wird. Auch arbeitslose Witwen sind in einer schlechteren Situation als Rentnerinnen, da sich die Witwenrente stärker auf das Arbeitslosengeld niederschlägt als auf die eigene Rente. Problematisch gestaltet sich die Situation auch dann, wenn beide Ehepartner arbeitslos sind. Arbeitslosen Frauen, deren Mann erwerbstätig ist, geht es offensichtlich besser. Ein Teil dieser Frauen hat jedoch keinen Anspruch auf Arbeitslosenhilfe; dies wirkt sich später auch auf die Höhe der eigenen Rente negativ aus. Hier hat die wirtschaftliche Entwicklung nach 1990 einen anti-manzipatorischen Effekt.

Verschlechtert hat sich die Situation unter anderem durch die Aufhebung der Vorruhestandsregelung und die Verschiebung der Rentenaltersgrenze für Frauen. Zurzeit werden politische Maßnahmen umgesetzt, die zu weiteren Verschlechterungen führen. Die Kürzung der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bedeutet, dass mehr Frauen schneller in das Arbeitslosengeld II auf Sozialhilfeniveau abrutschen. Den gleichen Effekt hat die Kürzung der Anspruchsdauer für Arbeitslosengeld. Alle genannten krisenhaften Verläufe verschärfen sich erheblich.

Auch bei einer besseren Situation auf dem Arbeitsmarkt stellt offiziell der Typus der Leistungsgeminderten (Teilgruppe des Typs „Krisenhafter Verlauf der Erwerbsbiografie nach der Wende“) eine erwerbsbiografische Problemgruppe dar. Deutlich zeichnet sich die Gefahr ab, dass ältere behinderte oder kranke Frauen, die offiziell nicht den Status einer Erwerbsunfähigen besitzen, ins soziale Abseits geraten. Ein Teil der auftretenden Krankheiten muss als Spätfolge harter körperlicher Arbeit oder der doppelten Belastung durch Familie und Beruf gesehen werden. Diese Frauen sind besonders sozial benachteiligt. Wenn sich die allgemeine Situation auf dem deutschen Arbeitsmarkt verbessert, richten sich die Vermittlungsbemühungen wohl zunächst auf die Frauen des Typs „Abgeschobene“. Es ist möglich, dass dann auch diese Altersgruppe stärker aus der Region abwandert.

3.4 Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen

3.4.1 Vorbemerkung

Arbeitslosigkeit übt einen wesentlichen Einfluss auf soziale Identität aus. Bereits Jahoda u. a. (1978, erste Auflage 1933) untersuchten mit einem soziografischen Verfahren die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit. In jenem Fall ging es um ein Dorf, Marienthal, das von Arbeitslosigkeit betroffen war, weil die einzige Fabrik im Umkreis geschlossen wurde. Jahoda u. a. rekonstruieren vier Haltungstypen: ungebrochen, resigniert, verzweifelt, apathisch.

In der untersuchten Region sind die Bedingungen anders. In dem Dorf Marienthal wurden fast alle Erwachsenen arbeitslos. Auch die Region Ostsachsen ist sehr stark von Arbeitslosigkeit betroffen, doch es gibt eine Vielzahl von Einwohnern, die erwerbstätig sind, und Arbeitslose, die wieder in Arbeitsplätze kommen. Nicht mit damals vergleichbar sind die Angebote des Arbeitsamts wie Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Dennoch: Die Kreise und Städte in der Region verlieren pro Jahr ca. 1% ihrer Bevölkerung durch Geburtenrückgang und Abwanderung. Einkommen und Kaufkraft sind vergleichsweise niedrig. Die Arbeitslosenquote beträgt konstant über 20%.

Vor 1990 gab es in der damaligen DDR keine Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit. Es herrschte Vollbeschäftigung. Nur eine der 26 befragten Frauen war vor 1990 kurze Zeit arbeitslos. Arbeitslosigkeit kann also eindeutig als eine Folge der Systemtransformation gewertet werden. Die Betroffenen sehen sich vor das Problem gestellt, eine völlig neue Erfahrung zu verarbeiten. Zu dieser neuen Erfahrung gehören unter anderem Arbeitssuche und Bewerbungen, die Kommunikation mit dem Arbeitsamt oder ein Umzug aufgrund eines Stellenangebots außerhalb der Region. Arbeitslose ältere Frauen zählen zu den mehrfach Benachteiligten. Ältere Arbeitnehmer gelten gegenüber jüngeren häufig als leistungsgemindert und sind bis heute besonders oft von Arbeitslosigkeit betroffen. Für die meisten von ihnen, anders als bei den jüngeren Frauen, kommt ein „Hinter-der-Arbeit-Herziehen“ nicht in Frage.

Von den 26 befragten Frauen hat fast die Hälfte Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht; in den beiden jüngeren Altersgruppen sind es deutlich mehr als die Hälfte. Die Bedeutung der Arbeitslosigkeit für die Biografien der Betroffenen ist verschieden. Es liegen Fälle von freiwilliger Arbeitslosigkeit vor („die Freiwillige“), zum Beispiel bei Frauen, denen nur noch eine kurze Zeit bis zum Rentenalter bleibt und die durch das Arbeitslosengeld materiell abgesichert sind. Als ein Argument für das freiwillige Ausscheiden wird der Erhalt des Arbeitsplatzes für jüngere Kollegen, zum Beispiel bei betriebsbedingten Kündigungen, angeführt. In diesen Fällen wird Arbeitslosigkeit nicht als Krise, sondern als eine Art Vorruhestand empfunden. Andere Frauen fühlen sich aufgrund einer Krankheit oder Behinderung nach eigener Einschätzung nicht in der Lage, eine Arbeit aufzunehmen („die Kranke“). Für sie gestalten sich die Bemühungen des Arbeitsamts zu einer Belastung. Für Frauen, die dem Typus der „Enttäuscht-Resignierten“ zugeordnet werden, bedeutet die Arbeitslosigkeit eine besonders belastende Lebenssituation. Diese Frauen fühlen sich leistungsfähig und wollen arbeiten, werden jedoch aufgrund ihres Alters ausgegrenzt. Sie leben mit der Erfahrung, dass die Hilfsangebote des Arbeitsamts und die eigenen Bemühungen ohne Erfolg bleiben. Hier wird deutlich, wie Arbeitslosigkeit zum Stigma wird und Vorwürfe oder Selbstvorwürfe hervorruft. Selbstwertgefühl und soziale Identität werden infrage gestellt. Arbeitslosigkeit geht mit finanzieller Abhängigkeit und Unsicherheit einher. Die Interaktion mit den Mitarbeitern des Arbeitsamts, die zu mächtigen Vertreter von Institutionen wachsen und Ängste und Un-

sicherheiten auslösen, wird als äußerst problematisch geschildert. Zeiten der Arbeitslosigkeit wechseln sich ab mit Umschulungen, Weiterbildungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Teilweise ist dieses staatlich gestützte Programm nur eine Unterbrechung von Arbeitslosigkeit, die die Lage der Betroffenen nicht nachhaltig verändert. Manchmal wird eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme jedoch auch als eine sinnvolle, soziale Tätigkeit empfunden.

Bevor im Folgenden auf die subjektiven Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit eingegangen wird, soll ein quantitativer Überblick darüber ermöglicht werden, wer von den Befragten zwischen 1990 und 2001 arbeitslos wurde. Diese Arbeitslosenstatistik ist jedoch nur eine Momentaufnahme, die Verlaufsuntersuchungen nicht ersetzen kann. Der Überblick ist nicht repräsentativ, da die Stichprobe nach anderen Kriterien, wie dem maximalen und minimalen Kontrast, gebildet wurde. Dennoch ist ein solcher Überblick für die Studie sinnvoll.

3.4.2 Die „objektive“ Seite der Arbeitslosigkeit

Drei Kategorien werden unterschieden: 1. Die „nicht betroffenen“ Frauen; sie arbeiten bis zum 60. Lebensjahr, ohne arbeitslos geworden zu sein⁶. 2. Die Betroffenen; hierzu zählen diejenigen, die nach 1990 arbeitslos wurden. 3. die Vorruheständler; diese Frauen schieden vor dem 60. Lebensjahr aus dem Erwerbsleben aus, ohne dass sie als Arbeitslose gelten.

Tabelle Betroffenheit von Arbeitslosigkeit (Altersgruppen I–III, Gesamtzahl der Interviews: 26):

	Nummern der Interviews	Anzahl der Frauen	Prozentsatz
Nicht betroffen	2; 6; 8; 10; 13; 16; 17; 18; 19, 20;21	11	42,30 %
Betroffen	3; 4; 5; 9; 11; 12; 14; 22; 23; 24; 25; 26	12	46,15 %
Vorruhestand	1; 7; 15	3	11,53 %

Fast jede zweite Frau erlebte mindestens einmal Arbeitslosigkeit. In der Altersgruppe 71 Jahre und älter stellt sich die Frage nach Arbeitslosigkeit nicht; werden diese fünf Fälle abgezogen, steigt der Prozentsatz der Betroffenen an:

6 Nach dem vorliegenden Datenmaterial zählen zu den „nichtbetroffenen“ Frauen eine Frau, die mit 60 Jahren die zweite Phase ihrer Altersteilzeit beginnt und eine andere, für die 2004 mit 60 Jahren die zweite Phase der Altersteilzeit beginnt. Die Situation dieser Befragten ist vergleichbar mit der jener Frauen, die vor 2000 mit 60 Jahren Rentnerin wurden. Ferner zählen die Frauen dazu, die 1990 mit 60 Jahren in Rente gehen mussten, obwohl sie gern noch weiter gearbeitet hätten. Auch jene Interviewte, die vor 1933 Arbeitslosigkeit erlebt, danach aber nicht mehr, gehört zu dem Kreis der Nicht-Betroffenen.

Tabelle Betroffenheit von Arbeitslosigkeit in den Altersgruppen (61–70 Jahre/I und 55–60 Jahre/II, Gesamtzahl der Interviews: 21).

	Nummern der Interviews	Anzahl der Frauen	Prozentsatz
Nicht betroffen	2; 6; 8; 13; 16; 17	6	28,57%
Betroffen	3; 4; 5; 9; 11; 12; 14; 22; 23; 24; 25; 26	12	57,14%
Vorruhestand	1; 7; 15	3	14,28%

Der Anteil der Nicht-Betroffenen ist hier deutlich geringer. Das bedeutet, dass nahezu drei Viertel der Frauen, die nach 1990 noch im Erwerbsalter sind, Arbeitslosigkeit oder vorzeitiges Ausscheiden aus dem Erwerbsleben durch Vorruhestand erleben. Deutliche Unterschiede gibt es auch zwischen diesen Altersgruppen I und II:

Tabelle Betroffenheit von Arbeitslosigkeit in der Altersgruppe II (61 bis 70 Jahre, Gesamtzahl der Interviews: 9):

	Nummern der Interviews	Anzahl der Frauen	Prozentsatz
Nicht betroffen	6; 13	2	22,22 %
Betroffen	3; 11; 12; 14	12	44,44 %
Vorruhestand	1; 7; 15	3	33,33 %

Tabelle Betroffenheit von Arbeitslosigkeit in der Altersgruppe I (55 bis 60 Jahre, Gesamtzahl der Interviews: 12):

	Nummern der Interviews	Anzahl der Frauen	Prozentsatz
Nicht betroffen	2; 8; 16; 17	4	25 %
Betroffen	4; 5; 9; 22 23; 24; 25; 26	8	75 %

Der Unterschied zwischen den beiden Altersgruppen erklärt sich durch den Wegfall der Vorruhestandsregelung. Nach dem Stichtag, dem 14. Februar 1996, entfiel diese Möglichkeit. Altersteilzeit scheint kein vergleichbarer Ersatz zu sein, da diese eine entsprechende Bereitschaft des Arbeitgebers voraussetzt, der sie mitfinanziert.

Für die nach 1939 geborenen Arbeitslosen gelten besondere Rahmenbedingungen. Diese Frauen können nicht mehr ohne Abschlüsse mit 60 Jahren in Rente gehen, da die Altersgrenze stufenweise angehoben wurde. Je jünger die Frauen sind, desto stärker sind sie betroffen.⁷ Unsere Stichprobe enthält Frauen der Jahrgänge 1941, 1942, 1943 und 1944. Für sie betragen die Abschlüsse zwischen 3,9 und 14,4%, falls sie sich für eine Rente mit 60 Jahren entscheiden. Diese Verschlechterung antizipieren die Frauen selbst:

⁷ Von einer Rente mit Abschlüssen sind vermutlich fünf Frauen betroffen (Interview 4, 22, 23, 25, 26), weil deren Anspruch auf Arbeitslosengeld nicht bis zum regulären Rentenalter reicht. In einem Fall (Interview 5) spielt es eine Rolle, ob die Erwerbsunfähigkeitsrente bis zum Erreichen des regulären Rentenalters verlängert wird.

So, und da war ich wieder zwei Jahre arbeitslos, und dann hab' ich hier diese ABM-Stelle bekommen. Und die läuft jetzt Ende Februar aus, und dann geh' ich wieder in die Arbeitslosigkeit. Und nächstes Jahr 'ird' ich sechzig, und da wird mir nichts anderes übrigbleiben, wenn sich nichts Neues ergibt, dass ich dann die Rente mit Abstrichen in Anspruch nehme (Interview 22, S. 4).

3.4.3 *Typen älterer arbeitsloser Frauen*

Meist trat Arbeitslosigkeit ungewollt ein – bis auf wenige Ausnahmen. Hier kann von einer gewollten oder freiwilligen Arbeitslosigkeit gesprochen werden. Auf diesen Typus wird im Folgenden eingegangen.

3.4.3.1 *Gewollt arbeitslos*

Die Arbeitslosigkeit stellt eine Art Vorruhestand dar, der keineswegs als biografische Krise erlebt wird. Eine dieser Frauen, Frau Gerdes (Interview 3), arbeitete vor 1990 als Lehrerin für Geschichte, Deutsch und Englisch auf einer Oberschule. 1989 schloss sie sich dem „Neuen Forum“ an und wurde ein Jahr darauf zur hauptamtlichen Kommunalpolitikerin bestellt. Nach vier Jahren entschieden die Wahlen jedoch anders. Daher stand sie vor der Frage, ob sie in die Schule zurückkehren sollte:

(...) na, ein bisschen plötzlich und ein bisschen unerwartet. Ich war achtundfünfzig, und wir waren zu demokratie-unerfahren, als dass man danach gefragt hätte, wenn ich eine Wahlfunktion annehme, wie geht es denn hinterher weiter. Und da hab' ich, na ja, doch ein bisschen, war schon ein bisschen enttäuscht. Dass, das nach vier Jahren dann – es konnte mir ja niemand sagen, dass, ich, hat niemand gesagt, dass ich schlecht gearbeitet hätte. Aber dass es dann eben so einfach durch eine Wahl entschieden wurde, das ist aus, das war schon ein bisschen schwierig, und eigentlich wäre es für mich selbstverständlich gewesen, noch zwei Jahre wieder in die Schule zu gehen. Englischlehrer wurden gebraucht. Und nur die Bemerkung vom Bürgermeister, dass der mal gesagt hat, du wirst doch jetzt nicht wieder in die Schule gehen. Die hat mich zum Nachdenken gebracht, und als ich wusste, was ich für Arbeitslosengeld die zwei Jahre kriege, dann war ich ganz zufrieden (Interview 3, S. 16).

Für Frau Gerdes stellte die Phase der Arbeitslosigkeit eine positive Zeit dar:

Na ja, ich wusste zwar auch nicht, aber (...) ich hab' mich eigentlich drüber gefreut, als ich zweitausend Mark für umsonst kriegte, war's eigentlich auch nicht schlecht. (Lachen) Noch nie in meinem Leben hatte ich, (...) ich hab' durchgehend immer gearbeitet. Ich hab' ein viertel Jahr Schwangerschaftsurlaub gemacht damals und hab' durchgehend gearbeitet. Und hab' (...) eigentlich von da an mich in Stadtrat wählen lassen und bin gewählt worden und hab' gemerkt, man kann ja auch noch, (...) viel anderes tun, ja (Interview 3, S. 17).

Alle drei diesem Typ zugeordneten Frauen waren über 57 Jahre alt. Sie besaßen mehr als zwei Jahre Anspruch auf Arbeitslosengeld. Dieser Umstand und die Nähe zum Rentenalter sind zentrale Voraussetzungen dafür, die Zeit der Arbeitslosigkeit entspannt zu genießen.

Frau Hauser (Interview 14), 1937 geboren, arbeitete bis 1996 als Finanzbuchhalterin im Bauhandel. Dauerhaft erkrankt, wurde ihr die Entlassung nahe gelegt und von ihr angenommen, da ein halbes Jahr später die Rente bevorstand. Eine Vermittlung durch das Arbeitsamt war nicht mehr erwünscht.

Frau Schmitt (Interview 23), 1942 geboren, war als Kindergärtnerin tätig. Während der letzten Jahre war sie in Teil- bzw. Kurzarbeit (31 Wochenstunden). Alljährlich kam es zu „Bedarfskündigungen“, da sich die Zahl der im Kindergarten angemeldeten Kinder ständig verringerte. Als ältere Arbeitnehmerin genoss Frau Schmitt allerdings einen Kündigungsschutz. Gleichwohl akzeptierte die Befragte zusammen mit anderen Kolleginnen schließlich eine Kündigung mit Abfindung. Eine Rolle spielte auch, dass das Arbeitslosengeld auf der Basis von 40 Wochenstunden berechnet wurde. Bei einem späteren Eintritt in die Arbeitslosigkeit wäre das Arbeitslosengeld aufgrund von 31 Wochenstunden berechnet worden. Die Anspruchsdauer reichte jedoch nicht bis zum Renteneintritt.

In zwei von drei Fällen erklären die Frauen ihre Entscheidung zur Annahme der Kündigung damit, Solidarität mit den Kolleginnen zu üben. Arbeitslosigkeit nimmt die Funktion einer Art Vorruhestandsregelung ein. Frauen, die sich diesem Typus zuordnen lassen, blicken auf eine durchaus erfolgreiche Erwerbsbiografie zurück. Frau Gerdes zum Beispiel eröffnete die Wende eine neue berufliche Chance, die sie auch nutzte. Die beiden anderen Frauen konnten ihren beruflichen Status in den ersten Jahren nach 1990 ebenfalls halten.

3.4.3.2 *Wegen Krankheit arbeitslos*

Diese Frauen fühlten sich bereits vor Eintritt der Arbeitslosigkeit den Arbeitsanforderungen kaum noch gewachsen. Sie erkrankten oder litten unter Behinderungen. Während der Arbeitslosigkeit gerieten die Vermittlungsbemühungen des Arbeitsamts bzw. die Pflicht, sich selbst um einen Arbeitsplatz zu bemühen, zur Belastung.

Zu diesem Typus gehört Frau Wichert (geb. 1939, Interview 12), die bis 1990 halbtags als Kaffeeköchin arbeitete:

I: So, und da war dann die Wende, und dann sind Sie sofort arbeitslos geworden?

A: Ja. Und, na ja gut, wie ich schon sagte, war ich nicht böse, weil's mir gesundheitlich ni' gut ging. Und, aber trotzdem, ein ausgesprochen ruhiger Typ bin ich immer noch nicht geworden. (Lachen) Das heißt, ich kann's mir jetzt wieder leisten, ich sag' immer, ich bin jetzt wieder gesundheitlich auf dem aufsteigenden Ast (Interview 12, S. 6).

Für Frau Wichert stellt weniger Arbeitslosigkeit als vielmehr die gesundheitliche und materielle Situation ein Problem dar. Arbeitslosigkeit mit ihren Begleitumständen erschwert allerdings die Situation:

I: Und Umschulung oder sonst irgendetwas ...

A: Nee, hat man mir nicht angeboten, und ich muss, ich muss Ihnen ehrlich sagen, weil ich eben auch nervlich so fertig war. Ich, ich, ich hätte, ich hab' immer davor Angst gehabt, dass man mir das anbietet. Denn ich muss Ihnen ehrlich sagen, selbst eben hier heut', dieses Gespräch, wie Sie dann sagten, zwee Stunden dauert das, äh, das is' reichlich für meine Nerven (Interview 12, S. 6).

Ähnlich erging es Frau Baumeister. Sie war beruflich gering qualifiziert und konnte aufgrund ihrer Krankheiten (Wirbelsäule, Herz) eine Reihe von körperlichen Arbeiten nicht mehr ausführen. Auf zwei Anträge für Erwerbsunfähigkeitsrente erhielt sie abschlägige Antworten.

Das Arbeitsamt wird zu einer kontrollierenden Instanz, die über das private Leben verfügt. Frau Baumeister fürchtet, in eine Umschulung „gesteckt“ zu werden. Die Arbeitslosigkeit

keit wird als eine Zeit der Unfreiheit erlebt. Ein Problem stellen auch die „Eigenbemühungen“ dar:

Also mir hat's ne gefallen. Das is' ne Unsicherheit gewesen für mich und immer gedacht, wo wärn sen dich hin stecken? So, also unsicher (...). Sitzt immer was im Nacken. Keene Fr – ne, ne (Stottern) frei so (Interview 5, S. 20).

I: Haben Sie selbst was unternehmen können, vielleicht auch zu finden?

A: Ne, hab' ich ne. Hab' ich ne. Weil aus dem Grund eben mit diesem einschneidenden – das k, darf ich ne, und das darf ich ne und, und mir wurde ja vom Arbeitsamt och gesagt, man muss es ja ni' glei sagen.

I: Aha, aha.

A: Mmh, aber da bin ich ne der Mensch. Ich kann ne mit Lügen anfangen. Und das kriegen die uff jeden Fall mit. So, und dann isses noch schlimmer, wenn se mir kündigen und das dazu noch Unehrlichkeit, ne das is' – und da hab' ich gedacht, was soll ich och fragen? Ich wär och als Verkäuferin no gegangen paar Stunden oder so, hab' ich ja och mal gemacht. Aber in meinem Alter (Interview 5, S. 20).

Dem Vorschlag der Arbeitsvermittler, ihren Gesundheitszustand in Bewerbungsgesprächen zu verschweigen, kann Frau Baumeister nicht folgen. Vorstellungsgespräche erscheinen so von vornherein als wenig aussichtsreich.

Als Arbeitslose werden diese Frauen einem institutionellen Handlungsmuster unterworfen. Dabei wird die Annahme zelebriert, dass eine Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt realisierbar wäre. Dies wird als belastend empfunden, da ein Erfolg unrealistisch ist. Befreit von diesen Zwängen sind nur die über 58-jährigen arbeitslosen Frauen. Die hier zugeordneten Frauen lassen sich alle dem Typus „Krisenhafter Verlauf der Erwerbsbiografie nach der Wende“ zuordnen.

3.4.3.3 Ungewollt arbeitslos – enttäuscht und resigniert

Diese Frauen empfinden Arbeitslosigkeit als den „schlimmsten Schritt“ in ihrem Leben. Sie unternehmen immer wieder Versuche, aus dieser Situation herauszukommen. Dabei stellen sie fest, dass sie aufgrund ihres Alters nicht mehr gefragt sind. Eine Frau war zusätzlich stigmatisiert, da sie als Sekretärin bei einer Kreisleitung der SED tätig war. Da die eigenen Bemühungen immer wieder enttäuscht werden, steht am Ende dieses Prozesses das resignierte Warten auf die Rente.

Frau Wagner (vgl. Fallstudie Wagner, Interview 11) war vor 1990 als Meisterin und Abteilungsleiterin in einem Textilbetrieb tätig. Kurz nach der Wende kam die Entlassung:

Aber (...) wir warn immer der Meinung, wir finden schon wieder 'ne Arbeit. Warn oh so eingestellt, wer keene Arbeit findet, der is ni' willig zum Arbeiten. Aber da mussten wir uns schnell eines Besseren belehren lassen. Dass es wirklich so ist, dass die Altersgruppen dann eine große Rolle spielen. War ja immer wieder bis achtundzwanzig, bis fünfunddreißig die Jahrgänge, die sind gefragt gewesen. Aber alles andere is' wirklich schlecht (Interview 11, S. 2).

Jemand, der keine Arbeit findet, will nicht wirklich arbeiten – diese Annahme musste die Befragte aufgrund eigener Stigmatisierung revidieren. Sie wollte arbeiten, wurde aber trotzdem entlassen. Zum Arbeitsamt gehen zu müssen wird als Diskriminierung empfunden. Dass die

eigene Altersgruppe auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr gefragt ist und stigmatisiert wird, muss nun leidvoll erfahren werden:

Dass, wie gesagt, unsere Altersgruppe eine ganz schlechte is'. Wobei jede Altersgruppe ja ihre Probleme hatte, aber unsere eene ganz schlechte war. Und ich muss sagen, so mit über fünfzig Jahr dann zum Arbeitsamt zu gehen und zu sagen: „Ich hab keene Arbeit“, das is' eigentlich bedrückend, und das is' och das, was of den Menschen so gewirkt hat. Depressiv geworden. Gesucht, wo Arbeit irgendwo is'. Man wär och mit 'ner niederen Arbeit zufrieden. Aber wie gesagt, unsere Altersgruppe war nimmer gefragt (Interview 11, S. 1).

Die Bemühungen um eine neue Arbeit bleiben erfolglos; Frau Wagner gerät in eine Stimmung, die sie als „depressiv“ bezeichnet. Auch Frau Fischer (Interview 22) glaubt zunächst, als geprüfte Sekretärin wieder eine Anstellung zu finden. Sie wird enttäuscht und erklärt dies mit ihrer früheren, systemnahen Arbeit als Sekretärin bei einer SED-Kreisleitung. Frau Maier (Interview 25) war Disponentin im Großhandel und wurde 1991 arbeitslos. In der Zeit der Arbeitslosigkeit wechselten sich zwei Umschulungen und zwei Lehrgänge ab. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Frau Maier wiederum im Arbeitsamt gemeldet und hat, wie die anderen Frauen dieses Typus, resigniert:

Und da hab' ich dann die ganzen Jahre so überbrückt letzten Endes (räuspert sich), nu. (...) und wie gesagt, jetze die Aktion fünfundfünfzig, da ist man ebend ee mal, wenigstens een Tag beschäftigt, irgendwie. Ansonsten is', ich hab' keene Erwartungen mehr, ich will och keene Erwartungen mehr haben. Das bringt mir nicht mehr, was solls? Soll se der Jugend Arbeit verschaffen (Interview 25, S. 3).

Frau Maier zählt zum Zeitpunkt des Interviews 59 Jahre. Mit 58 Jahren besteht die Möglichkeit zu unterschreiben, keine weitere Vermittlung durch das Arbeitsamt mehr zu wünschen. Das lehnt Frau Maier jedoch ab und wartet nun auf ihre Rente:

Nee, das ist, ist erledigt, für mich ist die Sache erledigt. Ich warte jetzt nur noch auf meine Rente letzten Endes, so seh ichs (Interview 25, S. 4).

Die Situation stellt sich für diese Frauen als besonders belastend dar. Ihre Lage widerspricht dem Selbstbild einer Frau, die erwerbstätig sein will und kann. Die Erfahrungen, die sich für sie mit der Systemtransformation verbinden, sind Erfahrungen der Ausgrenzung.⁸

Zuordnung der Vorruheständlerinnen:

Frau Weimar (Interview 1) ist den „Wegen Krankheit arbeitslos Gewordenen“ zuzuordnen. Sie verlor ihre Arbeit, als die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft die Abteilung der Viehwirtschaft aufgab. Nach längerer Krankheit kam mit 58 Jahren der Ruhestand. Nach eigener Einschätzung hat Frau Weimar aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiterarbeiten können. Frau Sonntag (Interview 15) zählt zu den „Gewollt Arbeitslosen“. Sie kündigte

⁸ Zwei Frauen bleiben außerhalb der entwickelten Typen. Frau Daume (Interview 9) erkrankte und wurde entlassen. Sie war zu diesem Zeitpunkt 59 Jahre alt und fand sich gut mit der neuen Situation ab. Sie gehört also nicht zu den „Enttäuscht-Resignierten“, aber auch nicht zu den „Freiwilligen“ oder „Kranken“, da sie inzwischen wieder leistungsfähig ist. Als Arbeitslose über 57 Jahre stehen ihr 32 Monate Arbeitslosengeld zu. Das heißt, dass Frau Daume ohne größere Abschläge in Rente gehen kann. Frau Schuster (Interview 26) arbeitete bis 1998 im Betrieb ihres Mannes. Sie wurde entlassen, weil sich die Ertragslage des kleineren Unternehmens verschlechtert hatte. Inzwischen lief ihr Anspruch auf Arbeitslosengeld aus. In diesem Fall erscheint die Arbeitslosigkeit als unfreiwillig und dennoch akzeptiert, weil Frau Schuster ihren Mann unterstützen wollte.

und war mit 57 Jahren kalkuliert im Vorruhestand, da sie damit „finanziell gut dastehen“ würde. Frau Neumann (Interview 7) nahm eher ungewollt mit 57 Jahren den Vorruhestand hin, danach brach eine psychische Krise aus. Ehrenamtliches Engagement stellte hier einen Ausweg dar, um diese zu bewältigen.

3.4.3.4 Diskussion der Daten

Für die „Gewollt Arbeitslosen“ stellt Arbeitslosigkeit kaum ein Problem dar. Es gibt keine Hinweise auf einen „Pensionsschock“. Ein frühzeitiges, freiwilliges Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ist gesellschaftlich erwünscht, da die Entlassung Jüngerer evtl. vermieden werden kann. In einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit kann ein solcher Entlastungseffekt Wirkung zeigen.

Der Typus der „wegen Krankheit Arbeitslosen“ verweist auf eine soziale Lücke, die entstehen kann, wenn die Kriterien für eine Erwerbsunfähigkeitsrente verschärft werden. Die Betroffenen sind zu krank, um noch eine realistische Chance auf dem Arbeitsmarkt zu haben, und zu gesund für die Erwerbsunfähigkeitsrente. In diesen Fällen ist es, zumindest in Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit, wenig sinnvoll, die Fiktion der Vermittelbarkeit aufrecht zu erhalten. Die Betroffenen werden in ein institutionelles Ablaufschema geschleust, das ihren individuellen Fall nicht berücksichtigt.

Für die „Ungewollt Arbeitslosen und Enttäuscht-Resignierten“ wirkt sich die standardisierte Behandlung, der alle Arbeitslosen unterzogen werden, ebenfalls problematisch aus. Es ruft systematisch Enttäuschungen hervor, die wiederum nicht bearbeitet werden können. Arbeitsamtsberater und Betroffene werden beschäftigt, ohne dass Erfolge zu verbuchen sind. Die Fiktion der Vermittelbarkeit impliziert, dass man sich den Misserfolg wegen der Individualisierung der Probleme selbst zuzuschreiben hat. Man kann in einigen Fällen sogar von *Stigmatisierung durch Verfahren* sprechen. Das Verfahren muss nach dem Prinzip „Sisyphus“ ablaufen, auch wenn der Erfolg unrealistisch ist.

3.4.4 „Abgestempelt, in die Ecke gestellt“ – Psychische Reaktionen auf Arbeitslosigkeit

Mehrere Frauen berichten, während der Arbeitslosigkeit depressiv geworden zu sein. Einen solchen Prozess beschreibt zum Beispiel Frau Pohlmann (Interview 24), die 1992 entlassen wurde:

Und ich kam mir richtig schäbig vor im Verhältnis zu welchen, die noch arbeiten gehen. Ich dachte, Mensch, müsstest dich eigentlich verstecken, so gut geht dir's jetzt. Ja, ich hatte ein richtig schlechtes Gewissen, manchmal dacht' ich, Mensch, du sitzt zu Hause rum, du gehst hier spazieren, als wenn dir die Welt gehört, so gut geht es dir und bist arbeitslos, das kann doch ni' sein. Das fing erst ungefähr nach nem dreiviertel, eem Jahr an, das kommt dann, dann kommen die Depressionen dazu, wo man ni' mehr wees, warum stehste überhaupt auf. Das dauert 'ne ganze Zeit. So anderthalb, zwei Jahre dauert's, eh man wieder denken kann, muss halt so sein, tu dich ni' gehen lassen, musst sehn, dass de weiterkommst, dauert 'ne ganze lange Zeit (Interview 24, S. 20).

Dass mit Arbeitslosigkeit positive Aspekte erlebt werden, verursacht ein schlechtes Gewissen. Arbeitslosigkeit erscheint als Fehlverhalten und gleichzeitig als Privileg – „als wenn dir die Welt gehört“ –, das einem jedoch nicht zusteht. Arbeitslosigkeit widerspricht der erlernten

Verpflichtung, zu arbeiten. Nach einem dreiviertel Jahr Arbeitslosigkeit setzt eine depressive Phase ein. Auch für Frau Wagner (Interview 11) war Arbeitslosigkeit als selbst verschuldet negativ besetzt:

So als Mensch, da is' man eben erzogen gewesen, dass das, wer zum Arbeitsamt gehn muss, das sin' welche, die ni' arbeiten woll'n. Aber ni' welche, die arbeiten eigentlich woll'n (Interview 11, S. 9).

Das Erleben der Arbeitslosigkeit steht in starkem Kontrast zur vorherigen Einstellung. Arbeitslosigkeit wächst auf diese Art zu einem Stigma an, mit dem sich die Betroffenen auseinandersetzen müssen. Frau Baumeister (Interview 5) empfindet sich als Bittstellerin.

Weil das unangenehm is' und vor den ganzen (schnalzt, sucht nach Worten) – soll ich'n das sagen? Weil man, ja, mir geht's so, wie bettelnd hingeht. Noa, und man hatte irgendwo een Stolz, ich könnte ja mein Geld och selber (betont) verdienen, wenn's gänge. Und dadurch graut eenen irgendwie. Das is' een Scham (betont). Was man ne haben brauchte, aber in unserem Alter is' das (atmet hörbar ein) anders. Sinn ja anders alt geworden oder älter geworden (Interview 5, S.19).

Die Bezeichnung „betteln“ wird auch von Frau Fischer verwendet. Betteln zu müssen wird als beschämend empfunden. Frau Baumeister weist daraufhin, dass sie dieses Gefühl eigentlich nicht haben müsste. Dass es dennoch auftritt, erklärt sie mit ihrem Alter und ihrer Erziehung. Nach dem, was sie geprägt hat, soll jeder Mensch „sein Geld selbst verdienen“. Hier greift eine Selbststigmatisierung. Frau Fischer (Interview 22) hingegen hat Stigmatisierung durch andere kennen gelernt:

A: Das is' so was von minderwertig und bedrückend. Weil man ja auch gerne arbeiten möchte.

I: Ja der Punkt is' wohl der, also, sagen Sie ja oder nein. Das stimmt, dass man sich nicht vollwertig fühlt.

A: Ja, auf alle Fälle minderwertig. Abgestempelt, in die Ecke gestellt. Aber schon seit fünfzig, noa, seit die Wende war. Da wurde ja nie mehr groß orientiert das, und die Älteren arbeiten immer. Und eben nur in so 'ner belächelten Maßnahme wie „Aktion 55“. Rast man durch die Botanik. (Interview 22, S. 17).

Mit dem Segment „weil man ja auch gerne arbeiten möchte“ weist die Interviewte die implizite Unterstellung zurück, dass sie nicht arbeiten wollen könnte. Der Verlust des Arbeitsplatzes kann auch mit Selbstvorwürfen verbunden sein:

Also, negativ hat's sich, wo ich bei der Notarin dann raus war. Also das konnte man dann schon so sehen. Weil man dann oh alleine war und sich immer Vorwürfe gemacht hat. Wieso musstest du grade gehen. Man sah ja, dass man nirgends mehr unterkam (Interview 22, S. 16).

Deutlich zu spüren sind die Selbstvorwürfe und Selbstzweifel, die starke Individualisierung, die die äußeren Ereignisse hervorrufen. Es kann davon ausgegangen werden, dass Selbststigmatisierungen und Stigmatisierungen soziale Identität stark beeinflussen und bis ins Alter hinein wirken. Auch die notgedrungen zu unterhaltenden Beziehungen zum Arbeitsamt wirken sich negativ auf das Selbst- und Fremdbild aus, wie im nächsten Kapitel zu sehen ist.

3.4.5 „Und geh wieder mit Angst aufs Arbeitsamt“ – Kommunikation mit dem Arbeitsamt

Obwohl Frau Gerdes (Interview 3) die Arbeitslosigkeit als eine Art Vorruhestand empfand und für politische sowie ehrenamtliche Tätigkeit nutzte, berichtet sie von Gefühlen der Erniedrigung beim Kontakt mit dem Arbeitsamt:

Und die Erfahrung, aufs Arbeitsamt zu gehen, die war ganz bitter oder blöd. Ich wusste, dass ich das nicht wollte, und trotzdem (betont) war das ein unangenehmes Gefühl. Und da kann ich, also – es war ja nur wenige Male, und es war ja dann auch gleich so, dass ich erklärt habe, dass, dass ich, dass ich dann das nicht mehr will. Aber das war, das war erst später, aber der Anfang, noch mal die Aufnahme und dass sich dann so 'n, in meinen Augen, een junger Schnösel hinsetzt und so tut, als sucht' er für mich 'ne Arbeitsstelle, die er sowieso nicht fand. Und, und dass man so blöde in der Warteschlange sitzt, also ich muss sagen, das is' ne ganz, das ist, das is' ganz schön demoralisierend. (...) Deshalb habe ich oh Mitgefühl mit jedem, der das muss. Und jeden hört man, der sagt: „Gott sei Dank, konnte ich jetzt mit achtundfünfzig unterschreiben, dass ich nicht mehr vermittelbar bin, und ich muss nicht mehr dorthin.“ Also, auch das, das ganze Gebaren der Leute dort hat mich sehr enttäuscht (Interview 3, S. 12).

Frau Gerdes empfand die Vermittlungsbemühungen eines „jungen Schnösel“ als vorgetäuscht, das Sitzen in der Warteschlange als demoralisierend. Die Erfahrung, zum Arbeitsamt gehen zu müssen, ist „bitter“. Dennoch scheinen diese Erlebnisse keinen nachhaltigen Einfluss auf Frau Gerdes' Identität zu haben. Das ist bei Frau Baumeister (Interview 5) anders:

A: Naja, bissel komisch wars. Und dies is alles, äh, bissel aufregend. Kriegstes, kriegstes ne. Und ich muss ehrlich sagen, dort war eene junge Frau, die war so unfreundlich, dass man mit Grauen hingegangen is'. Und wo ich die schon sah – da musste ich irgendwas nachreichen. Ach, die, na, Steuererklärungskarte, und hatte die ne. Und da bin ich uffs Finanzamt, bin ich hier, äh, hier Rat der Stadt, äh, na was is' das jetzt?

I: Stadtverwaltung.

A: Stadtverwaltung. Niemand –

I: Einwohnermeldeamt.

A: Ja. Niemand, Finanzamt konnte mir och keene nachreichen, und ich bin eigentlich ordentlich in diesen Sachen. Und geh' wieder mit Angst offs Arbeitsamt, weil ich se ne hatte, und da holt die junge Frau 'ne Mappe von mir, und da sagt se, die is' hier. Und vorher hatten se se ne. Ich bin bei strömenden Regen (lacht leise), damit ich das erledigt habe – aber dort war ich (...) fix und fertig. Ja, und solche Dinge passieren eben, und da schimpft man och offs Arbeitsamt. Es darf eben ne passieren. Die Menschen (...) werden dadurch och sehr fertig gemacht. Und jeden graut, dorthin zu gehen (Interview 5, S. 19).

Frau Baumeister war Arbeiterin und den Umgang mit Behörden nicht gewöhnt. Dies und die Unfreundlichkeit der Sachbearbeiterin erklären ihre Angst vor dem Arbeitsamt. Die Geschichte um die fälschlicherweise angeforderte Steuerkarte wird für sie zu einem dramatischen Geschehen, das sie sehr erregt („war ich fix und fertig“) und zum Opfer eines bürokratischen Verfahrens macht. Das Arbeitsamt wächst zu einer mächtigen Instanz, von dem die Arbeitslose sich abhängig fühlt. Die eigene Existenz hingegen wird als unsicher erlebt:

Und jetze wartet man. Nu, und dann ham se oh noch paar Mal gesagt, kann ich da ni' noch was dranhängen oder halbtags kommen. Und jetzt wartet man drauf, dass man bei dem Arbeitsamt sich nimmer vorstellen und betteln muss. Und dass die Rente sicher is' und dass man ni' bängen muss, oh Gott, jetzt haben se mir wieder was abgezogen. Und was krieg' ich den nächsten Monat und so.

Wie viel Tage hab ich denn noch Arbeitslosengeld. Ich sag', das is' grauenhaft. Das is' so was von minderwertig und bedrückend. Weil man ja auch gerne arbeiten möchte (Interview 22, S. 17).

Die Arbeitslosigkeit wird als Zeit finanzieller Unsicherheit und Abhängigkeit erlebt. Das Arbeitslosengeld wird nicht unbegrenzt gezahlt. Die Arbeitslosenhilfe ist niedriger, außerdem kann sie gekürzt werden, indem zum Beispiel das Einkommen des Ehemanns oder eine Witwenrente angerechnet wird. Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen können diese Entwicklung unterbrechen und vorübergehend zu materieller Sicherheit führen. Die Genehmigung solcher Maßnahmen ist aber wiederum vom Arbeitsamt abhängig. Durch das System der „Arbeitslosenverwaltung“ wird auf diese Art soziale Abhängigkeit produziert. Einige Frauen, so Frau Walter (Interview 4), haben aber auch positiv Erfahrungen mit dem Arbeitsamt gesammelt:

Ich bin sehr gut behandelt worden. Also, ich kann nichts sagen. Es hat och, ich musste ja selber kündigen und hatte die Atteste von den Ärzten, och von diesem Psychologen Doktor Michel hier und so, meiner Zuckerärztin. Ich hatte keine Ausfallzeiten, (...) ick kriegte nach dem Krankengeld sofort mein', mein' Arbeitslosengeld, weil so was och ganz selten is'. Ich muss mich jetz' alle halbe Jahre melden. Na gut, die kann mir keene Hoffnung machen, aber sie is' zumindestens freundlich dort drin. Und sie tröstet mich ja och immer, sacht se: „Wissen Se wat, wie froh Sie sein können, dass Sie ‚Kleeblatt‘ haben, dass Se dort noch'n bisschen, no.“ Die kann mir ja och, was soll ich die Frau jetz hier, (laut, betont) die sitzt dort, die soll so vielen helfen und hat ja selber nischt in der Hand, man muss doch mal 'n bisschen objektiv sein und nich' uff diese Leute rumhacken (Interview 4, S. 12).

Frau Walter kann sich im Rahmen der „Aktion 55“ in einer sozialen Einrichtung etwas Geld hinzu verdienen. Zufrieden mit dem Arbeitsamt, weil man sie gut behandelt und sie keine Schwierigkeiten hat, äußert sie Verständnis für die Mitarbeiter dort, die selber „nichts in der Hand“ haben. Eben diese Feststellung, dass das Arbeitsamt „nichts hat“, findet sich in mehreren Interviews wieder.

Diskussion der Daten: Als problematisch erweist sich die Einbindung der Betroffenen in institutionelle Verfahren, die diese als ineffektiv und demoralisierend erleben. Das Arbeitsamt verfolgt das Ziel, Erwerbslose in den ersten Arbeitsmarkt zu integrieren und übt entsprechend Druck auf die Betroffenen aus, damit sie selbst tätig werden. In Regionen mit überdurchschnittlich hoher Arbeitslosigkeit kann diese Aufgabe nicht erfüllt werden; der Druck läuft ins Leere.

3.4.6 *Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen*

Umschulungen und Lehrgänge wirken sich biografisch unterschiedlich aus, wie die folgenden Beispiele zeigen: Frau Fischer (Interview 22) nahm nach 1990 an einem Computerlehrgang teil:

Dann hab' ich mich hier nach der Wende in so einem Halbjahreslehrgang weiterqualifiziert auf Computerarbeit. Dann war ich wieder arbeitslos, also ich war schon arbeitslos, bevor der Lehrgang losging. Dann war dieser Lehrgang und danach wieder arbeitslos (Interview 22, S. 6).

Eine Sekretärin ohne PC-Kenntnisse hat kaum Aussichten auf dem Arbeitsmarkt, das war auch Frau Fischer klar. Dass sie nach dem Lehrgang dennoch keine Stelle fand, erklärt sie mit

ihrer früheren Arbeit bei der SED-Kreisleitung und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Ächtung. Unter den arbeitslosen Frauen ist sie jedoch die einzige, die im Verlauf ihrer Erwerbsbiografie nach 1990 noch einmal für längere Zeit eine Arbeitsstelle antreten konnte. Letztendlich ohne Erfolg blieb auch die Umschulung von Frau Wagner (Interview 11):

Und weil sich gar nüscht tat. Die Arbeits-, äh, äh, die Monate mit dem Arbeitslosengeld rückten ja immer näher. Es war ja oh ni', dass es unbegrenzt is'. Und daraufhin hab' ich mir eben die Arbeit als Umschulung gesucht. Und da stand zur Debatte entweder Rechtspflege oder hier Hotel. Und das nächste, was eben im, im Plan drinne war vom Arbeitsamt, war diese Hotelfachschule. Und da hab' ich gedacht: „Na ja, gut, eh du gar nüscht hast“ (Interview 11, S. 9).

Frau Wagner bemühte sich um eine Umschulung, weil der Anspruch auf Arbeitslosengeld ablief. Sie nimmt ein bestimmtes Angebot des Arbeitsamts an, das zeitlich das nächstliegende war. In der Umschulung engagiert sie sich und schließt mit Erfolg ab, jedoch ohne danach eine entsprechende Stelle zu finden.

Sollen Umschulungen der Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt dienen, dann waren sie hier nicht erfolgreich. Stattdessen geht wertvolle Zeit verloren, die berufsbio-graphisch sinnvoll hätte genutzt werden können. Frau Wagner war 1990 nahezu 51 Jahre alt, nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit und abgeschlossener Umschulung war sie vier Jahre älter und nur noch fünf Jahre vom Rentenalter entfernt. Möglicherweise hätte sie in ihrem neuen Beruf als Hotelfachfrau Fuß fassen können, wenn sie in eine strukturell entwickelte Region mit blühendem Tourismus gezogen, also geografisch mobil gewesen wäre.

Umschulungen können bei den Betroffenen wegen der ungewohnten Lernsituation Befremden auslösen.

Ich würde mich och off keene Schulbank mehr setzen. Ich hab' das in eenem Lehrgang erlebt, dass eene, die dreißig Jahre jünger war wie ich, und ich mitarbeiten, ich war schon über fünfzig, das ist doch irre! Und een Lehrer: „Jetzt kommt A dran, dann kommt B dran. A geht raus, B kommt rein.“ Und so, und Arbeiten schreiben, ich hätt' zu DDR-Zeiten gesagt: „Über fünfzig brauchen Sie keinen Abschluss mehr machen.“ Aber (...) ich musste dort mit, aber ich bin gut raus gekommen, nu (Interview 25, S. 2).

Diese Befragte erlebte bereits eine Umqualifizierung zu DDR-Zeiten, als sie von dem Beruf einer Damenschneiderin zu dem einer Großhandelskauffrau wechselte. Heute in höherem Alter schätzt sie die aktuelle Lernsituation grundsätzlich anders ein. Insgesamt stellt sich die Frage, ab welchem Alter derartige Lehrgänge und Umschulungen noch sinnvoll sind. Deutlich wird, dass Beschäftigung und materielle Absicherung der Klientinnen im Vordergrund steht. Die Vermittlung in Weiterbildungsmaßnahmen scheint angebotsorientiert und nicht auf den Einzelfall bezogen; die berufliche Integration bleibt insofern fraglich.

Auch bei der Beschäftigung in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bildet die materielle Absicherung den eigentlichen Hintergrund für die Motivation der älteren Frauen. Solche Stellen unterbrechen die Arbeitslosigkeit und bewirken einen neuen Anspruch auf Arbeitslosengeld:

Naja, nee, aber was wollen sie noch groß, also vom Staat. Ich mein, was ich aus meinem Leben mache, das ist meine Sache, auf der finanziellen Basis. Aber vom Staat brauch' ich doch nichts mehr erwarten. Gucken Sie sich doch mal an, wer kriegt denn heutzutage noch eine ABM. Und 'ne ABM, ich hab' eine, die erste ABM hab' ich gehabt, dann durfte die Hälfte von der ABM gehen. Da hieß es, sozial, äh, ver-, äh, sozialbedingte müssen, brauchten länger kriegen. Die kriegten noch

een Jahr dazu, und wir andern durften gehen. Und da war eene drunter, da wurde der Lebensgefährte arbeitslos, sie arbeitslos und zwei Schulkinder. Und die durfte gehen, das ist doch keene Begründung gewesen. Das ist doch, das könn' se doch vergessen. Da gibts vielleicht manche, die een heißen Draht zum Arbeitsamt haben. Das Gleiche hab' ich nämlich jetzt erlebt gestern. Da hab' ich mir gesagt, dort, der eene junge Mann, dort nach einem Jahr hat er wieder die ABM gekriegt. Wer kriegt denn heut', jeder sagt, es gibt im Moment keene ABMs. Ich meine, ich leg' im Moment keenen Wert drauf. Aber letzten Endes gibt es ja solche Situationen (Interview 25, S. 16).

Thema ist hier die gerechte Verteilung finanzieller Ressourcen. Frau Schmitt vermutet ein System von Begünstigungen, wobei gute Beziehungen („heißer Draht zum Arbeitsamt“) eine Rolle spielen. Dies belegt sie an dem Beispiel einer Kollegin, deren Arbeitsbeschaffungsmaßnahme trotz sozialer Bedürftigkeit nicht verlängert wurde. Als ein weiteres Beispiel führt Frau Schmitt einen jungen Mann an, der zum zweiten Mal eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme antreten konnte.

Doch nicht in jedem Fall steht der finanzielle Aspekt im Vordergrund. Frau Fischer (Interview 22) und Frau Wagner waren über Beschaffungsmaßnahmen im sozialen Bereich tätig:

A: Es is' für mich ein Lottogewinn gewesen, sag' ich mal so. Erst mal wieder von zu Hause rauszukommen, unter Menschen zu kommen. Mich – na (...) nich' zu qualifizieren, aber doch einzuarbeiten und einzubringen. Und finanziell natürlich auch.

I: Also Gott sei Dank, dass Sie eine gekriegt haben.

A: Ja, genau so. Obwohl das ja allgemein verdammt wird, dass das nischt bringt und so. Aber ich denk schon, bei den Senioren, die sind dankbar für jede Art Betreuung. Und wir sind ja och für sie da, wir sind – is' eigentlich hier ein richtiges Dienstleistungsunternehmen (Interview 22, S. 9).

Frau Fischer erhielt eine Stelle bei der Volkssolidarität, bei der sie Reisen organisierte und begleitete. Genannt werden mehrere Vorteile der Maßnahme: soziale Integration – „unter Menschen kommen“, berufliche Qualifikation, „sich einarbeiten und einbringen“ und „finanzielle“ Aspekte. Frau Wagner wiederum bekleidete eine Beschaffungsmaßnahme beim Demokratischen Frauenbund und betreute Senioren. Diese Arbeit wurde von ihr ehrenamtlich fortgesetzt.

3.4.7 Diskussion der Daten

Ohne die Angebote des Arbeitsamts im Bereich der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen wäre die soziale Lage vieler älterer Frauen sehr viel schlechter. Sie wirken als Armutsbremse. Deutlich wird, dass Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sozial integrative Funktionen besitzen können. Eine Reintegration in den Arbeitsmarkt bewirken Umschulungen oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen allerdings in den wenigsten Fällen. Mit ihrer Hilfe kann vorübergehend Arbeitslosigkeit unterbrochen werden, ohne dass sich die psychosoziale Situation der befragten Frauen nachhaltig verbesserte. Trotz Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen gestaltet sich die Arbeitslosigkeit als eine negative Lebensphase, die bis zur Rente durchzustehen ist. Hier scheinen neben diesen weitere Angebote für ein freiwilliges ehrenamtliches Engagement, welches zumindest mit einer Aufwandsentschädigung honoriert wird, sinnvoll.

Gravierende Mängel in der Betreuung und Beratung arbeitsloser Frauen fallen auf. Die Maßnahmen des Arbeitsamts bewirken offensichtlich eher Demoralisierung und Abhängigkeit, als dass sie die Betroffenen ermutigen oder zur Selbstständigkeit hinführen. Das Arbeitsamt funktioniert als Versorgungsinstitution. Eine konsequente Einzelfallarbeit, die bereits bei der Meldung der Arbeitslosigkeit beginnt, berufliche Ressourcen ermittelt und zu einer realistischen Einschätzung der Vermittelbarkeit führt, dabei Gesundheitszustand und geografische Mobilität berücksichtigt, wäre angemessen. Die Daten verdeutlichen schwerwiegende, psychosoziale Folgen von Arbeitslosigkeit. Arbeitslosigkeit ist weit mehr als ein Vermittlungsproblem.

4 Alltag, Familie und soziale Beziehungen der Rentnerinnen

4.1 Zur Partnerbeziehung der Rentnerinnen

In der Fachliteratur wird davon ausgegangen, dass Verrentung die Beziehungen zwischen den Ehepartnern verändert. Wenn einer der Partner berufstätig oder auch durch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme oder Umschulung gebunden ist, verbringt das Paar nur begrenzte Zeit miteinander. Gemeinsame Unternehmungen konzentrieren sich auf Abende, Wochenenden, Feiertage und Ferienzeit. Das ist bei einem Rentnerehepaar anders – es hat mehr Möglichkeiten, die Zeit gemeinsam zu verbringen oder muss Entscheidungen für separate Aktivitäten treffen. Zunächst einmal handelt es sich um eine fremde Situation. Die Verrentung bewirkt, dass sich die Ehepartner neu orientieren und einen passenden Rhythmus finden müssen.

Wird die Frau Rentnerin, während ihr Mann noch arbeitet, könnte sie sich – ihr Interesse vorausgesetzt – vollständig der Hausfrauenrolle annehmen (siehe Interview 13). Im umgekehrten Fall – der Mann wird zuerst berentet – könnte er in der Hausarbeit einen neuen Tätigkeitsbereich finden. Sind schließlich beide in Rente, ergibt sich die Aufgabe einer Umstrukturierung. Neu geregelt werden muss auch, wieviel Zeit das Paar getrennt voneinander und wieviel es miteinander verbringen wird. Unsere Daten zeigen, dass beide Aufgaben nicht immer problemlos bewältigt werden und man sich „zusammenraufen“ muss. Während eine Befragte die Mithilfe des Ehemanns als Entlastung sah und sich freute, mehr Zeit für eigene Unternehmungen zu haben, empfand eine andere sie als Einmischung. Jedes Paar muss seine eigene, zu der jeweiligen Beziehungsstruktur passende Lösung finden.

Die folgenden Vergleiche stützen sich auf acht Interviews (Interview 1, 6, 7, 9, 11, 13, 15, 19). Die betreffenden Frauen lebten zum Zeitpunkt der Verrentung oder des Vorruhestands mit einem Partner zusammen in einem Haushalt. Zwei von acht Frauen sind inzwischen verwitwet; ihre Männer starben 1998 (Interview 19) und 1999 (Interview 15). Die sechs anderen Frauen leben mit ihrem langjährigen Partner zusammen. Eine Frau ist verwitwet, ist aber seit einigen Jahren mit einem neuen Lebensgefährten zusammen.⁹

⁹ Frau Daume (Interview 9) ist zwar noch nicht Rentnerin, befindet sich aber in einer ähnlichen Situation. Sie bezieht Arbeitslosengeld und wird anschließend die Rente beantragen. Sie ist verheiratet, weshalb sie in den Vergleich mit aufgenommen wurde.

In der Altersgruppe zwischen 61 und 70 Jahren sind zum Zeitpunkt des Interviews sechs von neun Frauen verheiratet. Das entspricht dem repräsentativen Durchschnitt, nach dem 68,9% aller Frauen zwischen 60 und 65 Jahren in einer Partnerschaft leben, während dies zwischen 75 und 80 Jahren nur noch für 26,1% zutrifft (vgl. Kade 2001, S. 29). Die Kontrastgruppe der 71jährigen und Älteren enthielt keine verheirateten Frauen.

In fünf Fällen erreichte der Ehemann zuerst das Rentenalter, während die Frau noch berufstätig war. Einige der mehr oder weniger freiwillig zu Hause gebliebenen Männer besorgen den Haushalt, um die Partnerin zu entlasten und mehr Zeit für gemeinsame Aktivitäten zu gewinnen. Manche Partner übernehmen dabei die Rolle eines „Nur-Hausmanns“. Diese Ausgangssituation lässt sich damit erklären, dass nach 1990 viele Männer vorzeitig und ungeplant in den Ruhestand versetzt wurden (Vorruhestand und Rente nach Arbeitslosigkeit mit 60 Jahren). 60 Jahre für Frauen und 65 Jahre für Männer – das waren die gültigen Altersgrenzen zu DDR-Zeiten. Die Systemtransformation veränderte diese Gewissheit grundsätzlich und damit auch die geübten Beziehungsmuster. Die Umverteilung der Hausarbeit funktioniert dabei wie ein Indikator für die Bewältigung dieser Statuspassage. Die Hausarbeit wird ein zweites Mal Thema in den meisten Partnerschaften, wenn auch die Ehefrau das Rentenalter erreicht.

4.1.1 Zur Aufteilung der Hausarbeit

Wird die Ehefrau wie im Fall von Frau Neuhaus (Interview 13) vor dem Ehemann berentet, ist eine traditionelle Rollenteilung nahe liegend:

(Überlegt) Naja, es is' schon, äh, 'n bisschen anders is' es schon dadurch geworden, weil man nach der Wende, ja freilich, weil ich da Rentner geworden bin (lacht). Aber vorneweg hat sichs ni' verändert. Also, da bin ich genauso in, in das Leben mit einbezogen worden wie hinterher. Aber dann als Rentner is' man dann ja sozusagen sowieso dann, da hat sich das abgesplittert. Also, da is' dann bloß noch das, ich würde sagen, mehr zu Hause. Aber, ich bin oh mit Freude in Rentner, in Rente gegangen'. Konnt' ich mich so ganz meiner Familie wid-, widmen und dann das Haus und mein' Mann. Mein' Mann schön verwöhn, wenna so einigermaßen war. Na. Und pflegen (lacht) (Interview 13, S. 14).

Herr und Frau Neuhaus erwarben nach der Wende ein Haus. Herr Neuhaus ist chronisch krank. Er leidet an den Spätfolgen von Kobaltbestrahlungen aufgrund einer Krebserkrankung und stand zwei Bypass-Operationen durch; dies mag die Formulierungen „verwöhnen“ und „pflegen“ erklären.

Eine andere Situation stellt sich ein, wenn der Ehemann zuerst seine Erwerbstätigkeit beendet. Wenn dann die Ehefrau folgt, muss die Situation erneut geklärt werden. Übernimmt er weiterhin Aufgaben im Haushalt wie bei dem folgenden Ehepaar (Interview 7), ergeben sich für sie neue Spielräume zur eigenen Gestaltung:

I: Aber er war schon zu Hause, und er war sozusagen froh, dass du jetzt auch zu Hause warst?

A: Ja. (...) Aber ich hatte erst mal Mühe, meinen Rhythmus zu finden. Er hatte sich an bestimmte Selbständigkeiten und Gepflogenheiten, die er sich nun angebo-, ange-, aufgebaut hatte, gewöhnt. Und ich war ja nun eigentlich überflüssig in dem Moment (Interview 7, S. 27).

Das Gefühl der Überflüssigkeit entsteht durch Funktionsverlust. Die Interviewte war gezwungen, ihre Arbeit als Kindergärtnerin aufzugeben und den Vorruhestand zu akzeptieren. Auf ihrer Arbeitsstelle wurde sie nicht mehr gebraucht und auch nicht im eigenen Haushalt, dort wirkte ihr Mann. Im Lauf der Zeit entwickelte das Ehepaar eine Arbeitsteilung, die ihr Vorteile bot:

Bei uns hat sich's so ergeben, dass Heinrich, als ich noch arbeitete, sich immer ums Frühstück kümmerte und och frühzeitig mit mir aufstand, wenn ich sehr zeitig weg musste. Und das haben wir beibehalten. Auch wenn ich jetzt zeitig zum Sport gehe, stehn wir halt alle zur, also entsprechend zeitig auf. Er kümmert sich um Frühstück und räumt dann auch alles weg. Man staunt auch, wie viel Arbeit das macht. Wie tüchtig er ist, möchte gelobt werden (lacht leise). Und ich hab' da eigentlich Zeit. Das hatte sich eingebürgert, besonders nach der Knieoperation, dass ich dann aufs Fahrrad steigen konnte und 'ne Gesundheitsrunde drehen konnte. Und es ist eigentlich so geblieben, dass ich die Zeit hab', um entweder danach in der Wohnung was zu friemeln oder eben Besorgungen zu machen oder einfach auch bloß für mich Zeit zu haben (Interview 7, S. 38).

Erkannt und akzeptiert wird, dass die Hausarbeit für den Mann eine wichtige Funktion hat – „Wie tüchtig er ist, möchte gelobt werden“: So hat die Befragte Zeit für sich und und weiß dies zu schätzen. In einem weiteren Fall bezeichnet die Erzählende den Prozess, in welchem beide damit umgehen lernen, nun zusammen zu Hause zu sein, als „Abschleifen“:

Die erste Zeit, wenn beede Rentner werd'n, hamse 'ne Zeit, die sie brauchen, um sich abzuschleifen. (...) Selbst das Eingemische in die Küche, wo mein Mann dann gerne mal mit ins Töpfchen guckt und wo so der Rhythmus wieder gefunden werden muss. (...) Und och der Freiraum für jeden. Er hat seine Beschäftigung, sein Hobby und ich hab meins. Und er geht zu der Zeit außer Haus und ich zu der Zeit außer Haus. Da brauch' man 'ne ganze Zeit, um sich da abzuschleifen. Das gibt och schon mal ein Wort, wo man sagt, ne, Revier, und das kannst du machen und –. Doch, die Zeit brauch man (Interview 11, S. 20).

Für Frau Wagner (Interview 11) wird der Haushalt zum Revier. Es gilt, die jeweiligen Reviere abzugrenzen und zu verteidigen. Der Mann soll sich in der Küche nicht „einemischen.“ Dass dieser Prozess des sich Arrangierens nicht ohne Konflikte abließ, legt die Bezeichnung „abschleifen“ nahe. Von Interesse ist hier nicht die Qualität der Ehebeziehung, sondern um die Bewältigung der biografischen Situation, die ein weiteres Muster erkennen lässt. Deutlich wird in der letzten Sequenz auch die Spannung zwischen Gemeinsamem und Individuellem, zwischen Nähe und Distanz. Schließlich ermöglichen Reviere einen Schutzraum für das Individuelle, jenseits gemeinsamer Unternehmungen. Das Bild bezeichnet hier eine traditionelle Rollenteilung, im Fall von Frau Neumann eine partnerschaftliche Lösung.

4.1.2 Das Gemeinsame und das Individuelle

Der Wunsch nach individuell verbrachter Zeit kann von ihm oder ihr ausgehen. Im Fall des Ehepaars Sonntag war es der Mann, der Zeit für sich wollte. Frau Sonntag (Interview 15) wurde mit 57 Jahren Vorruheständlerin; ihr Mann war bereits Rentner: Im folgenden Zitat wird geschildert, dass das Ruhebedürfnis des Mannes sie mit anregte, sich eine Nebentätigkeit zu suchen:

... ich hatte mich da irgendwie beworben, ich wollte noch en bisschen was dazu, dazuverdienen. Zweehundert Mark, is ja ni' schlecht. Und mein Mann, der, der wollte oh ma en bisschen alleene sein

und so. Der hat manchmal bis Mittag geschlafen, und ich dachte, na, da könnte ich noch irgendwas machen. Und da hab' ich mich bei der Lebenshilfe, hab' ich mich dort vorgestellt. Und da ham die gesagt, nu, wir brauchen jemanden für, für Behinderte, also, die ham hier oben in der roten Schule, is' doch dort unten und so 'ne Keramikwerkstatt, ob ich dort mitmachen würde, mit den Behinderten. Naja, und das hab' ich gemacht. Und dann fragten sie mich, ob ich würde im Kindergarten mitmachen. Und da hab' ich auch meine Zusage gegeben, zwee Stunden. Da hat mein Mann mich Mittag immer abgeholt (Interview 15, S. 15).

Das Bedürfnis des Ehemanns, „auch mal ein bisschen allein zu sein“, ist sicher nur eines der Motive, eine Nebentätigkeit auszuüben. Frau Sonntag hatte so Gelegenheit, sich außerhalb der Familie zu betätigen. Wenn beide Partner berentet sind, stehen sie vor der Aufgabe, ein neues Verhältnis von Nähe und Distanz zu finden. Dies trifft vor allem dann zu, wenn die Partner während der Erwerbsjahre oft voneinander getrennt waren, während sie jetzt fast den ganzen Tag miteinander verbringen können¹⁰.

Frau Daume (Interview 9) schied acht Jahre nach ihrem Mann aus dem Erwerbsleben aus, als sie mit 59 Jahren arbeitslos wurde. An ihrem Beispiel wird deutlich, wie in einem neuen Arrangement Gemeinsames und Individuelles gestaltet wird.

Mmh, wie soll ich das sagen. Ja, alleine möchte ich nicht leben, das stimmt. Es ist schon wichtig, 'nen Partner, aber immer in Verbindung mit den Kindern. Die gehören irgendwie dazu, obwohl sie zwar in der Nähe, aber doch nicht so oft bei uns sind. Vor allen Dingen ist das so. Wir haben Gemeinsamkeiten: Wir gehen also zum Beispiel ins Museum, Theater, in die kleinen Ausstellungen, die es hier gibt. Wandern, das machen wir alles gemeinsam. Und dann hat jeder seine Freiräume, die er nutzen kann auf seine Art. Das ist für mich der Chor, das ist für mich die Betreuung, ich geh' auch Einkaufsbummel machen. Das gehört dann auch mal dazu. Und er hat eben seine Bücher, seine Geschichte und seine Briefmarken. Ach, um das kümmert er sich. Und dann freuen, was Gemeinsames machen können (Interview 9, S. 19).

Jeder hat „Freiräume“, die er für sich nutzt. Neben der zeitlichen Trennung von Gemeinsamem und Individuellem ist die räumliche Trennung ebenso von Bedeutung:

Ja, das ist das zweite Mal hier, dass wir uns eingerichtet haben. Und zwar haben wir uns das ganz praktisch eingerichtet. Sehen Sie. Wir können hier ohne weiteres plaudern, nich'? Mein Mann arbeitet drüben an seinem Schreibtisch. Wir haben jeder unser Zimmer. Wir wohnen, wir leben zusammen, aber es kann sich jeder für sich dahin zurückziehen. Das ist 'ne Zwei-Zimmer-Wohnung und haben sie so ideal eingerichtet, dass jeder für sich sein kann oder dass wir zu Tag und Nacht, was auch immer, zusammen verbringen können (lacht), das ist alles regulär. Das hat, ja, wie soll ich sagen, auch was damit zu tun, dass jeder die Freiheit vielleicht als das empfindet, was sie ist. Eine lange Leine! Ja! Die ist immer da, oder mancher sagt, sie brauch' immer Wind oder was auch immer, ja. Der führt sie immer wieder darin zurück, wo sie hingehören. Aber ansonsten, ja, äh. Hat auch noch ein anderen Grund. Es gibt so viele ältere Leute, wenn die dann aufeinander hocken, wo es dann nur Ärger und Gezanke gibt. Ich weiß nicht, ob Sie das vielleicht an Großeltern erlebt haben oder so sehen. Ja, sehen Sie, und das kommt bei uns nicht vor. Echt nicht, das gibt's bei uns nicht. Wir können uns das sagen, was uns nicht gefällt, und trotzdem gehen wir uns nicht auf die Nerven. Was will ich mehr (lacht), ich bitte das Schicksal, dass es mir einige Jahre in dieser Art noch so geht, nich' (Interview 9, S. 24).

10 Zwei der befragten Frauen arbeiteten mit ihren Ehemännern zusammen: die eine als mithelfende Familienangehörige im Betrieb des Mannes (Interview 19), die andere im Stall auf dem gemeinsamen Bauernhof. In beiden Fällen sind die mit der Berentung eintretenden Veränderungen im Zusammenleben als nicht so gravierend zu bewerten.

In diesem Fall wurde eine bewusste Regelung getroffen, die sich von den herkömmlichen Formen des Zusammenlebens unterscheidet. Die Aufteilung der Zwei-Zimmer-Wohnung in zwei Bereiche widerspricht dem herkömmlichen Standard eines Wohn- und Schlafzimmers. Die hier gefundene Lebensform kann als eine „individualisierte“ bezeichnet werden. Den maximalen Kontrast zu diesem Typ des Zusammenlebens von Rentner-Ehepaaren bilden diejenigen älteren Leute, die „aufeinander hocken“.

4.1.3 *Gemeinsame und getrennte Reisen*

Viele Rentnerehepaare nutzen – so lange es die Gesundheit zulässt – die erwerbsarbeitsfreie Zeit für gemeinsame Reisen. Doch wenn einer der Partner reisefreudiger ist als der andere, oder wenn sich Vorstellungen und Wünsche trennen, dann können Probleme auftreten.

I: Und mit Ihrem Mann zusammen, haben Sie da mehr unternommen, als Sie dann Rentner waren? Dass Sie da irgendwie ...

A: Doch, wir sind dann (Überschneidung)

I: ... mehr gemacht haben, mehr Freizeit hatten oder so?

A: Ja, das haben wir uns schon genommen. Wir haben schon, sind dann, sind dann och den Einladungen gefolgt oder sind mal hier, mein Mann fuhr gerne Auto, und dann sind wir schon mal, und er kriegte dann och zu seinem 70. Geburtstag 'n Gutschein, und er war ja immer dagegen, mit dem Bus, mit so'm Reiseunternehmen zu fahren, und das war ihm nischt. Er wollte alleine, und er kriegte da son Gutschein über 'ne Reise-, über son Busunternehmen. Ja, du liebes Bissel, der wurde blass und blässer und, und das sollte, also nee. Er fährt doch ne mit dem Bus. Da hab' ich dann gesagt, wir fahren wenigstens mal drei Tage Wien. Nee, das is' nischt, das hab' ich gekriegt und da werd ich sagen, wo mir hinfahren, und wir fahrn ne mit dem Bus, wir fahrn mit dem Auto nach Sizilien. Heimatland (langgezogen und betont), hab' ich gedacht, nach, bis Sizilien! Abers hat sich dann so gewandelt, dass wir dann tatsächlich in Sizilien waren mit, mit dem Reisebus und zwar zehn Tage. Das war wunderschön (Interview 19, S. 18).

Frau Möhlmann (Interview 19) musste ihren Mann zu der Reise überreden. Die Einleitung „das haben wir uns schon genommen“ ist ein Hinweis darauf, dass es eher selten zu solchen Unternehmungen kam. Wenn die Bedürfnisse derart verschieden sind, bleibt die Möglichkeit von getrennten Reisen. Frau Möhlmann empfand dies jedoch als schwierig:

A: Ich kann Ihnen sagen, wir haben alles gemeinsam gemacht, und das hat die J. och manchmal angesprochen. Menschenskind, bloß mal und so. J. hat dann hier so 'ne Sportgruppe aufgebaut, und da ham wir dann schon immer hier zu Hause erst mal paar Übungen, ich hatt' ja immer och dolle Rückenprobleme. Und zu dieser Sportgruppe einmal in der Woche hatte ich die Genehmigung (lacht), dahin zu fahren. Aber ich bin nie alleine so wohin. Aber ich hatte och ne das Bedürfnis. Und als dann die, als ich Rentnerin war, war eine sehr liebe, alte Dame, die, wir konnten uns gut leiden, und die hat mich dann eingeladen, und meim Mann passte das ne, da hab' ich dann (lacht), hab' ich dann zu ihr gesagt, wenn sich das ergibt, dass wir mal mitnander fahren können, mal en Anlass is', Geburtstag und so, dann komm' mir mal mitnander. Aber alleine möchte ich ne, und ihre Tochter sagte zu mir, die saß in etwa mir gegenüber, Mensch, bist du blöd (lacht). Dass ich ne alleine, aber, nee. Och, ich hatte mal so 'ne Heilbehandlung für 14 Tage, das war aber dann schon nach der Wende, die hab' ich dann in Anspruch genommen. Ich hab' den Koffer gar ne hinstellen dürfen. So wie mein Mann den Koffer gesehn hat, das warn regelrecht rotes Tuch, aber da hab' ich mich durchgesetzt, ich hab' gedacht, entweder humple ich gar ni' mehr oder ich humple besser, wenn ich, da hat ich mal 14 Tage. Ne Heil-, vorbeugende Kur so in etwa. Und –

I: Sind Sie weggefahren?

A: Da war ich in Bad Berg, da hat mich mein Mann dann jeden Tag besucht, (...) das war so richtig schön, und ich hatte och alles vorbereitet, und da warn ja och hier die Töchter, die ham sich dann och gekümmert. Aber nu' war gut, als ich nachher dann wieder, als wir wieder beisammen waren. Nee, war ni'. Ich hatte, aber ich muss och ehrlich sagen, ich hatte och ni' das Bedürfnis, da alleene irgendwie, hätte mir gar keenen Spaß gemacht (Interview 19, S. 17).

Herr Möhlmann wünscht sich, alles mit der Ehefrau gemeinsam zu machen. Selbstironisch erwähnt die Befragte, dass sie für den Besuch der Sportgruppe eine „Genehmigung“ von ihm hatte. Auf Begegnungen mit einer guten Bekannten, einer „sehr lieben, alten Dame“, verzichtet sie. Die Problematik wird anhand der Erzählung von der Heilbehandlung anschaulich. Frau Möhlmann setzt sich in diesem Fall durch, denn es geht um ihre Gesundheit. Dennoch bleibt diese Trennung problematisch – der Koffer wirkt wie ein „rotes Tuch“, und der Ehemann macht täglich Besuche. Doch Frau Möhlmann gibt an, zufrieden mit der Situation zu sein und kein Bedürfnis nach eigenen Unternehmungen zu haben. In der Familie Bauer (Interview 6) sind getrennte Aktivitäten eher möglich, auch wenn hier ebenso von einer „Genehmigung“ gesprochen wird:

Ach nu', ich bin immer viel unterwegs und – ich war och zum Fastenkurs dieses Jahr. Ich mach' das im Frühjahr selber och, hab' das jetz' schon zweimal alleene gemacht, hab' ich son Rezept. Und dieses Jahr hab' ich das mit meiner Schwägerin in Angriff genommen, da warn ma im Kloster F. Das war auch letztes Mal in der Zeitung (...). Und das hat mir gut gefallen dorte. Mein Mann hatte mich eine Woche entbehrt, der hat das genehmigt. Und da – das is ja nicht weit von hier. Da ham wa dort aber geschlafen in dem Gästehaus. Und wir warn eene ganz dufte Truppe, und das hat Spaß gemacht. Fünf Tage nichts essen, nur trinken und viel Sport und viel Wanderungen und geführte Wanderungen. Ich kannte ja vieles, aber nich' alles, was er uns so erzählt hat. War een alter Lehrer, der uns da paar Mal rumgeführt hat und – doch, das war schön (Interview 6, S. 27).

Das Ehepaar Bauer gehört einer jüngeren Generation an, und beide Eheleute arbeiteten vor ihrem Ruhestand in verschiedenen Bereichen und Orten. Herr und Frau Möhlmann waren dagegen zusammen im Betrieb der Familie tätig – unterschiedliche Hintergründe, die unterschiedliche Haltungen zu gemeinsam bzw. getrennt unternommenen Reisen erklären mögen.

4.1.4 Die Beziehung aus subjektiver Sicht

Trotz der zum Teil angeführten Probleme schätzen die meisten der interviewten Frauen ihre Beziehung als gut, manche gar als sehr gut ein. Neben der Gesundheit ist dies eine wesentliche Bedingung für ein primär positives Erleben des Rentnerinnendaseins:

Und ich hab' das Glück, das relativ gesund zu erleben. Und noch meinen Mann zu haben (Interview 7, S. 30).

Also, ich hab' mit meim Mann so ein' guten Mann gekriegt, dass ich mein Leben wirklich richtig voller Glück bin. Und jeden Tag froh bin, wenn wir noch zusamm' sind und so, will ich ma' sagen (Interview 13, S. 32).

Beide Befragten schätzen sich glücklich, „noch“ mit ihrem Mann zusammenleben zu können. Eine Partnerschaft im Alter ist nicht selbstverständlich; die Erzählenden wissen um das Risiko des Verlustes – eine der Rahmenbedingungen von Paarbeziehungen im Alter.

Nur eine Interviewte schätzt ihre Beziehung als primär negativ ein. Frau Wichert (Interview 12) ist Witwe und lebt seit mehreren Jahren mit ihrem Lebensgefährten zusammen:

Naja gut, und, äh, meine Partnerschaft is' doch nicht die beste. Na ja, da verlagert man dann sowieso – (Interview 12, S. 19). Naja gut. Doch. Ich hab' ja eher noch den, die Flausen im Koppe, mich noch e Mal zu verändern. Aber, ich will e ma' so sagen, naja gut, das is' ja bei mir alles en bisschen mit 'nem Pferdefuß versehen. Natürlich hab' ich Angst vorm Altwerden und, dass ich, ähm. Dazu hab' ich eben leider nicht den richtigen Partner mir ausgewählt (...). Ich steh' eben immer noch allein da. Und, und da is' natürlich, da kann einen dann manchmal so bisschen das Grausen komm'. Was soll werden, nich'? Wenn hier noch zehn Jahre hin sind. Nun hat man das ja schon erste Mal mitgekriegt, wie gebrechlich man werden kann. Äh, da kriegt man schon, kann man schon noch 'n paar graue Haare da-zukriegen. Das kann ich Ihnen sagen. (...) Aber, ähm, ich denk' immer, irgendwie wird die Sache gemeistert, wenn sie rankommt. Wenn sie da ist, wird's immer Möglichkeiten geben, äh, wie man, wie man das eventuell immer noch zum Besten wenden kann (Interview 12, S. 23).

Frau Wichert litt in der Vergangenheit an einer schweren Krankheit. Sie hat „mitgekriegt, wie gebrechlich man werden kann“. Wahrscheinlich spielt sie auf diese Krankheit an, während der sie nicht genug von ihrem Lebensgefährten unterstützt wurde. Frau Wichert stellt fest, dass sie „immer noch allein dasteht“ und will sich „noch einmal verändern“.

4.1.5 Diskussion der Daten

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Pensionierung der Ehefrau krisenhaft auf die Beziehung der Eheleute auswirken kann. Es kann sich dabei um ein Durchgangsstadium zu einer positiven Entwicklung handeln. Zunächst werden selbstverständliche Muster des alltäglichen Zusammenlebens infrage gestellt. Neue Problemlösungen müssen entwickelt werden, zum Beispiel eine Neuordnung des gemeinsamen Haushalts. Die jeweilige Problemlösung („traditionelle oder partnerschaftliche Lösung“) ist von verschiedenen Bedingungen abhängig wie dem Gesundheitszustand oder den Orientierungsmustern der Beteiligten. So ermöglicht das partnerschaftliche Modell einer Rentnerin Freiräume für außerfamiliäre Aktivitäten

Wie Gemeinsames und Individuelles arrangiert wird, ist ein zentrales Merkmal der neu zu definierenden Partnerschaft eines Rentnerhepaars. Als ein Indikator dienen gemeinsame bzw. getrennte Reisen. Bietet die Partnerschaft Raum für getrennte Reisen, und wie wird die „Trennung auf Zeit“ verarbeitet?

4.2 Zu den Kindern und Enkeln der Rentnerinnen

Die interviewten Frauen repräsentieren jene Generationen, die sich durch einen hohen Anteil von Müttern auszeichnen. Ihre Kinder zählen zu den geburtenstarken Jahrgängen der 50er und 60er Jahre. Von allen 26 Befragten sind 23 Mütter, deren Kinder erwachsen sind. Folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Verteilung der Kinder:

Tabelle Anzahl der Kinder

3 Frauen	4 und mehr Kinder
4 Frauen	3 Kinder
5 Frauen	1 Kind
11 Frauen	2 Kinder

Bis auf eine Ausnahme wohnen die Kinder zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr im Elternhaus; sie haben eine eigene Familie oder leben allein in einer eigenen Wohnung. Drei Frauen haben keine eigenen Kinder – eine von ihnen ist ledig, zwei waren verheiratet und blieben aus gesundheitlichen Gründen kinderlos. In der DDR war es zwar leichter, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren, doch auch hier gab es in dieser Beziehung Probleme. Zum Beispiel war in den 50er und 60er Jahren das Netz von Kinderbetreuungseinrichtungen bei weitem nicht so ausgebaut wie in den Jahren danach. Eine Anzahl Frauen berichtet denn auch, mehrere Jahre die Erwerbstätigkeit unterbrochen zu haben, in denen sie sich der Kindererziehung widmeten. In jedem dieser Fälle verzichtete die Mutter und nicht der Vater auf die berufliche Karriere, ein Schlaglicht auf die Gleichberechtigung von Mann und Frau!

In dem folgenden Kapitel geht es um die Beziehung der Rentnerinnen zu ihren erwachsenen Kindern sowie zu ihren Enkelkindern. Für Menschen im Rentenalter spielt der Kontakt zu engen Familienangehörigen eine große Rolle. Die meisten Interviewten gehen auf die Situation ihrer Kinder oder Enkel und die Beziehung zu ihnen ein, ohne dass in jedem Fall danach gefragt wurde. Da für eine Rentnerin die berufliche Laufbahn in den meisten Fällen unwiderruflich abgeschlossen ist, hat sie mehr Zeit für ihr Privatleben. Zu ihrer Berentung befragt, erklärt Frau Neumann (Interview 7):

A: Ich konnte mal spontan verreisen und hatte Zeit für meine Enkel.

I: Und das war gut daran, ja?

A: Ja, das war schon gut. Das war gut (Interview 7, S. 27).

Weil die meisten Mütter in der DDR berufstätig waren, halfen oftmals die Großmütter bei der Kinderbetreuung. Nach der Verrentung steht erheblich mehr Zeit zur Verfügung, die gern für intensivere Beziehungen zu Kindern und Enkeln genutzt wird.

Die Auswertung der Interviews hinsichtlich der Beziehungen der älteren Frauen zu Kindern und Enkeln ergab ein sehr differenziertes Bild. Unter anderem stellte sich heraus, dass die Beziehungsformen nicht primär von der Orientierung der Frauen abhängen. Einen ebenso großen Einfluss üben heteronome Rahmenbedingungen aus, die nur begrenzt beeinflussbar sind. Eine dieser Rahmenbedingungen ist die Entfernung zwischen dem Wohn- und Arbeitsort der Kinder einerseits und dem Wohnort der Mutter andererseits. Einige Kinder und Enkel wohnen im selben Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft, andere bis zu 700 km entfernt. Auch durch die Berufstätigkeit der Kinder und Schwiegerkinder können die Kontaktmöglichkeiten stark eingeschränkt sein. Im Folgenden wird zunächst auf verschiedene Kommunikationsrahmen der Beziehung zu Kindern und Enkeln eingegangen.

4.2.1 *Der Kommunikationsrahmen*

In den Erzählungen der Befragten wird deutlich, wie die Beziehungen der älteren Frauen zu ihren Kindern in Abhängigkeit zu den jeweiligen Rahmenbedingungen gestaltet werden. Zu diesen Rahmenbedingungen zählen die Entfernung vom Wohnort der Kinder, die Arbeitsverhältnisse der Kinder und deren konkrete Lebenssituation sowie die der Befragten. Wenn sich die Rahmenbedingungen ändern, ist die Beziehung zu den Kindern und Enkeln neu zu gestalten. Zu den Veränderungen gehört auch das Älterwerden der Enkelkinder, denn die meisten Enkel der befragten Frauen sind bereits Jugendliche und junge Erwachsene. Familienspezifische Kommunikationsformen entwickeln sich, Traditionen und Rituale, die die Beziehung aufrechterhalten.

Es werden unterschiedliche Formen der Kommunikation zwischen Eltern bzw. Großeltern und Kindern bzw. Enkelkindern in den Interviews beschrieben. Über Struktur oder Qualität der Beziehungen wird damit wenig ausgesagt, vielmehr werden die Rahmenbedingungen der Kommunikation deutlich. Regelmäßige Telefongespräche wären beispielsweise ein solcher Rahmen.

Das Telefongespräch stellt eine Möglichkeit dar, auch bei großen Entfernungen oder starker beruflicher Beanspruchung der Kinder eine regelmäßige, mitunter auch intensive Beziehung zu den Angehörigen aufrecht zu erhalten, wie es in folgendem Zitat zum Ausdruck kommt:

Ja, die H. kommt schon früh immer mal und guckt rein. Und die and're Tochter kommt meistens Abend, und regelmäßig ruft die Tochter aus der Potsdamer Gegend abends an, auf das Gespräch freu' ich mich och jedes Mal. Ja, die Kinder komm' schon oder fragen mal, ob sie was mitbringen können. Aber die sind ja jetzt och alle verstreut. Enkelkinder verstreut. Also, sind ja nun och schon 19 ... (Interview 19, S. 27).

Frau Möhlmann (Interview 19) hat drei Töchter. Zwei Töchter wohnen mit ihren Familien in der Nähe, die andere lebt etwas entfernter, so dass regelmäßige Besuche in kürzeren Abständen nicht möglich sind. Das Zitat verdeutlicht, dass es Frau Möhlmann wichtig ist, die Beziehung auch zu der „Tochter aus der Potsdamer Gegend“ aufrecht zu erhalten; sie freut sich auf die täglichen Telefonanrufe.

In anderen Fällen können Telefonbeziehungen auch belastend sein:

(...) ruft mich ja jeden Tag an. Der sagt, du bist mein Sorgentelefon, „Mutter-Sorgentelefon“. Noa. Naja, ich dachte manchmal so, mein Gott noch mal, jetzt könntste ruhig leben. Und jetzt krieg' ich wieder die ganzen Sorgen mit, aber ich weiß, er braucht's. Da hör' ich mir's an. Ich rüffel 'n och manchmal. Ich sage: „Mensch, sei so gut“, oder „mach das oder was“, noa (Interview 21, S. 33).

Frau Schumacher (Interview 21) ist geschieden und hat zwei Söhne. Hier geht es um den ältesten Sohn, der ebenfalls geschieden ist und für den 14jährigen Sohn aus der Ehe sorgt. Er hat sich beruflich selbstständig gemacht (Einrichten von PC) und ist viel unterwegs. Die Telefonate werden genutzt, um mit der Mutter Sorgen zu besprechen.

Regelmäßige Telefonbeziehungen können sich also, in Abhängigkeit von der Beziehungsgeschichte und der aktuellen Situation, unterschiedlich gestalten. Die Gespräche können freudig erwartet werden oder psychisch belastend sein.

In maximalem Kontrast zur Telefonbeziehung stehen tägliche oder häufige Besuche. Die Befragten sehen regelmäßig Kinder und Enkel; gegenseitige Unterstützung ist weit verbreitet, wie bei Frau Möhlmann (Interview 19) und ihren zwei Töchtern deutlich wurde (s.o.). Sie benötigt keine Pflege, aber auf dem Land kann wechselseitige Unterstützung, zum Beispiel beim Einkaufen, wichtig sein.

Die Rahmenbedingungen ändern sich, wenn die Kinder wegziehen:

... wenn meine Kinder fort sind, jetzt is' ja mein Schwiegersohn, meine Tochter immer da gewesen, aber wenn die dann fort sind. Aber nuja. Das macht mir wirklich – ich muss sagen, die müssen's machen, denn wenn meine Enkeltochter dann draußen diesen Laden übernimmt, da is' das kleine Kind da. Da ham se vorläufig noch keinen Kindergartenplatz, und es muss jemand da sein, dass das Kind nich' untergeht. Ne. Und meine Tochter is' sowieso Verkäuferin, die kann dann ihrer Tochter jetzt mithelfen und auch die Abrechnung und dann das alles machen. Da bin ja froh, wenn die sich kann dann dort een Leben aufbauen (Interview 10, S. 15).

Frau Mainert (Interview 10) ist Witwe und hat zwei Töchter. Die jüngste Tochter wohnt mit ihrer Familie im gleichen Ort. Diese Tochter und ihr Mann sind arbeitslos und krank. Auch die Enkelin war arbeitslos und möchte nun in einem anderen Dorf einen Laden übernehmen. Tochter und Schwiegersohn ziehen ebenfalls dorthin, um der Enkelin zu helfen. Tägliche Besuche sind dann nicht mehr möglich. Doch Frau Mainert hält den Wegzug der Jüngerer für notwendig („die müssen es machen“).

Einen dritten Kommunikationsrahmen stellen die Familientreffen dar. Sie können regelmäßig, in kürzeren Abständen oder weniger regelmäßig stattfinden.

„Na, bei Ihnen is' ja auch jemand da, Sie könn' ja mit mir gar ne mitreden, Ihre Kinder komm' ja auch laufend (wieder laut und betont)“. Ich sag:: „Ja, meine Güte, das is' auch alles mit Arbeit verbunden dann, nich'“. Das is' natürlich nu' auch nicht mehr so. Es war ja früher immer so, dass die Kinder fast jeden Sonntag hergekommen sind essen, und – na ja, da hab' ich eben immer 'ne große Familie gehabt und immer kochen müssen und, und das alles. Nuja, das hab' ich gemacht, das war nu' mal so. Das is' nu' auch nich' mehr (Interview 10 S. 13).

Hier bildete das regelmäßige Sonntagessen den Rahmen für die Familienbeziehung. Es bedeutete einen hohen Arbeitsaufwand für die Befragte, wurde aber fraglos hingenommen. In anderen Fällen finden die Familientreffen an Feiertagen oder an Geburtstagen statt. Die Zusammenkünfte können dadurch erschwert sein, dass die Arbeitszeiten der Kinder ungünstig liegen:

I: Und, wie ist es heute, trifft sich Ihre Familie regelmäßig?

A: Ja, na regelmäßig, aber ...

I: Sie sehen sich immer wieder, also?

A: Ja, zum Beispiel mach' ich immer een Adventskaffee, aber dadurch – die Tochter arbeitet in A-Ort [Anonymisierung – d. A.], die arbeitet Schichten, die war nich' da. Aber zu Geburtstagen, uns'ren oder wenn dort irgendwo was is'. So wie – jetzt wollten se uns mitnehmen zu so 'ner Saisoneroöffnungsfahrt. Da hat die Tochter Geburtstag (Interview 6, S. 34).

Die Familientreffen werden mit anderen Aktivitäten wie Geburtstagen koordiniert. Hier wird zu Gunsten einer Geburtstagsfeier auf eine Reise verzichtet. Trotzdem ist es nicht immer möglich, dass sich alle Familienmitglieder treffen. In anderen Fällen wohnen die Kinder zu weit weg oder kommen nur selten nach Hause:

... ich versteh' mich mit der Schwiegertochter, die ne verheirat' sin', mit 'n Kleenen seine, besser wie, wie mit der andern gehabt. (...) aber die rief jetz' o an, Mutti, ich komm' mal schnell vorbei, ich bin in A-Ort [Anonymisierung – d. A.], ich komm' mal geguckt. Nuja, kommt se mal geguckt oder was, noa. Oder wenn Günther da is' (...), ich kann ne verlangen, wenn der aller drei, vier Wochen heem kommt, Sohn kommt alle drei Wochen heim, dadurch, er kann ne jede Woche heem komm' mit 'n Geld, das, das geht ne, noa. Ja, da komm' se eben mal, oder da komm' se eben ne. Noa, oder sie kommt mal dazwischen (Interview 21, S. 33).

Der jüngere Sohn arbeitet für eine Zeitarbeitsfirma in Süddeutschland und kann nur alle drei Wochen nach Hause kommen. Frau Schumacher (Interview 21) führt aus, nicht verlangen zu können, dass der Pendler sie jedes Mal besucht. Daher sieht sie ihre Schwiegertochter häufiger als den Sohn.

Sind die Kinder beruflich viel unterwegs, kommt es hin und wieder und bei gegebenem Anlass zu gelegentlichen Besuchen.

Hier wird deutlich, dass die Aufrechterhaltung von Familienbeziehungen bei bestimmten äußeren Rahmenbedingungen eine komplexe Aufgabe darstellt. Die Rahmenbedingungen können sich verändern zum Beispiel durch Umzüge der Kinder. In einem Fall verzichtet eine Befragte, die in einiger Entfernung ein Haus geerbt hatte, darauf, dieses in Besitz zu nehmen, um in der Nähe der Tochter und deren Familie zu bleiben. In den meisten Fällen lassen sich jedoch räumliche Trennungen nicht verhindern. Die geografischen Veränderungen wirken sich auf die Familienbeziehungen aus, und diese Veränderungen müssen bewältigt werden.

Um die sozialen Milieus älterer Frauen rekonstruieren zu können, müssen die Rahmenbedingungen für die familiären Beziehungen beachtet werden. Milieus, die sich stark auf die Familie konzentrieren (vgl. Kade 2001, S. 30), erfordern ein entsprechendes Setting räumlicher Nähe. Manche dieser Befragten müssen sich auf Telefonbeziehungen und Familientreffen beschränken. Je mehr die allgemeine Mobilität anwächst, umso vielfältiger entwickeln sich die Beziehungsrahmen. Möglicherweise werden in Folge dessen stabile außerfamiliäre Beziehungen wichtiger, nicht zuletzt auch deswegen, weil der Anteil der kinderlosen Rentnerinnen in Zukunft steigen wird.

Wenn sich auch die Rahmenbedingungen für die familiären Kontakte sehr unterscheiden, so weisen die interviewten Frauen im Hinblick auf ihre Orientierung große Ähnlichkeiten auf. Eine Ausnahme bildet Frau Büchner (Interview 20), die sich besonders stark ehrenamtlich engagiert und daher weniger Zeit für ihre Kinder hat. Ihre Situation ähnelt der Situation einer berufstätigen Frau. Ansonsten sind alle Rentnerinnen familienorientiert, was wiederum einer Außenorientierung nicht entgegensteht. Die Familienbeziehungen der älteren Frauen sind vor allem durch die emotionale Teilhabe am Leben der Kinder und Enkel geprägt.

4.2.2 *Emotionale Teilhabe am Leben der Kinder und Enkel*

Die emotionale Teilhabe ist unabhängig von der Häufigkeit der Kontakte zu den Kindern und Enkeln. In der folgenden Sequenz wird sie durch eine Geschichte ausgedrückt:

A: Nu, wie würden Sie'n das jetzt finden? Zum Beispiel, der 14-Jährige erzählte jetzt, dass'n der Direktor gefragt hat, ob er genug zu Hause zu essen hat und ob (...) mei' Sohn öfter unterwegs is'. Was geht'n das'n Schulleiter an? Nischt, noa. Und da hat er gestern den Schulleiter ange-

rufen, „ja, sin’ das denn Probleme (...), mit denen ich jetzt noch konfrontiert wär“. Der sagt, „jetz bin’sch gemeene geworden“, der sagt, „jetz’ hab’ ich den Schulleiter angefahr’n: So, so, so interessieren die sich offn Dorf für meinen Sohn“. (...)

I: Ist irgendetwas vorgefallen (Überschneidung)?

A: Naja, der hängt sowieso, unser Kleener (...). Der hat jetz’ die achte Klasse ne geschafft, jetz’ geht er mit der siebente raus (...). Der Große sagte: „Mutter, ich hab’ die Kraft nicht mehr“ (spricht betont und hochdeutsch) (Interview 21, S. 45).

Hier geht es um die Probleme des älteren Sohnes, der geschieden ist und mit seinem 14-jährigen Sohn auf dem Dorf lebt. Er weicht die Mutter in seine Probleme ein: Sein Sohn (Interview 21) wird ohne Hauptschulabschluss nach der siebten Klasse die Schule verlassen. Die Fragen des Schuldirektors legen nahe, dass der Enkel einen vernachlässigten Eindruck macht, werden aber als ungerechtfertigte Einmischung empfunden.

In anderen Fällen nahmen die befragten Rentnerinnen an der Arbeitslosigkeit der Kinder und Enkelkinder oder an deren Krankheiten teil und engagieren sich emotional dabei:

Wissen Se, was ich jetzt in der Familie erlebe? Die Enkelkinder arbeitslos, meine Tochter arbeitslos, mein Schwiegersohn arbeitslos. Das heißt, meine Tochter, mein Schwiegersohn, die wären jetzt nicht arbeitslos, wenn se nicht krank wären. Meine Tochter is’ operiert worden an der Wirbelsäule, die kann nicht mehr, die is’ auf Rente gesetzt, mein Schwiegersohn, der – bei dem geht’s noch so hin und her, der war im September fünf Wochen fort zur Kur. Da ham se auch noch, jetzt is’ er wieder gesund geschrieben, aber die finden keine Arbeit für ihn. Er darf, er is’ hier, da ham se festgestellt, dass er hohen Zucker hat. Hochsteigen darf er ni’ mehr, der war in so’ner Gebäudereinigungsfirma. Die hätten den auch nicht entlassen. Die hätten ihn behalten, wenn er könnte, aber der kann ja nicht mehr. Der darf, viel sitzende Arbeit soll er nicht machen, er soll sich bewegen, stehen kann er nicht viel. Auf die Leiter darf er nicht, Fenster putzen kann er ne, weil er ne hochklettern kann und so. Na, dann finden se Mal einen Betrieb, der so einen Menschen einstellt (Interview 10, S. 1–2).

Frau Mainert (Interview 10) gehört zur Altersgruppe der über 70-jährigen Frauen, deren Kinder häufig selbst schon ältere Arbeitnehmer sind und zum Teil unter gesundheitlichen Beeinträchtigungen leiden. Die jüngste Tochter und der Schwiegersohn wurden arbeitslos und konnten infolgedessen die Raten für das gekaufte Auto nicht mehr zahlen. Frau Mainert nimmt am Schicksal ihrer Angehörigen teil und unterstützt die Familie der Tochter unter anderem in finanzieller Hinsicht. Sie selbst muss sich deshalb einschränken.

Die interviewten Frauen stellen nicht nur die Sorgen dar, die sie wegen ihrer Kinder und Enkelkinder erleben. Sie berichten ebenso von Erfolgen, zum Beispiel, wenn ein Kind oder Enkelkind eine ausgesprochen gute Arbeitsstelle gefunden hat. Die Sorgen überwiegen. Ein „Generationenkonflikt“ lässt sich in den vorliegenden Daten keineswegs erkennen. Es kann vielmehr von einer starken Solidarität zwischen den Generationen innerhalb einer Familie gesprochen werden, die in erster Linie von den Eltern und Großeltern ausgeht.

4.2.3 Soziale Unterstützung für Kinder und Enkel

Laut Naegele und Rohleder (2001) sind mehr als ein Viertel der 55- bis 69-Jährigen in Deutschland in der Betreuung der Enkelkinder – eine der Formen sozialer Unterstützung – aktiv. Dies geschieht auf verschiedene Art und Weise.

Innerhalb der vorliegenden Daten kommt die Betreuung von Enkelkindern durch ihre Großmutter relativ selten vor, denn diese sind meistens zum Zeitpunkt des Interviews bereits Jugendliche oder junge Erwachsene. Die meisten Befragten brachten ihre Kinder zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr auf die Welt und wurden vergleichsweise früh Großmutter (in einem Fall bereits mit 42 Jahren). Als die Enkel klein waren, waren die meisten Interviewten noch berufstätig und konnten sich nur eingeschränkt um diese kümmern. Eine Ausnahme bilden einige Frauen der Altersgruppen I und II (55 bis 70 Jahre), die in einem späteren Alter Kinder bekamen. Eine dieser Frauen brachte mit 42 Jahren ihr letztes Kind auf die Welt. Eine Rolle spielt aber auch, ob die Großmütter für die Kinderbetreuung benötigt wurden und ob sie in der näheren Umgebung verfügbar waren:

A: Meine Kinder, die brauchen mich in dem Sinne ni'. Die Frau'n, die gehen ni' arbeiten, nur die Männer arbeiten, noa. Und die eene Tochter hat drei Kinder, und die wohnt of der A-Straße [Anonymisierung – d. A.] (...). Die andre wohnt of der B-Straße [Anonymisierung – d. A.], das is' die nächste Straße, (...) die eene wohnt oben, die eene wohnt unten, die könn' sich praktisch seh'n, wenn die da sind. Und in dem Sinne, weil die ja zu Hause sind, die eene hat was vor, da schafft die die Kinder schnell zu der andern. Also, das heeßt, (...) na ja, der Große is' ja vierzehn jetze, der kümmert sich ja. Und da wer' ich ni, ni' so gebraucht, noa. Würde meine Tochter ma' Arbeit kriegen, dann würden die sagen: „Ach, komm' doch mal“ und so, noa. Aber bis jetz' is' es, wenn die ma' einkufen gehen oder ham was zu besorgen, da bring' se mir schon die Kinder her. Aber in dem Sinne, dass ich jetz' gebraucht wäre, is' es eben ni', weil die zwee Frau'n zu Hause sind und sich gegenseitig –

I: Würden Sie gern mehr, mehr gebraucht werden?

A: Na, würde ich gerne, ja. Würde ich gerne. (...) Aber och ni' so, dass es jetzt meinetwegen jeden Tag is' oder so, also da wär' ich dann überfordert, noa (Interview 15, S. 22).

Frau Sonntags (Interview 15) Töchter sind unfreiwillig arbeitslos. Sie betreuen ihre Kinder selbst und können sich zudem durch die gemeinsame Wohnlage gegenseitig unterstützen. Anders wäre die Situation, wenn die Tochter erwerbstätig wäre. Die Befragte stimmt zwar der Frage zu, ob sie gern mehr gebraucht werden würde, meint aber auch, dass eine tägliche Kinderbetreuung sie überfordern könnte. Für eine Überforderung bei anderen Befragten, die ihre Enkel betreuen, gibt es keine Hinweise. Ganz im Gegenteil – der Umgang mit der dritten Generation wird als Bereicherung empfunden:

A: Na ja, da komm' die Enkelkinda mal und so, da is' das dann schon so. Bringt die Tochter, die is' Lehrerin, die (...) brauch' manchmal 'ne Oma und da wir sehr weit aus einander wohnen, is' es immer schwierig. (...) Und unten in A-Ort [Anonymisierung – d. A.], das sind ja 25 km entfernt, ne, und sie macht in B-Ort [Anonymisierung – d. A.] Unterricht, das is' ne so einfach und en Haus ham wa noch.

I: Wie kommt sie denn hierher?

A: Na ja, sie fährt nach B-Ort, und da hat sie jetzt Weiterbildung gehabt, na, da bringt se dann die Kleenen hier her, aber das is' schon schwierig, weil man ja nich' jeden Tag um sich hat, ne, das is' dann en bisschen anders, und im Haus ham wa och noch 'ne kleene Enkeltochta, die wird zwei, na ja, die hält uns och fit (Interview 1, S. 21).

Frau Weimar (Interview 1) betreut gern ihre Enkelkinder, auch wenn diese weiter weg wohnen und das Fahren ein Problem darstellt. Im Haus selbst lebt eine Enkeltochter, die sie „fit“ hält. In mehreren Fällen erhalten die Großmütter in den Ferien Besuch von ihren Enkeln. Oder die Enkel sind über Nacht zu Gast bei der „Oma“:

Aber Oma bin ich gerne, sehr gerne sogar, und die Kinder sind sehr gerne bei mir, schlafen och manchmal. Jetzt hatt' ich zu Silvester dreie hier liegen (klopft mit der Hand auf das Sofa). Zweie hier im ausgeklappten und hatte noch das Bette daneben. Wunderschön, herrlich, herrlich. Bis um halb zweie auf der Strasse rumgetobt, herrlich, ja, wunderschön. Also das gefällt mir ja. Is' anstrengend, aber gefällt mir. Ich kann's ja einrichten, ob ich's öfter haben will oder nicht, ich kann ja dann sagen: „Leute, jetzt nicht.“ Nee, es ist, ja, wunderschön. Wenn ich gar nichts hätte, würde ich ganz schnell alt sein (Interview 24, S. 25).

Frau Pohlmann ist zum Zeitpunkt des Interviews 60 Jahre alt; als ihre beiden Kinder geboren wurden, war sie 28 bzw. 29 Jahre alt, ihre Enkelkinder sind noch klein. Sie bestimmt selbst, in welchem Umfang Betreuung geleistet wird. Gerade wenn die Tochter oder Schwiebertochter erwerbstätig ist, hilft die Unterstützung der „Oma“ sehr:

Ich habe mehr Zeit für meine Enkeltochter. Das ist es. Und wer' auch im Grunde genommen mehr in Anspruch genommen. Dadurch, dass die Tochter mehr arbeiten geht und ihren vollen Arbeitsplatz hat. War se dann ganz froh, dass ich zu Hause bin und dass sie die Kleine, um die Ecke rum wohn se, schnell mal hier vorbei schicken kann (Interview 23, S. 12).

Insgesamt kommt es bei den Befragten mit kleineren Enkeln häufig vor, dass sie diese betreuen. Die Betreuung nimmt in keinem Fall einen solchen Umfang an, dass sie als belastend empfunden wurde¹¹.

Viele Enkel sind bereits in jugendlichem Alter oder junge Erwachsene; in diesen Fällen leisten die Großmütter Hilfeleistungen meist finanzieller Art oder auch durch „Fahrdienste“ beispielsweise:

Die Schwiebertochter, die sagt immer (...), die laden uns dann manchmal ein, weil ma' die Kinder immer och und so und weil ich ja viel fahre (betont) für die Kinder und so. Da sagt die manchmal glei: „Taxiunternehmen B. is wieder dran“. (Lachen von beiden) Und so, ach, na ja, denk' ich schon, ich mach's oh für die andern Kinder, wenn se was wollen. (Interview 6, S. 31).

Jugendliche sind meist auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Wenn sie auf dem Lande wohnen, können sie bestimmte Ziele nur schwer erreichen. Hier bietet Frau Bauer (Interview 6) ihre Unterstützung an. Manchmal übernachten die Enkel bei den Großeltern:

Wie jetz' mit mei'm Enkeljunge, der war jetz' gestern in A-Ort [Anonymisierung – d. A.] zu diesem Fußball-, Hallen-Fußball, und da is' er in der Nacht heem gekomm'. Eh' er dann nach B-Ort [Anonymisierung – d. A.] los macht, da kommt der eben zu uns. Da hat er hier geschlafen. (...) Da is' er von hier aus dann in die Schule gegangen'. Und da hat er schon alles hergebracht und hat dann mit uns gemütlich gefrühstückt. Und dann abgezogen (lacht) (Interview 13, S. 23).

Frau Büchner (Interview 20) nimmt ihre Enkelkinder auf Reisen mit:

Und wo se dann so in die Schule gingen, da ham die gesagt: „Oma (betont), wenn du mal wohin fährst, nimm uns doch mal mit.“ Na gut, dann hab' ich das gemacht. Da hab' ich mal alle dreie mitgenommen. Dann die beiden Größeren und dann die Kleine extra. Und dann ham die mir erklärt: „Oma, wir woll'n nichts zum Geburtstag, wir woll'n nischt zu Weihnachten, aber jedes Jahr mit dir wegfahren.“ Nu', da ham ma das eben so gemacht. Da sind ma mal mit einem Bus mitgefahren, irgendwo ma paar Tage. Oder, wo die dann größer waren, da hab' ich gesagt, da fahr'n ma

¹¹ Dies könnte sich ändern, wenn Mütter mit minderjährigen Kindern häufiger erwerbstätig werden, die Großmütter in der Nähe wohnen oder sich mit den nachwachsenden Generationen das durchschnittliche Alter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes erhöht (inzwischen liegt es bei ca. 28 Jahren).

mal nach Moskau. Das hatte'n och gefallen. Dann hat die Kleine natürlich wieder gemeckert, „ja, und was wird aus mir?“ Nu' ja, und da sind ma mit der Kleinen auch gefahren, da war se vierzehn. Nu ja, und das Erstaunliche is', der Große is' neunzehn, die Carmen is' siebzehn, die Kleine fünfzehn, die lassen nicht davon ab (Interview 20, S. 23).

Frau Büchner erscheint als eine aktive und reiselustige Frau, die nebenbei und wie selbstverständlich erwähnt, mit ihren Enkeln „mal nach Moskau“ zu fahren. Unterschiedliche Beziehungsmöglichkeiten zwischen Enkeln und Großmüttern wurden deutlich, die die befragten Frauen wählten und gestalten. Von einer ungeliebten sozialen Verpflichtung kann nicht gesprochen werden. Das „beruhigende“ Gefühl, gebraucht zu werden, entsteht vielmehr:

Und wenn ich in A-Dorf [Anonymisierung – d. A.] bin, da isses auch so, ich bin noch gar ne richtig dort: „Oma, jetzt biste da, und du hast noch nich' eemal selbstgemachte Nudeln.“ Da muss ich Nudeln, alles machen. „Oma, du hast ja noch kein Appelkuchen gebacken.“ Ich sag': „Lasst mich bloß in Ruhe“, ich sag, „Ihr mit Euerm blöden Appelkuchen“ (lacht). Ich sag': „Ich komm' ja gar nicht zur Langerweile.“ Jetzt hab' ich wieder für meinen Enkelsohn, also (...), von meiner Enkeltochter für den Mann hab ich 'ne Mütze gestrickt, für meine Urenkelin hab ich 'ne Mütze gestrickt, Handschuhe hab ich gestrickt. Ja, da hab' ich – da hab' ich immer zu tun (mit Nachdruck). Ich – mir is ne langweilig, und wenn ich dann mal vorm Fernseher sitze und denke, oh Gott, du hast's wirklich gut (lacht), denn – über Weihnachten war ich in A-Dorf eben, da hatte mein Enkelsohn, hatte Geburtstag, und da ham mir Geburtstag gefeiert, aber in der Gaststätte. Aber zu Hause wurde auch alles gemacht. Hier, meine Enkeltochter sagte auch, ich mach 'ne Käsesuppe, und ich mach' een, een Schichtsalat. Das nehm' mir mit in die Gaststätte, ne. Ja (langgezogen) ich mach', ich mach', auf einmal kommt se an, bringt ä Korb voll Gemüse, bringt Käse und alles. Sagt se: „Oma, kannst du das mal zusammenmischen?“ Ich sag': „Ich denke, du willst das machen?“ „Ne. Nee, ich komm auch nicht dazu.“ Ich mein', gut, sie hat viel Arbeit, sie kommt nicht dazu. Nuja, da hab' ich eben dann – und da ham se dann zum Geburtstag gesagt, „och, E., der (...) Schichtsalat, der schmeckt aber gut.“ „Da braucht ihr ne mir danken, müsst ihr der Oma danken, den hat die gemacht“ (lacht). Ja, und (...) wissen Se, dass is' das so, was mich auch beruhigt, da ich mir sage, bist ja ne überflüssig, kannst'n ja noch helfen. Ich weiß ne, wie's mal wird, wenn ich ne – . Noch (betont) brauchen se mich, ne (Interview 10, S. 13/14).

Frau Mainert (Interview 10) leistet ihren Beitrag zum Familienleben der Tochter; ihre Unterstützung bei einer Feier wird geschätzt und anerkannt. Sie gilt als Experte für bestimmte Gerichte (selbstgemachte Nudeln, Apfelkuchen) und bekommt so das Gefühl vermittelt, gebraucht zu werden.

Diskussion der Daten: Beziehungen zwischen Großmüttern und deren Kindern oder Enkeln entstehen keinesfalls „naturwüchsig“. „Oma“ zu sein, ist keine klare Rolle mit allgemein gültigen Erwartungen und Verpflichtungen. Jede der Beziehungen muss vor dem Hintergrund der jeweils aktuellen Rahmenbedingungen aktiv gestaltet werden. Familienspezifische Traditionen und Routinen bilden sich heraus – von „Omas Apfelkuchen“ bis hin zu regelmäßigen Reisen mit den Enkeln. Traditionen können sich ändern, zum Beispiel, wenn ein gemeinsames Sonntagsessen aufgegeben wird, weil es zuviel Arbeit bereitet. Die Beziehungen ändern sich, wenn die Enkel ins Jugendalter kommen. Manches „Sorgenkind“ wird auch als erwachsener Mann noch beraten. Auf der anderen Seite gibt es Kinder oder Enkel, die ihre Eltern oder Großeltern beraten. Wie viel Zeit die Familien miteinander verbringen, zählt ebenfalls zu den Fragen, die immer wieder neu verhandelt werden müssen.

Die Befragten sind problemlos in der Lage, diese Gestaltungsaufgaben zu bewältigen.

4.2.4 Soziale Unterstützung durch Kinder und Enkel

Dass die Interviewten Familienmitglieder unterstützen, wurde deutlich. Doch wie ist es umgekehrt? Ist hier Reziprozität gegeben? Erhalten auch sie bei Bedarf soziale Unterstützung von ihren Kindern und Enkeln? Keine der Rentnerinnen war zum Zeitpunkt des Interviews so krank oder stark behindert, dass sie die Pflege der Kinder benötigte. Manche aber nutzten Hilfeleistungen und soziale Unterstützung durch die jüngere Generation:

I: Und unterstützt Ihre Familie Sie, unterstützen Sie Ihre Familie?

A: Also, wenn ich was habe, was auf dem Herzen habe, was zu machen is' oder zu bohren is' oder, das sind och alles Hilfe-, Hilfsarbeiten, Kartoffeln in Keller oder so. Das brauch' ich bloß sagen, das wird gemacht. Also, wenn se Zeit haben, sag' ich ja dazu, ich tu se ja ne drängen, also machen se alle beede. Wenn ich Hilfe brauche, da kriege ich die.

I: Also keine Probleme.

A: Nee, mhm (verneinend) (Interview 5, S. 38).

Einige der Befragten denken darüber nach, was geschieht, wenn sie ihre alltäglichen Aufgaben nicht mehr allein bewältigen. Die Hilfe der Kinder oder Enkel anzufordern, ist für manche Frauen eher unangenehm:

A: (...) ich früher alleine gemacht hab'. Aber die Enkelkinder sind da och immer -. Naja, Garten, das ist durch meinen Rücken schon – voriges Jahr hab' ich das aufgeben müssen. Und dass ich eben jetzt auch Hilfe brauch', wenn ich die Gardinen abnehme, was.

I: Haben Sie da Unterstützung?

A: Da hab' ich, ja, schon. Aber mir is' das immer, also muss ich ehrlich sagen, unangenehm, wenn ich bitten muss (Interview 19, S. 19).

Frau Möhlmann (Interview 19) empfindet sich als Bittstellerin und zu Dank verpflichtet – ein weiterer Grund, die Hilfe der Kinder und Enkel möglichst wenig beanspruchen zu wollen.

A: Dadurch, dass ich hier kostenfrei wohne, ich hab' ja das Wohnrecht, aber das belastet natürlich och die Tochter, die Familie. Denn letztendlich, noch ist es so gewesen, dass bei allem, was angefallen is' an Reparaturen oder so, ham wir dann noch machen lassen, aber das wird über kurz oder lang mal so sein, dass ich schon froh wäre, wenn ich wüsste, dass die das dann noch nutzen könnten selber. Die Kinder werden och älter. Das is' wieder das Problem, was Sie erst schon ansprachen, Ja, das is' schon. Also, darüber darf ich ne nachdenken, wenn ich einschlafen will.

I: Machen Sie sich Sorgen um das Haus, was daraus mal wird oder um das Ganze? Ja?

A: Na, das is' schon immer, das is' schon, aber-, also, es is' eine tolle Belastung, is' wirklich wahr und dass die E. sich hier so engagiert, das is' ganz tolle beachtlich, denn das is' ne bloß so, das wäre einfacher aus eener Etagenwohnung (Interview 19, S. 25).

Frau Möhlmann hat ihr Haus einer ihrer Töchter überschrieben, die sich seitdem um sie und das Haus in besonderer Weise kümmert. Sie besitzt Wohnrecht und bezahlt keine Miete. Nach ihrer Ansicht resultiert daraus eine besondere Belastung für die Tochter und deren Familie, wobei diese selbst noch nichts von dem Haus haben. Den Kindern zur Last zu fallen, ist Frau Möhlmann und vielen anderen älteren Frauen unangenehm, umso mehr, wenn die Kinder bereits durch andere Umstände belastet sind:

Naja, wie soll ich sagen. Unterstützung, ja, gucken Se mal, die ham ja selber mit sich selber zu tun. Noa (Interview 21, S. 33).

Manche Frauen berichten, dass ihre Kinder „Wochenendfahrer“ oder beruflich sehr eingespannt sind. Vor allem, wenn die Kinder nicht in der Nähe wohnen, beschäftigt viele die Frage, was wird, wenn sie einmal mehr Hilfe benötigen:

Meine Enkeltochter, die in A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] auch – die is’ in der Diakonie Krankenschwester, die is’ dort an leitender Stelle, die hat gesagt: „Oma, das mach’ mer so, ich melde das glei’ mit bei unserm Chef. Und das mach’ mer so, wenn du wirklich nicht mehr kannst, du bist angemeldet und da nimm’ mer dich hier ins altenbetreute Wohnen“. Nee, und da hab’ ich auch gesagt, ich könnte mich in B-Stadt [Anonymisierung – d. A.] auch anmelden, aber (...) soll ich jetzt’ meinen Kindern wieder „n Kopf stoßen? Da müssen se immer nach B-Stadt kommen. So bin ich aber in C-Dorf [Anonymisierung – d. A.], das is’ ja ne in A-Stadt, da bin ich in C-Dorf, dort müssen se jeden Tag e paar Mal vorbei (Interview 10, S. 2).

Frau Mainert (Interview 10) plant, den Wohnort, an dem sie seit 1946 lebt, zu verlassen und in die Nähe ihrer Enkeltochter in eine Anlage betreuter Wohnungen zu ziehen. Dort kann sie von Enkelin und Tochter leichter besucht werden, wobei es nicht um Pflege durch die Familie geht.

Familie Neuhaus (Interview 13) beabsichtigt, ihr Haus später zu verkaufen, da die Erben es wohl nicht bewohnen werden:

Nö, sicherlich werde ich hier so weit alt werden. Je nachdem, wenn man dann ni’ mehr kann, dann is’ natürlich das, wird dann das Haus verkauft, soweit sind wir schon im Planen. Denn unsre Enkel werden sicher, denken wir, ni’ hier in A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] bleiben. Wie das, die Möglichkeiten sind ja in der alten Bundesrepublik groß (Interview 13, S. 31).

Die Erzählende hat zwei Töchter. Eine wohnt mit ihrer Familie in einer ostdeutschen Großstadt. Die andere Tochter ist geschieden und wohnt mit ihren zwei Kindern im selben Ort wie die Mutter. Frau Neuhaus bezweifelt, dass die Enkelkinder in der Region bleiben und einmal in ihrem Haus wohnen werden. Die durchschnittliche Lebenserwartung von 74 bis 80 Jahre vorausgesetzt, sind die Kinder meist über 50 Jahre, wenn ein Haus vererbt wird. Für die Nutzung des Hauses kommen eher die Enkel in Frage, wenn sie in der Nähe wohnen und Familie besitzen.

Die beruflich bedingte Mobilität in der Region kann in Zukunft zu Veränderungen führen, die auch sozialpolitisch bedeutsam sind. Wenn eine Betreuung oder Pflege durch Kinder nicht mehr in Frage kommt, weil diese weit entfernt wohnen, werden möglicherweise ambulante und stationäre Einrichtungen der Alten- und Krankenpflege stärker in Anspruch genommen. Mehrere Frauen äußern, dass sie im Fall ihrer Pflegebedürftigkeit die eigenen Kinder nicht in Anspruch nehmen wollen:

Nuja, wenn se einen dort nicht pflegen können oder, ich mein’, wenn ich jetzt, wenn ich jetzt irgendwie ’ne Behinderung hätte, dass ich nicht mehr ins betreute Wohnen komme, dann würd’ ich ins Altenheim gehen. Würd’ ich gehen ohne, ohne Widerrede (betont), würd’ ich gehen. Ich würde nicht (mit Nachdruck) zu meinen Kindern gehen. Ich will den’ nicht zur Last fallen (sehr nachdrücklich), weil ich ganz genau weiß, ich mein’, ich seh’ ja, was se zu tun haben, und die A-Städter [Anonymisierung – d. A.] Mutter, die is’ noch zu Hause, die hat zum Beispiel das ganze Bauernhaus für sich alleine, die wohnt mutterseelenalleine dort im Haus. Das würd’ ich nich’ machen (betont jedes Wort), da geh ich ins Altenheim (Interview 10, S. 34)!

Frau Mainert (Interview 10) entscheidet sich lieber dafür, in ein Altenheim zu gehen, als von der eigenen, bereits mit vielen Aufgaben belasteten Familie gepflegt zu werden. Möglicherweise ändert sich ihre Einstellung, wenn der Zustand der Pflegebedürftigkeit tatsächlich eintritt. Doch die Orientierung ist deutlich – es gibt Frauen, denen es schwer fällt, von den eigenen Kindern versorgt zu werden. Auch eine solche Orientierung führt zu einer Inanspruchnahme von ambulanter bzw. stationärer Pflege.

Kurzer Kommentar. Hilfe und Unterstützung wird entgegengenommen. Bei etlichen Frauen besteht jedoch die Orientierung, die Kinder und Enkel nicht zu sehr zu belasten. Das kann mit der beruflichen Beanspruchung derselben zu tun haben, aber auch mit einer allgemeineren Tendenz, niemandem zur Last fallen zu wollen.

4.3 Alltag, Aktivitäten und soziale Beziehungen der Rentnerinnen

4.3.1 Einleitung

Der Alltag erwerbstätiger Frauen kann als streng vorstrukturiert gelten – durch die Erwerbsarbeit selbst, durch die Hausarbeit und, falls zutreffend, durch Erziehungsaufgaben. Die Erwerbstätigkeit bestimmt werktags die auf der Arbeitsstelle zu verbringende Zeit sowie die der Arbeitswege. Die Zeiten für Einkäufe, Mahlzeiten und Hausarbeit sind durch den Arbeitsalltag festgelegt. Tatsächliche Freizeit, also von Familienpflichten und beruflichen Verpflichtungen freie Zeit, hat man fast nur im Urlaub oder an Wochenenden. Im Ruhestand sieht das anders aus.

Frau Hauser (Interview 14) war als Finanzbuchhalterin in einem größeren Betrieb beruflich stark engagiert, ihr Mann war Abteilungsleiter in der Textilindustrie. Aber auch die Wochenenden blieben nicht immer frei von Verpflichtungen („oder man musste hier mal was machen“), zum Beispiel wenn Reparaturen oder Reinigungen in der Wohnung anfielen. Im Ruhestand entfallen Einschränkungen dieser Art größtenteils. Wann Frau Hauser mit dem Auto unterwegs ist oder wann sie ihre häusliche Arbeit erledigt, kann sie nun frei entscheiden. Diese Freiheit kann auch Probleme mit sich bringen, wie Kade im Folgenden ausführt:

Zunächst freudig begrüßt, wird der Übergang in die von Terminen und Pflichten entlastete Altersfreizeit, die nunmehr eigenständig gestaltet werden muss, mit zunehmender Dauer zu einem Problem. Einem nur negativ – nämlich durch die von Arbeit freie Zeit – definierten Alltag geht im Alter der Sinnhorizont, und mit diesem die Zukunftsperspektive, verloren. Der Alltag mündet für viele in leerlaufenden, das lebenslang eingeübte Zeitdiktat fortsetzende Alltagsroutinen. Die unterstrukturierende „Lebensfreizeit“ im Alter verliert jenseits der Erwerbstätigkeit ihren Entlastungseffekt, der für den Wechsel von Arbeit und Freizeit konstitutiv war (Kade 2000, S. 240).

Ob es sich tatsächlich um „leerlaufende“ Alltagsroutinen handelt, hängt davon ab, wie die Rentnerinnen ihr Leben gestalten. Gefüllt wird der Tag nicht nur mit Routinen, sondern auch mit freien Aktivitäten und sozialen Begegnungen. Zwischen selbst gewählten Aktivitäten und sozialen Kontakten existieren Zusammenhänge. Wer zum Beispiel einen größeren Teil seiner Freizeit mit Lesen verbringt, hat weniger Zeit für Besuche und Gespräche mit Freunden oder Bekannten. Allerdings ist es nicht immer von selbst gewählten Entscheidungen abhängig, wie die älteren Frauen ihr Leben gestalten. Es wirken Restriktionen und Rahmenbedingungen

(wie der physische Zustand oder das materielle Einkommen), die die Frauen nur begrenzt beeinflussen können..

Im Folgenden wird auf die Situation von Rentnerinnen eingegangen, da sich die arbeitslosen älteren Frauen in einer anderen Situation befinden. Deren biografische Entwicklung ist geprägt durch „Eigenbemühungen“ wie Bewerbungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Umschulungen oder „Aktion 55“. Im Unterschied zu den Rentnerinnen wird an sie der Anspruch einer Reintegration in den Arbeitsmarkt gestellt (selbst, wenn dies nicht realistisch ist)¹². Die Fallvergleiche in diesem Kapitel basieren daher auf den 18 mit Rentnerinnen geführten Interviews (Interview 1, 3, 5, 6, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 18, 19, 20, 21, 23 und 24).

4.3.2 Zur Strukturierung von Zeit

Nicht sozial vorstrukturierte Zeit kann als „leere“ Zeit empfunden werden:

Der Alltag ist dann, wie Schäuble (1995) nachgewiesen hat, durch früher eingeschliffene Ablauf-routinen und deren „Dehnung“ bestimmt. Die von sozialen Inhalten entleerten und von der Praxis abgekoppelten Handlungsroutinen im Alltag sind das, was den Älteren als Langeweile erscheint und schwer zu ertragen ist (Kade 2001, S. 45).

Die Frage ist aber auch, ob sich die Befragten den Routinen weiterhin unterwerfen. Bei Frau Baumeister (Interview 5) geschah dies nur in der ersten Zeit der Berentung:

Nö, ich bin am Anfang, bin ich och immer so halb um sieben offgestanden, so weil man das – man is’ dann wach. Ja, und hab’ dann hier so gemacht oder hab’ gestrickt und dann, wenns war, bin ich eben einkaufen gegangen oder Garten, manchmal bin ich schon um sechs in den Garten gegangen im Sommer, also ich hatte ne Langeweile. Da muss ich jetzt sagen, jetzt hab’ ich mich dran gewöhnt, da schlaf eben länger. Und da is’ schon der Tag kürzer. Noa. Aber abends geh’ ich trotzdem meistens halb um zehne spätestens schlafen (Interview 5, S. 31).

Frau Baumeister stellte ihre Gewohnheiten um und verkürzte den Tag, indem sie die Schlafzeit verlängerte. Nach einer älteren Untersuchung in Westdeutschland beginnen 19% der älteren allein lebenden Frauen den Tag ohne zeitliche Fixierung, eben um diesen zu verkürzen (Schäuble 1989, S. 235, zitiert nach Kade 1994, S. 129). Anfangs stellte diese Verkürzung für Frau Baumeister ein Problem dar:

Ja, man hat zwar, das is’ immer noch, ä bissel schlechtes Gewissen, das is’ och übernommen von früher, dass man faul is’, wenn man lange im Bett liegt. Meinetwegen um neune erst offsteht. Noa. Daran, da muss man sich sagen, das is’ falsch. Wenn man die Zeit hat, und man hat ja viele Jahre gearbeitet, und da kann man ja nu’ mal, wenn man älter wird, is’ ja nu’ das letzte Ende, doch a mal genießen (mit erhobener Stimme). Versuchen zu genießen. Aber das muss man och erst lernen. S gloobt man gar ne. (...) Nu’, dass man sich sagt, Mensch, du musst dir gar keene Vorwürfe machen, es is’ doch dein Leben und jetzt haste die Zeit, und da kannste doch mit gutem Gewissen länger schlafen, und oder man schläft ja meistens ne mehr, aber bissel, bissel so genießen

12 Dagegen zählt eine Frau (Jahrgang 1941, Interview 16), die sich zur Zeit des Interviews in der zweiten Phase der Altersteilzeit nach dem Blockmodell befindet, zu der zu untersuchenden Gruppe. Gleiches gilt für eine Erzieherin (Jahrgang 1942, Interview 23), die eher freiwillig arbeitslos wurde, während der jährlichen „Bedarfskündigungen“ die Arbeitslosigkeit als eine Art Vorruhestand wählte und so ihren jüngeren Kolleginnen einen Verbleib am Arbeitsplatz ermöglichte. Männer und Frauen über 58 Jahre müssen sich vonseiten des Arbeitsamts nicht mehr vermitteln lassen und befinden sich de facto im Vorruhestand.

(schnauft). No. Ja, meine Schwester, die macht das heute noch, die steht um sieben off (Interview 5, S. 32).

Zeit zu haben und länger schlafen zu können, führt zu einem schlechten Gewissen, das verhindert, die neue Möglichkeit zu genießen. Es sich zu erlauben, länger schlafen zu können, muss erst erlernt werden. Der Kommentar „glaubt man gar ne“ verweist darauf, dass angenommen wird, die Allgemeinheit würde nicht erwarten, dass Ausschlafen könne solche Probleme verursachen könnte. Das schlechte Gewissen hängt mit einem Muster zusammen, das Wolf (1988, S. 202) „Geschäftigkeitsethik“ nennt. Er zitiert Luhmann:

Wer zugibt, viel Zeit zu haben, disqualifiziert sich selbst und scheidet aus der Gesellschaft derer, die etwas leisten, etwas fordern, etwas erhalten können, aus (Luhmann 1971, S. 156, zitiert nach Wolf 1988, S. 201).

Eine Rentnerin ist in einer anderen Situation, denn ihre Zeit ist nicht knapp. Wolf beschreibt ein Muster, wonach Senioren ihre Zeit mit Selbstverpflichtungen füllen, so dass am Ende keine Zeit mehr übrig ist. Dabei kann es sich auch um das Errichten und Einhalten von Routinen handeln. Im Unterschied dazu steht der Genuss der freien Zeit, wie auch das folgende Beispiel zeigt:

Da is' man um halb sechs aufgestanden, heute: nu' gut, ich steh' dreiviertel sieben jeden Tag of, also das is' so drin. Aber dann sitz' ich ebend und kann zwee Stunden frühstücken. Früher hab' ich das in 'ner halben Stunde, das Abspul'n müssen, ich musste ja of Arbeit. Also der ganze Tagesablauf, der Rhythmus wird ja dadurch ganz anders. Und man gestaltet sich das dann eben und hier Sport und dann das, Sauna und und, na ja, es is' so, und da is' das für mich absolut keen Problem gewesen (Interview 14, S. 22).

Die Dehnung des Alltags, hier speziell des Frühstücks, kann als positiv erlebt werden, wenn es sich nicht um das Errichten leerer Routinen handelt. Frau Pohlmann (Interview 24) benötigt dagegen Vorstrukturierungen, damit sie nicht „jeden Tag rumtrudelt“ (Interview 24, S. 7):

Ich denk', oh Gott, halb zehne, nu' die Leute komm' um zehne, nu' aber schnell. Deswegen hab' ich grade noch mein' fast fertigen Kaffee drüben in die Küche geschafft. War noch nich' ma' fertig mit Frühstück (Interview 24, S. 7/8).

In diesem Fall war der Interviewtermin Anlass zur Strukturierung. Ansonsten sind Frau Pohlmanns „Angelpunkte“ Termine im Frauenzentrum, die Katze, die gefüttert, oder der Hund, der spazieren geführt werden muss.

Zwei unterschiedliche Haltungstypen zeichnen sich ab. Während die Frauen des ersten Typs Vorstrukturierungen benötigen, können die des zweiten es genießen, mehr Zeit zu haben. Die Notwendigkeit einer zeitlichen Strukturierung hängt auch vom Familienstand der Frauen ab. So beginnen nach der oben erwähnten Untersuchung nur 9% der Paare ihren Tag ohne zeitliche Fixierung (Schäuble 1989, S. 235, zitiert nach Kade 1994, S. 129). Eine Partnerschaft erfordert Absprachen. Beide dieser Haltungen – Vorstrukturierungen werden von Wolf (1988) beschrieben.

Wie sich diese Haltungen im Sample verteilen und ob noch weitere Typen auftreten, lässt sich nicht feststellen, da die entsprechenden Daten nicht systematisch erhoben wurden. Dies wäre eine Fragestellung für eine Folgeuntersuchung.

4.3.3 Rahmenbedingungen für die Gestaltung von Zeit

Eine der Rahmenbedingung für die Gestaltung der Zeit besteht in gesundheitlichen Einschränkungen. Der Familienstand ist eine weitere.

Ängste vor Unfällen, welche sich mehr oder weniger nachhaltig auswirken, kommen hinzu. Von stärkeren Einschränkungen der Bewegungsfreiheit berichten vier Frauen (Interview 10, 18, 21 und 24). Wegen der Behinderungen gehen die Befragten abends und im Winter generell nicht aus dem Haus, Gartenarbeit ist zu anstrengend geworden, manche Tätigkeiten müssen von Hilfskräften übernommen werden. Die Frauen sehen sich vor die Aufgabe gestellt, das Leben neu zu strukturieren. Ein Teil der selbst gewählten Aktivitäten wie Stricken, Theaterbesuche, Reisen werden ganz aufgegeben oder seltener ausgeübt. Vor allem drei Frauen, die das 75. Lebensjahr überschritten haben (Interview 18, 19 und 21), sind betroffen; zwei weitere sind deutlich jünger (Interview 10, 24).

Beispiele. Frau Lohmeier (Interview 18) ist 92 Jahre alt und nach eigener Einschätzung nicht ernsthaft krank. Dennoch bleibt sie manchmal zu Hause, wenn sie sich nicht gut fühlt. Reisen will sie nicht mehr:

Aber er sagt mir jetzt, ach, kann ich dich nich' mal holen - (...) ich trau mich das nich'. Wissen Sie, es is' auch mein – mein Befinden is' manchmal so im Wechseln, nich'. Manchmal bin ich bereit, bissel ne Anstrengung auf mich zu nehmen, aber andre, da komm' wieder Tage, wo ich nich' gut kann. Und das würde mir Leid tun, wenn das so grade der Fall wär', wenn ich dort bin. Und ich sag', da musste eben Aufnahmen machen von eurer Wohnung, und dann musst se mir schicken, damit ich mich da rein vertiefen kann (Lachen) (Interview 18, S. 21).

Frau Lohmeier bezieht sich auf eine vom Neffen ausgesprochene Einladung nach Stuttgart, die sie ablehnte. Im Winter vermeidet sie es, bei Glätte auf die Straße zu gehen:

I: Und Sie gehen ja noch in Konzerte?

A: Ja.

I: Oder ins Museum?

A: Ja.

I: Das machen Sie auch?

A: Gern, ja, das mach' ich. Also im Winter schränk ich's ein.

I: Ja, ich wollt' grad fragen ...

A: Also, da geh' ich abends nicht gern aus.

I: Haben Sie auch Angst, abends rauszugehen?

A: Oh ja, oh ja – und vor allen Dingen jetzt die Straßenverhältnisse ...

I: Is ja auch sehr glatt ...

A: Oh, sehr und dann eben nich' gut geräumt, wie soll ich denn hier über die Straße kommen, wenn hier so'n Berg is', nich' wahr. Und auf der anderen Seite auch wieder. Also, das ist schlecht. (...) Ja, na ja, wir müssens nehmen (Interview 18, S. 29).

Frau Lohmeier geht gern in Konzerte oder ins Museum. Doch im Winter muss sie sich umorientieren. Die Einschränkungen des Aktionsradius werden mit der Angst vor Unfällen begründet:

Grade wenn man als alter Mensch dann, man is' doch plump und wenn man hinfällt und sich was bricht und so. Und warum soll ich abends draußen rumkriechen? Das, ich mein', grade wenn man

so zum Geburtstag geht oder so, da sind die Kinder meistens mit den Autos da, da wird man dann mit dem Auto dann mit nach Hause genommen. Aber, alleine rausgeh'n, nich'. Ich geh' auch abends in keine Kirche oder so das (Interview 10, S. 45).

Frau Mainert (Interview 10) ist 71 Jahre alt und macht einen rüstigen Eindruck. So hilft sie zum Beispiel der Familie ihrer Tochter in der Landwirtschaft. Gleichwohl ist sie auf der Hut vor Unfällen. Ähnlich äußert sich Frau Schumacher (Interview 21), die ebenfalls noch „gut auf den Beinen“ ist.

Auch Schwerhörigkeit und Sehschwäche werden als Einschränkung des Bewegungsspielraums benannt. Frau Lohmeier (Interview 18) bemerkt die zunehmende Schwerhörigkeit vor allem im Theater:

Aber sonst, ich geh' auch noch gerne ins Theater oder ins Konzert, (...) das tu ich. Es das Gehör, es lässt vielleicht ein bisschen nach, (...) grade im Theater. Wenn die dann lachen über irgendwas, denk' ich, ach schade, ich hab's ne mitgekriegt (Lachen). Aber das ist doch wohl normal, nich' wahr. Und, (Räuspern), und seitdem ich vor zwei Jahren 'ne Augenoperation hatte, also 'ne Staroperation am linken Auge, seh' ich ja wieder wunderbar. Also ist das auch ausgeschaltet. Denn, das is' bedrückend (Interview 18, S 13).

Eine Sehschwäche wird als bedrückend und die durch eine Augenoperation wiederhergestellte Sehkraft als „wunderbar“ empfunden, liest die Befragte doch gern. Das Problem nachlassender Sehkraft wird auch von anderen, so von Frau Schumacher (Interview 21) angesprochen:

Ich sehe eben jetzt schon äh bisschen schlechter. Hier wenn ich lese, muss ich ja mit der, mit der Lupe noch lesen, wenn ich o 'ne Lesebrille hab', aber die togt mer nischt, noa. Und ich les' doch so gerne (lacht leise) (Interview 21, S. 25).

Die beliebte Beschäftigung, mit der u. a. das Gedächtnis trainiert werden kann, Kreuzworträtsel zu lösen, muss wegen Sehschwäche dann auch entfallen.

Zu den positiven Rahmenbedingungen gehört ein relativ gutes Alterseinkommen. Frau Hauser (Interview 14) kann beispielsweise deswegen häufig Reisen mit dem Auto unternehmen, weil sie eine relativ hohe eigene Rente sowie eine Witwenrente erhält. Für Frau Pohlmann (Interview 24) hingegen ist ein einfacher Keramikkurs zu teuer:

Der Weg ist so beschwerlich für mich, weil ich so schlecht laufen kann. (...) Das ist fürchterlich, im Winter glei' gar nicht. Oder Keramik würde ich jede Woche gerne hingehen wollen, aber das ist bisschen teuer, dieses Hobby ist bisschen sehr teuer. Aquarell ist och teuer, da war jeder Abend schon fünfzehn Mark (Interview 24, S. 36).

Frau Pohlmanns Erwerbsunfähigkeitsrente, die zwischen 500 und 700 Euro (Angabe aus dem Fragebogen) liegt, erlaubt auch bescheidene Vergnügungen, wie einen Keramikkurs, nicht.

Die Familiensituation stellt eine wichtige Rahmenbedingung für die Gestaltung der Zeit dar. So betreut Frau Schmitt (Interview 23) ihre Enkelin, weil die Tochter berufstätig ist. Frau Neuhaus (Interview 13) hingegen, deren Ehemann krank ist und keine schweren körperlichen Arbeiten verrichten darf, übernimmt die meisten Tätigkeiten in Haus und Garten. Bedeutsam ist ferner, ob die Frauen mit einem Partner zusammenleben oder allein stehend sind:

- A: Ich muss mich damit abfinden, dass ich alleine bin. Und das is' eigentlich (lacht leise), jetzt wenn wir miteinander wären (Überschneidung) ...
- I: Das ist das Wichtigste? (Überschneidung)
- A: Ja, dann könnten wir sicherlich, dann würden wir das alles bissel mehr genießen, wir würden hier und da mal wohin fahren, uns kulturell vielleicht, wir sind früher zum Konzert gefahren (Interview 19, S. 9).

In diesem Fall wirkt der Partnerverlust nicht zuletzt im Hinblick auf soziale Außenkontakte und Freizeitaktivitäten einschränkend. Andere allein stehende Frauen bemühen sich verstärkt um Außenkontakte. Unter Umständen werden andere als etwa Partnerbeziehungen bevorzugt:

- I: Wenn Sie alleine wären, hätten Sie da andere Freizeitgepflogenheiten?
- A: Da würde ich wahrscheinlich noch mehr mit ehemaligen Kollegen so treffen, ja. Wäre durchaus möglich. Aber so kann ich ja nich' immer sagen: „Ich geh dahin, ich geh' dorthin, und mach du dein Zeug alleine“, das geht ja ni'.
- I: Warum ni, also.
- A: Na ja, gewisse Freizeiten schon, aber irgendwie macht man ja dann auch noch einiges zusammen, wenn man schon zu Hause is' und ni' mehr arbeiten geht (Interview 23, S. 20).

Jedes Paar findet für sich heraus, wie viele Außenbeziehungen es gemeinsam unterhält und wie viele es unabhängig voneinander pflegt (vgl. Kapitel „Zur Partnerbeziehung der Rentnerinnen“). Dadurch entsteht ein Spektrum von Möglichkeiten und Einschränkungen.

Diskussion der Daten: Die Fachdiskussion über Lebensstile älterer Menschen (vgl. Infratest Sozialforschung u. a. 1991, S. 81 ff.) berücksichtigt o. g. Rahmenbedingungen zu wenig. Das so entstehende Bild ist nicht differenziert und offen genug. Lebensverhältnisse verändern sich aufgrund veränderter Rahmenbedingungen. Ältere Frauen passen sich an diese veränderten Bedingungen an. Wie kreativ und flexibel dies gelingt, ist vor allem von den individuellen Ressourcen und Orientierungen abhängig. Die Anpassung kann auch mehr oder weniger misslingen, so dass sich ein Gefühl von „Langeweile“ einstellt. Soziale Beratung und Hilfe bei der Zielfindung könnten dann hilfreich sein. Keine der Frauen in vorliegender Stichprobe ist pflegebedürftig oder auf andere Weise so stark eingeschränkt, dass Spielräume nicht mehr bestünden.

Im folgenden Unterkapitel werden verschiedene Muster der Gestaltung erwerbsarbeitsfreier Zeit dargestellt.

4.3.4 *Aktivitäts- und Beziehungsmuster*

Die im Folgenden skizzierten Muster sind als Schwerpunktsetzungen zu verstehen. Wenn zum Beispiel bürgerschaftliches Engagement einen Schwerpunkt bildet, können auch Aktivitäten in anderen Bereichen existieren.

4.3.4.1 Bürgerschaftlich engagiert

Bürgerschaftliches Engagement findet sich in sechs Interviews (Interview 3, 7, 11, 16, 20 und 21)¹³.

Allgemeine Merkmale. Die befragten Frauen engagieren sich in einem Verein oder einer Organisation, wobei diesem Engagement in der Biografie und im Alltag eine besondere Bedeutung zukommt. Ein eher marginales Engagement wurde hier nicht berücksichtigt. Eine Mitgliedschaft in einem Verein, die Mitarbeit in einem Gremium oder die gelegentliche Hilfe bei einer Veranstaltung allein als bürgerschaftliches Engagement zu bezeichnen, wäre wohl unangemessen, reine Selbsthilfe ebenso wenig. Tätigkeiten für andere Menschen bzw. Vorbereitung auf diese Tätigkeiten – wie Schulungen – sollen hingegen als bürgerschaftliches Engagement erfasst werden. Bürgerschaftliches Engagement führt zu Vergemeinschaftungen und starken sozialen Bindungen, die bis ins höhere Alter – in einem Fall bis 76 Jahre – anhalten können.

Differenzierung. In zwei Fällen schloss sich das ehrenamtliche Engagement an die Berufsarbeit an und ersetzte diese praktisch. Frau Büchner (Interview 20) begann 1990 im Alter von 60 Jahren mit ehrenamtlicher Tätigkeit für ältere Bürger. Diese weitete sich zu einer berufsähnlichen Tätigkeit aus:

Damals hab ich mir natürlich gedacht, wenn ich in Rente gehe, muss ich nicht zu Hause sitzen. Dann kann ich vielleicht jede Woche einmal hier so, oder zweimal, die Herrschaften beraten. Aber das hat ein Vierteljahr gedauert, und dann war ich jeden Tag auf Arbeit. Ehrenamtlich, aber jeden Tag da (Interview 20, S. 1).

Inzwischen ist Frau Büchner über 70 Jahre alt und immer noch stark engagiert, so dass von einem „Ruhestand“ nicht gesprochen werden kann:

Denn ich wühle dann am Wochenende zwar mal zu Hause, auf dem Feld und im Garten rum, aber ich hab' ja die ganze Woche hier zu tun. Oder ich bin – nächste Woche, da bin ich erst mal in Frankfurt drei Tage und dann drei Tage in Berlin, weil wir dort wieder was haben. Na ja, und dann schnell zurück, und dann gehts hier wieder weiter. Weil hier gibts ja och immer noch verschiedene Probleme. Aber die klärn ma schon, Schritt für Schritt (Interview 20, S. 14).

Frau Büchners Arbeit hat einen starken Bezug zu ihrem Lebenslauf und ihrem Selbstbild. Sie war zu DDR-Zeiten zwar Mitglied der SED, kämpfte aber als eine Art „Rebellin“ gegen die herrschenden Missstände und für die Rechte anderer. Jetzt engagiert sie sich in der Altenarbeit in mehreren Seniorenverbänden und in der Seniorenvereinigung der PDS; dabei opponiert sie nach eigener Darstellung in der Partei gegen alte SED-Leute. Gisela Jakob (1993) rekonstruiert unterschiedliche Typen ehrenamtlicher Tätigkeit. Danach trifft auf diese Erzählende der Typus „Realisierung eigener biografischer Themen“ (Jakob 1993, S. 152 ff.) zu.

Auch für Frau Weihmann (Interview 16) ersetzt das bürgerschaftliche Engagement zum Teil die frühere Berufsarbeit:

Ich bin eigentlich zur Ruhe noch gar nicht gekommen, das wird auch kaum werden, weil die mich dort in dem Seniorenbeirat total integriert haben, und wenn ich was anpacke, dann mache ich das voll, das haben sie schon mitgekriegt. Mhm, bin natürlich voll drin. Und das ist auch gut so. Denn

13 Bei Interview 7 besteht die Besonderheit, dass das bürgerschaftliche Engagement eine besondere biografische Bedeutung in der Phase des Vorruhestands hatte, inzwischen jedoch deutlich geringer geworden ist.

wenn Sie dann nur zu Hause sitzen, wenn Sie dann nur putzen und sauber machen und auf Straße gehen. Ich meine, das haben wir nicht, aber ich meine bloß solche Sachen, das wäre ja furchtbar. Ich hätte mir mit Sicherheit irgendetwas anderes gesucht, aber so ist es so, und dann bin ich dort. Und mir gefällt es eigentlich. Weil man ganz vielfältige Menschen kennen lernt, und jetzt mit den Älteren zusammen sein, bereichert mich auch. Bin zwar noch die Jüngste, aber das macht nichts (Interview 16, S. 21).

Frau Weihmann befindet sich in der arbeitsfreien Phase der Altersteilzeit. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie erst seit wenigen Monaten aus dem aktiven Schuldienst ausgeschieden. Die neue, ehrenamtliche Arbeit ist zwar nicht so umfangreich wie die von Frau Büchner, doch sie hat dieselbe Funktion – die Überbrückung des Übergangs in den Ruhestand.

Ehrenamtliche Tätigkeit kann darüber hinaus bei der Bewältigung einer biografischen Krise helfen, wie im Fall von Frau Neumann beispielsweise. Sie geriet nach dem vorzeitigen Ausscheiden aus dem Erwerbsleben und dem Krebstod der Schwester ins „Grübeln“:

I: Kann man das so sagen, dass dir die Arbeit gefehlt hat?

A: Die hat mir sehr gefehlt. Die hat mir unheimlich gefehlt. Und dazu kam, dass in dem F(zieht den Buchstaben lang)rühjahr des letzten Arbeitsjahres och noch meine Schwester an Krebs eingegangen is'. Dass ich das mit Hilfe der Arbeit noch ein kleines bisschen überbrücken und verdrängen konnte. Und dass ich nun noch zu Hause viel, viel mehr ins Grübeln gekommen bin. Ja, das war schlimm (leise). Ich hab' aber dann Seminar mitgemacht, Telefonseelsorge, Psychologie hat mich schon immer wahnsinnig interessiert. Und das hab' ich gemacht über 'ne lange Zeit. () Und hab' da auch den Abschluss gemacht. Hab' aber dann gleichzeitig die Bibliotheksarbeit angefangen oder anfangen können in der Kinderklinik (Interview 7, S. 5).

Frau Neumann (Interview 7) arbeitete bis zum Vorruhestand als Kindergärtnerin. Die Seminare bei der Telefonseelsorge der evangelischen Kirche bereiten auf eine ehrenamtliche Tätigkeit vor und beinhalten zugleich Möglichkeiten der Selbsterfahrung. Frau Neumann übte diese Tätigkeit später nicht mehr aus, weil sie sich für eine andere ehrenamtliche Beschäftigung entschied. Der Wiederaufbau einer Krankenhaus-Kinderbibliothek passte zu ihrer früheren Tätigkeit als Kindergärtnerin. Nach Jakob (1993) kann Frau Neumann dem Typus „Soziale Ehrenamtlichkeit als Instrument der Suche nach biografischer Orientierung“ (Jakob 1993, S. 118 ff.) zugeordnet werden. In diesem Fall konzentriert sich das ehrenamtliche Engagement auf eine bestimmte Lebensphase. Darin unterscheidet sich Frau Neumann von anderen Frauen des Sample, wie im Folgenden deutlich wird.

Frau Schuhmacher engagiert sich noch mit 79 Jahren für die Volkssolidarität. Sie wohnt in einer „altengerechten“ Wohnanlage, die von diesem Wohlfahrtsverband betrieben wird, ist Kassiererin und beteiligt sich an der Vorbereitung von Veranstaltungen:

Und wenn man in der Volkssolidarität schon immer tätig war. Ich hab' eben hier o wieder die Kassierung übernommen. Mir ham, mir ham gesagt, gut, es is' ja och dann 'ne, 'ne Pflicht, aber, na ja, was heest 'ne moralische Pflicht, woll'n mal so sagen, wenn ich hier von der Volkssolidarität 'ne Wohnung hab', dann könnt' ich ja och vielleicht ä mal Beitrag bezahlen und Mitglied werden, noa (Interview 21, S. 24).

Auch Frau Gerdes (Interview 3) ist weiterhin aktiv – in der SPD und in der Frauenarbeitsgemeinschaft ihrer Partei. Bei der letzten Vorstandswahl ließ sie sich wieder verpflichten:

Es war jetzt bei der Wahl, der SPD-Vorstand, die Wahl des Kassierers, und dass ich gesagt habe, das könnte doch jemand Jüngerer machen. Und da kriegte ich bloß zur Antwort, wir haben nie-

manden, bloß als dich (Lachen), und da hab' ich das eben lachend wieder gemacht und für die nächsten zwei Jahre (Interview 3, S. 18).

Das Engagement führte in diesen Fällen zu einer Bindung an die Organisation und deren Mitglieder, denen man sich aus jahrelangem Zusammenhalt verpflichtet fühlt. Nach Jakob handelt es sich um den Typus „Biografische Kontinuität mit sozialer Ehrenamtlichkeit als Dienst und Pflichterfüllung“ (Jakob 1993, S. 51 ff.). Beide Befragte, Frau Schumacher und Frau Gerdes, können diesem Typus zugeordnet werden. Bei Frau Gerdes fehlt allerdings eine längere biografische Kontinuität, ihr politisches Engagement begann kurz vor der Wende, während Frau Schumacher stets, wie ihre Mutter auch, für die Volkssolidarität aktiv war.

Das bürgerschaftliche Engagement kann also unterschiedliche Bedeutungen besitzen und biografische Funktionen erfüllen. Es kann den Übergang in den Ruhestand erleichtern und bei der Bewältigung biografischer Krisen behilflich sein. Wenn eine längerfristige Bindung entsteht, entwickelt sich eine besondere Form von Vergemeinschaftung, die starke moralische Bindungen und Verpflichtungen beinhaltet. Man kann davon ausgehen, dass Verbände vor allem an solchen längerfristig engagierten ehrenamtlichen Helferinnen interessiert sind. Diese Voraussetzungen sind eher gegeben, wenn das Engagement einen kontinuierlichen biographischen Bezug hat.

4.3.4.2 *Aktiv, reiselustig und kontaktfreudig*

Diese Merkmale treffen auf mehrere Befragte zu.¹⁴

Allgemeine Merkmale: Die Frauen sind aktiv, nutzen ihren Ruhestand für Reisen, besitzen einen festen Freundeskreis und sind kontaktfreudig, so dass sie leicht neue Bekanntschaften schließen. Mit ihrer persönlichen Situation sind sie zufrieden.

Beispiele: Frau Hauser (Interview 14) ist seit 1988 Witwe und seit 1997 Rentnerin. Sie besitzt ein eigenes Auto, das sie sowohl für kürzere als auch für längere Reisen nutzt:

Na, das sagen meine Freunde sowieso, mein größter Freund is' mein Auto (lacht). Und da fahr ich (...) in die Natur raus, und da bin ich da, und das is' der Lebensinhalt. Der Lebensinhalt besteht nicht bloß durch Auto oder durch, durch Sport oder so (Interview 14, S. 29).

Frau Hauser kann auf einen größeren Bekanntenkreis und einige Freunde und Freundinnen, zu denen sie ein besonders enges Verhältnis hat, zurückgreifen. Zu diesen engen Kontakten zählen die Familie einer ehemaligen Mitarbeiterin des verstorbenen Mannes sowie ein Cousin und dessen Familie in Westdeutschland. Die Familie der Kollegin unterstützte sie vor allem in der ersten Zeit nach dem Tod ihres Ehemanns. Frau Hauser unternimmt gern Wanderungen mit ihren Bekannten:

Ich geh och viel ins Gebirge wandern, hier mit Sportkollegen oder och 'ner Freundin. Und nu' ham wir ja hier die Möglichkeit, in die Tschechei rüber. Noa, das is' ja, also da gibts ja wunderschöne Wanderwege, die's eben früher gab und die jetzt ebend och offen sind. Da hatte ich hier och von mei'm Mann hier Kollegen, mit den' ich noch befreundet bin. Der eine, der stammt hier aus der Gegend, der wusste alles Mögliche zu erzähl'n und kannte ebend die Wanderwege von

14 Interviews 3, 11, 14, 23 und teilweise 7 und 21. Im Interview 21 fehlen häufige Reisen, und Außenkontakte finden seltener statt als in den genannten Interviews, denn Frau Schumacher ist 79 Jahre alt und in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt. Im Interview 7 lassen sich die Merkmale nicht eindeutig herausarbeiten.

früher. Und da hat man viel, viel kenn' gelernt, muss ich sagen, was ich nicht kannte. Und das is' für mich eigentlich och sehr schön, das muss ich sagen. Also, da konnte man ja seine Kenntnisse oder sein Wissen oder so, konnte man ja alles noch en bisschen ofbessern. Also das is' schon schön, dass man das so machen kann. Und ich versuche das eben och so viel wie möglich zu nutzen (Interview 14, S. 23).

Dass die Befragte kontaktfreudig ist, äußert sich zum Beispiel darin, dass sie bereits vor einem Umzug die neuen Nachbarn anspricht:

Ich bin zum Beispiel, () da lachen die sich heute noch en Bruch da drüber, (...) bevor ich eingezogen bin, bin ich dann mal en Abend gegang' und hab', hab' unten angefang' zu klingeln und hab' gesagt: „Sie werden entschuldigen. Mein Name ist H., ich bin die neue Mitbewohnerin.“ Da ham die: „Hää?“ Und dann, da ham die, ich sag' ja, zig mal schon gesagt, das hatten wir noch nie in dem Haus (Interview 14, S. 34/35).

So entsteht das Bild einer zufriedenen Frau, die ihren Ruhestand als Chance nutzt. Sie hofft, dass ihr dies noch eine lange Zeit gelingt:

Wenn ichs nicht könnte, wenn das nicht gekomm' wär, da hätte man sich das irgendwie anders gestaltet, dann das, das Rentnerdasein. Ich hab' Freunde in Tschechei, wo ich dann och immer hin-fahre und im Riesengebirge unten, also. Aber jetzt hat man die Zeit und kanns. Und deshalb sag' ich ja, ich möchte noch lange gesund bleiben, dass ich noch lange hier so durch die Gegend krabbeln kann und erfahm kann (Interview 14, S. 23).

Ein weiteres Beispiel stellt Frau Schmitt (Interview 23) dar. Sie ist im Unterschied zu Frau Hauser noch verheiratet und hat einige Kinder und Enkelkinder. Die Familie kaufte sich nach der Wende ein Haus. Dennoch zieht sich das Ehepaar Schmitt nicht in ihren häuslichen Bereich zurück. Auch sie sind ausgesprochen reise- und kontaktfreudig:

A: Na ja, die sind zum Teil auch schon im Vorruhestand und Rente, also kann man sich im Grunde genommen noch öfter sehen als sonst. Sonst war's ja dann immer nach Feierabend und, ach, man war fertig, also blieb das Wochenende bloß. Aber jetzt, na ja, wie's einem gerade einkommt.

I: Haben Sie auch neue Freundschaften dazu gewonnen?

A: Ja, eben durch das Reisen nach der Wende sind neue Freundschaften dazugekommen, die jetzt alle miteinander wieder verknüpft werden. Also, bei uns war's jedenfalls so mit unseren lang-jährigen Bekannten, und mit denen sind wir dann doch mal alle zusammen in Urlaub gefahren, und seitdem ist das ein prima Verhältnis. Jetzt schon zwölf Jahre lang mit den neuen Freunden dazu, das geht prima.

I: Und wie pflegen Sie so Ihre Freundschaften?

A: Ja, wir rufen uns viel an, wir treffen uns viel, wir sehen uns viel, auch wenn's außerhalb ist, fahr'n wir dort hin, und wir planen viele Gemeinsamkeiten (überlegt). Wir kommen gut klar, ja (Interview 23, S. 17/18).

Die Frauen bewältigen ihre Berentung, die ein bedeutsames Ereignis des Alterns (Statuspassage) ausmacht, mit Erfolg. Ihre Außenorientierung könnte jedoch gestört werden, wenn sich die physische Beweglichkeit aus gesundheitlichen Gründen einschränkt. Frau Schmitt und Frau Hauser beschreiben dahingehende Sorgen. Umso wichtiger werden Aktivitäts- und Beziehungsmöglichkeiten im Nahbereich. In dem Haus, das Frau Schumacher (Interview 21) bewohnt, existiert ein Aufenthaltsraum, in dem sich die Hausbewohner regelmäßig treffen. Dort finden unter anderem von den Senioren selbst organisierte Feiern statt.

4.3.4.3 Auf die Familie bezogen

Bei zwei der Befragten (Interviews 10 und 13) ist eine ausgeprägte und starke Familienorientierung erkennbar.

Allgemeine Merkmale: Es werden zwar Außenkontakte gepflegt, wichtiger ist es jedoch, viel Zeit mit Mann, Kindern, Enkelkindern und Geschwistern zu verbringen. Treffen mit Bekannten oder Freunden müssen hinter den familiären Treffen zurücktreten. Gute Beziehungen zu den nächsten Angehörigen sind eine wichtige Voraussetzung.

Beispiele: Frau Mainert (Interview 10) ist zum Zeitpunkt des Interviews 71 Jahre alt und seit 1987 Witwe. Sie hat zwei erwachsene Töchter, die beide eine eigene Familie gegründet haben. Eine der Töchter wohnt in derselben Stadt, die andere in einem nahegelegenen Dorf. Von der zweiten Tochter wird Frau Mainert des öfteren eingeladen. Ebenfalls finden regelmäßige Treffen mit der Schwester statt, die in derselben Stadt wohnt. Die Dominanz der Familienbeziehung wird in dem folgenden Zitat deutlich:

Ja, was früher mal meine Brigadierin war, die ruft auch öfter an, die war auch schon hier zum Geburtstag, kommt se auch manchmal. „Mir wolln mal een Treff machen“, sagt se. Ich sage: „Lass mich bloß in Ruhe.“ Ich sag’: „Wanda“, ich sag’, „Du weißt“, sie sind alle nich’ so an die Familie gebunden wie ich. Ne. Ich sag’: „Ihr wisst, wie ich zu meinen Kindern stehe und dass ich viel fort bin.“ Das kann plötzlich sein, die rufen an: „Oma, mir komm’ dich holen“, und dann bin ich fort, nich’. Es sind auch schon viele von den, eben von den älteren, die Wanda, die is’ nich’ entlassen worden, die war noch keine 60 damals, aber dann, wo se 60 wurde, isse auch gegangen und –. Es sind etliche, die über 60 waren, und da leben auch schon manche nicht mehr, nu. Aber es war ä schönes Team, also wir ham schön zusammengehalten (Interview 10, S. 41/42).

Frau Mainert beschreibt sich selbst familienorientiert, sie ist „an die Familie gebunden“. Obwohl sie sich mit ihren früheren Kolleginnen und Kollegen gut versteht, möchte sie an weiteren Treffen nicht teilnehmen, weil die Kinder sie in der Zeit besuchen und einladen könnten. Aus ihrer Sicht sind ihre sozialen Kontakte ausreichend; manchmal möchte sie allein sein und Ruhe haben:

Darum bin ich ganz froh, wenn ich mal alleine bin. Nich’, wenn ich – da kann ich ja jetzt, wo ich hier so gestrickt hab’, da dacht’ ich, ach, das ist doch auch schön. Das is’ wirklich. Ich empfinde das dann auch nich’ so. Freilich, ich kann, wenn ich mir überlege, wenn ich jetzt merken würde, die Kinder ham irgendwie oder gehen mir aus’m Weg, oder die kommen nich’. Nuja, vielleicht würde man da auch schwermütiger. Aber das is’ ja Gott sei Dank (...) (Interview 10, S. 16).

Deutlich wird, wie wichtig die guten Beziehungen zu den Kindern sind. Dies trifft auch auf Frau Neuhaus (Interview 13) zu, die sich auf das Rentnerinnendasein freut:

Ich bin oh mit Freude (...), in Rente gegang’. Konnt’ ich mich so ganz meiner Familie widmen und dann das Haus und mein Mann. Mein Mann schön verwöhn’, wenns so einigermaßen war. Na. Und pflegen (lacht). (...) Nu. Nö. Also, wir machen ja alles zusamm’, was is’, finanziell würd alles aus ein’ Topf genomm’. Und mein Mann is och sparsam. Also, (...), wir gehen och ni so viel aus, und is eigentlich mehr für die Enkelkinder (...). Und ich koche jeden Mittag. Meistens kommt mein Mann heim zum Mittagessen (Interview 13, S. 15).

Frau Neuhaus ist 62 Jahre alt; ihr Mann ist noch erwerbstätig. Die Familie kaufte sich nach der Wende ein Haus. Frau Neuhaus hat vier Enkelkinder im Alter zwischen 12 und 19 Jahren. Eine geschiedene Tochter lebt mit zwei Kindern in derselben Stadt, die andere in einer sächsi-

schen Großstadt außerhalb der Region. Frau Neuhaus betätigt sich als Hausfrau und erledigt die Arbeit in Haus und Garten allein, weil ihr Ehemann aus gesundheitlichen Gründen keine schweren Tätigkeiten verrichten kann. Die familiäre Orientierung beinhaltet ebenso eine starke Partnerorientierung; Außenkontakte werden reduziert:

Also, wir gehen viel wandern. (...) Und meistens mit mei'm Mann zusamm'. Und Bekannte, seltner, weil wie gesagt, wir eben so zeitig immer, das stört unsre Bekannten immer, weil se da so zeitig ofstehn müssen. Und wir woll'n dann wieder lieber dann zeitiger zu Hause sein. Und, und das harmoniert dann irgendwie ni', und da lass' mer das lieber. Da machen wir das so, wie wir das woll'n (Interview 13, S. 27).

Wenn Herr und Frau Neuhaus lieber mit ihren Bekannten zusammen wandern wollten, könnten sie ihre Gewohnheiten ändern. Doch dieses Bedürfnis scheint nicht zu bestehen.

Beide Frauen sind mit ihren sozialen Kontakten und ihren Freizeitaktivitäten zufrieden.¹⁵

4.3.4.4 Sozial zurückgezogen

Sozial zurückgezogen leben zwei der Befragten (Interviews 12 und 18).

Allgemeine Merkmale: Freizeitaktivitäten, die allein und zu Hause ausgeübt werden (lesen, stricken, malen), bestimmen das Bild. Außenkontakte bestehen, werden jedoch weniger häufig und intensiv gepflegt. Geringere Mobilität aufgrund des Alters sowie eine persönlichkeitspezifische Haltung können als Hintergrund für diese Haltung gelten. Beide Frauen beschreiben sich selbst als kulturell anspruchsvoll.

Beispiele: Frau Lohmeier (Interview 18) ist 92 Jahre alt, ledig und kinderlos. Der Kontakt zu einem Neffen und dessen in einer westdeutschen Großstadt lebenden Familie kann als eng bezeichnet werden. Die Befragte fühlt sich an manchen Tagen nicht wohl und verlässt dann lieber nicht das Haus:

A: Ich möchte nich', dass man mir nachsagt, na ja, die kapselt sich ganz ein, und mit der is' e nisch und so. Aber wenn ich mal mich nich' so fühle, nō, da bleib' ich eben zu Hause gemütlich, nich' wahr. Und – aber dass ich dann nun unzufrieden wäre darüber oder so, das Gott sei Dank nich'.

I: Richten Sie sich auch manchmal nach anderen, und sagen, also so möchte ich's nicht oder so?

A: Nee, also mein Kreis is' allerdings natürlich sehr klein geworden (Interview 18, S. 16).

Frau Lohmeier ist klar, dass ihr zurückgezogenes Verhalten negativ interpretiert werden könnte. Man könnte ihr „nachsagen, die kapselt sich ab“. Andererseits ist sie gern zu Hause und liest, löst Kreuzworträtsel oder lernt Englisch und Französisch. Die Befragte besitzt Kenntnisse in diesen Sprachen, weil ihre Mutter Französin war und sie selbst eine Zeit in England lebte. Das zurückgezogene Leben wird mit dem Gesundheitszustand und dem Fakt, dass der Bekanntenkreis in den letzten Jahren kleiner wurde, erklärt. Eine Anpassung an das hohe Alter, mit der Frau Lohmann zufrieden ist, wurde von ihr vollzogen. Ohne Gefühle von Einsamkeit kann die Ruhe genossen werden:

¹⁵ Möglich könnte sein, dass die enge Bindung an die Familie insgesamt gefährdet ist. Eine Enkelin von Frau Neuhaus studiert im Ausland; auch die anderen Enkelkinder planen ein Studium. Es ist nicht sicher, ob sie später in die Region zurückkehren. Die Familie der jüngsten Tochter Frau Mainerts zieht demnächst weg.

Ich geh' zum Beispiel gern auf den Friedhof. Aber nicht aus Rührung oder so, sondern die Stille dort und diese herrliche Natur. Und kein Auto und nichts, ich kann quer durchgehen. Das is' doch was Herrliches (Interview 18, S. 32).

Das Genießen der Natur und der Stille passt zu dem Familienhintergrund Frau Lohmeiers, der als bildungsbürgerlich charakterisiert werden kann. Der Großvater war Direktor eines Gymnasiums. Die Befragte sieht sich in der Tradition ihrer Familie, auch wenn sie selbst nicht studierte, weil die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse dies nicht zuließen.

Über Frau Wicherts (Interview 12) Familienhintergrund liegen keine weiteren Informationen vor, außer dass im Elternhaus auf ein „geistvolles Leben“ geachtet wurde. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg nicht so schlecht gewesen wären, wäre sie nach eigener Einschätzung Musikerin oder Ärztin geworden. Stattdessen erlernte sie den Beruf der Schneiderin und arbeitete später als Köchin. Den Arbeitskolleginnen, die hauptsächlich Arbeiterinnen waren, fühlte sie sich geistig überlegen. Noch vor 1990 zog sie zu ihrem Lebensgefährten von der Stadt in ein nahegelegenes Dorf. Frau Wichert wurde weder vor noch nach der Wende mit den Dorfbewohnern „warm“. Was sie liebt, ist die freie Natur auf dem Land. Die Interviewte hat Kontakte zu Nachbarn und anderen Bekannten, ist kirchlich eingebunden und nahm früher an Reisen teil, die der Pfarrer organisierte. Frau Wichert unternimmt aber auch viel allein:

Das muss ich sagen, ich mache immer gern alleine, ich pampe alleine gerne (lacht). Und, wie gesagt, mein Partner, naja gut. Das is' natürlich 'ne ganz andere Ebene (Interview 12, S. 18).

Frau Wichert erkrankte vor einigen Jahren an Krebs, zudem leidet sie an einer Gelenkkrankheit und an Diabetes. Dennoch ist bei ihr die zu beobachtende soziale Zurückhaltung nicht primär auf den schlechten Gesundheitszustand zurückzuführen. Ihr Selbstbild ist angemessen.

Ja. So ein Typ bin ich eben (lacht). Da lass ich eben die Leute ni zu nah' an mich rankomm, wenn ich denke, nö, das is' ni', das taugt nüsch und fertig (Interview 12, S 17).

Wenn ein sozialer Kontakt „nichts taugt“, geht Frau Wickert auf Distanz. Ein persönlichkeitspezifisches Muster scheint sich hier abzuzeichnen. Möglich ist auch, dass engere Beziehungen für Frau Wichert zu anstrengend sind. So wird das zweistündige Interview als „reichlich für meine Nerven“ (Interview 12, S. 6) bezeichnet.

Zwischen beiden Frauen bestehen große Unterschiede. Der soziale Rückzug kann eine Adaptation an die veränderten Bedingungen und Einschränkungen des höheren Alters sein. Es kann aber auch Ausdruck der sozialen Identität sein. Von sozialer Isolation kann bei beiden Frauen nicht gesprochen werden. Möglich ist, dass in beiden Fällen der soziale Rückzug durch kulturelle Interessen ausgeglichen wird. Alleine sich einer sinnvollen und interessanten Tätigkeit hingeben und dabei einen Gewinn daraus ziehen, schließt sich keinesfalls aus.

4.3.4.5 Suchend

Mehrere Befragte (Interviews 5, 6, 15, 19 und 24) können hier zugeordnet werden. Dabei kann es sich um eine Übergangsphase handeln, die abgeschlossen ist, wenn zufriedenstellende Außenkontakte bestehen.

Allgemeine Merkmale: Die Frauen haben andere Vorstellungen von ihren Aktivitäten und sozialen Beziehungen, als sie tatsächlich realisieren. Ein deutlicher Wunsch nach mehr Kontakten und Aktivitäten bis hin zu pointiert geäußerter Unzufriedenheit sind dabei vertreten. Vier der fünf Frauen leben ohne Partner. Aber auch die „Suchenden“ pflegen Außenkontakte und sind in verschiedener Hinsicht aktiv.

Beispiele: Frau Möhlmann (Interview 19) würde häufiger zu Konzerten fahren, wenn ihr Mann noch lebte. Sich damit abzufinden, alleine zu sein, wird als schwer bewältigbare Aufgabe gesehen. Frau Bauer (Interview 6) wünscht sich in ihrem Dorf einen Seniorenverein, der verschiedene Veranstaltungen und Unternehmungen anbieten sollte:

A: Ach ja, nu', ich find' hier in andern Gemeinden so'n Seniorenverein und so, die unternehmen dann och viel, (...).

I: Fehlt Ihnen das?

A: Ach, nu' ja, mir ne unbedingt, aber ich finde so was schön. (...) Die gehen dann ma' Kegeln oder sind da, ich bin ja o im Sportverein hier, da gehen wir och mal, einmal im Jahr meistens Kegeln und da, wir treffen uns jede Woche zum Sport. Und dann machen ma o mal ne Feier und so. (...) Also, dass ich nischt hab', wo ich da mal, das is' nischt für mich, is' ne mein Ding.

I: Das ist nicht ihr Ding?

A: Nee.

I: Sie müssen da schon Kontakte –

A: Ja, unbedingt.

I: Wollen unterwegs sein.

A: Ja, nich'. O ne bloß die Familie, ich will dann o noch eemal a bissel was andres (Interview 6, S. 13).

Trotz Wunsch nach mehr Freizeitaktivitäten sagen beide Frauen, sie seien im Grunde zufrieden. Frau Bauer fühlt sich im Dorf gut integriert, obwohl sie und ihr Mann Zugezogene sind. In den anderen Fällen ist die Suche nach Veränderung stärker ausgeprägt. Frau Baumeister (Interview 5) wünscht sich mehr Außenkontakte:

I: Also, Sie würden gern, Sie würden gern mehr unternehmen und gern mehr machen?

A: Ja, aber ich – keen Trieb. Keen Antrieb.

I: Ach so.

A: Mmh, das hängt jetzt mit den Depressionen och noch zusammen, also ich hoffe, das wird wieder anders. Denn mit meinem Mann sin' mir och oft, wenn mir Zeit hatten, fortgefahren und so, aber da war ich schon immer bissel schwierig, also schwer fort zukommen, das is' bissel mit drin, der Mentalität (Interview 5, S. 33).

Fehlender Antrieb sowie Depression werden als Hintergrund der Unzufriedenheit gesehen, aber darin auch Ausdruck der „Mentalität“. Gleichwohl wird eine Veränderung erhofft:

Also wenn ich mal so weit bin, bin ich mir sicher, dass ich da och Anschluss finde und dass man hingehen kann und – Sport zum Beispiel und so, dass man das dann annehmen kann. Da gibts bestimmt genügend solche Gruppen. Die ausreichen für die Älteren (Interview 5, S. 36).

Der Befragten geht es nicht nur um mehr Kontakte und Aktivitäten, sondern auch um die Qualität der Beziehungen:

Und wenn die am Telefon (lacht leise), wenn ich mal anrufe, da redet se und redet se, und manchmal sagt se sogar, ich hab' noch gar ne gefragt, wie dir's geht (lacht). Na, das is' manchmal, wo ich denke, immer musste solche erwischen, ja, wahrscheinlich zieht das an, wenn man zuhört. Bin ne sehr mitteilsam von mir aus. Noa, weeß ne, denk' ich immer, bin ich ne. (...) Ja, ne richtsche Freundin (betont). Also, mit – wo man och sich mal richtig öffnen kann. Und die das dann ne glei wieder weiterbringt (Interview 5, S. 45).

Eine asymmetrische Beziehung wird beschrieben: Eine Bekannte redet am Telefon nur von sich und ihren Problemen; die Befragte selbst übernimmt dabei die Rolle einer Helferin und Ratgeberin. Was sie sich dagegen wünscht, ist eine Freundin, der man sich „mal richtig öffnen kann“ – eine intime Beziehung, die auf gegenseitiger Anteilnahme und Unterstützung beruht.

Frau Sonntag (Interview 15) ist seit mehr als zwei Jahren Witwe. Sie sucht nach einer engeren Beziehung zu einer Frau, mit der sie gemeinsam etwas unternehmen könnte:

Eben ni. Das is eben, mir fehlt eben, bloß so, direkt Freundschaften ne, kann ich ni sagen. Ich hab' ja meine Kinder, da kann ich hingeh'n. Meine Enkel, aber. Das is' eben dann en bissel, ich, das is en bissel schwieriger dann. (...) Ni' wahr, so jemanden zu finden, und es is' eben och, viele in mei'm Alter, ich kenne etliche, und es gibt ja so viele allein stehende Frau'n, aber. Und die eene, die hat, die, manchen mangelt's oh am Geld oft ma', mitzufahren oder irgendwohin, noa. Die andern sind eben gesundheitlich ni' mehr so of Takt, noa. (...) Und da, würde ich sagen, ich würde ma' jemanden brauchen, der oft mit mir mal wandern geht oder das oder jenes. Was unternimmt so. Das fehlt mir en bissel. Dann fahr' ich ja bei, bei Bertrams, bei den sind wir früher viel gefahr'n, dieses Reiseunternehmen, da fahr' ich dann oft mal mit ins Theater nach Dresden, Operntentheater (Interview 15, S. 23/24).

Für Frau Sonntag ist es schwierig, eine passende Partnerin für Unternehmungen zu finden. Dabei ist die Erzählende keineswegs isoliert. Sie besucht eine Sportgruppe und geht zu einem Frauenkreis, der für Waisenkinder in Jugoslawien Kleidung strickt:

... und das Stricken hier, was ich Ihnen hier sagte, das is' oh bloß alle vierzehn Tage. Nu' freu' ich mich schon immer. Der Montag is ausgebucht, früh is Sport und Nachmittag is' dort. Na, da hab' ich was vor, noa. Also (...), hab' viel Zeit... (Interview 15, S. 29).

„Der Montag ist ausgebucht“ enthält den Hinweis auf die Orientierung, den Alltag durch Termine zu strukturieren. Solche Termine (wie es bei Frau Pohlmann, Interview 24, festzustellen war) funktionieren als „Angelpunkte“. Doch nur um „Geschäftigkeit“ geht es Frau Sonntag nicht:

Na (...), ich muss wissen, für was und für wen. Ich hab' keene Lust, mich jetzt hinzusetzen und was zu mal'n und dann bloß das so in die Mappe zu schieben. (...) Ni' wahr. Oder, äh, Decken zu sticken oder was weiß, es muss en Sinn ham (Interview 15, S. 27/28).

Etwas malen, nur um es dann „in die Mappe zu schieben“, ist für Frau Sonntag keine sinnvolle Beschäftigung. Sie stellt sich Tätigkeiten vor, die auf ein Ziel ausgerichtet („ich muss wissen, für was ...“) und auf andere Menschen bezogen sind („... und für wen“). In ihrem Zirkel, in dem für einen wohl tätigen Zweck gestrickt wird, sind diese Bedingungen gegeben. In diesem Kreis würde sie sich auch öfter als alle zwei Wochen treffen. Bei Frau Pohlmann (Interview 24) ist es der gedankliche Austausch, der vermisst wird:

Ich könnte stundenlang mit Leuten reden, stundenlang bloß Gelaber, so untereinander. Aber es muss Inhalt haben, ni.' (...) Ich möchte' auch gerne manchmal noch was lernen, was dazu lernen.

Oder diskutieren, Sachen diskutieren. Wenn man arbeiten geht, dann kann man einfach, wenn man frühmorgens kommt, sagen: „Mensch, Leute, haste in der Zeitung gestern gesehn, diesen Quatsch, was die sch-, was sagst denn du dazu?“ Das ist das, was mir fehlt. (...) Man kann sich nicht mehr austauschen. Ja, und man muss das, was man hat, verarbeiten, und da ist ja manchmal, is’ man ja ni’ zufrieden. Man will ja mehr, und da ist niemand da (Interview 24, S. 40/41).

Frau Pohlmann ist ledig, und wie Frau Sonntag und Frau Baumeister, allein stehend. Diskussionen und Gespräche, die einen Inhalt haben, werden von ihr vermisst. Damit wird ein geistiger Anspruch formuliert, der über alltäglichen small talk – über das Wetter oder das allgemeine Befinden – hinausgeht. Sie möchte „was dazulernen“.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die einzelnen Befragten mit ihrer Suche unterschiedliche Ziele verbinden. Solche sind:

- Mehr Aktivitäten und Unternehmungen
- Gedanklicher Austausch, bei dem man „etwas lernen“ kann
- Partnerinnen für gemeinsame Wanderungen und Unternehmungen
- Strukturierung des Alltags
- Den Alltag mit sinnvollen Tätigkeiten gestalten, die ein Ziel haben und auf andere Menschen bezogen sind
- Eine vertrauensvolle Beziehung, in der man sich gegenseitig austauschen kann.

4.3.5 Zusammenfassung und Diskussion

Vorausgehend wurde dargestellt, dass und wie die befragten Rentnerinnen unterschiedlich mit Zeit umgehen. Für Frauen in der Erwerbsphase bieten die festgelegten Arbeitszeiten oder -aufgaben, der Arbeitsweg und die notwendigen Hausarbeiten die äußere Vorgabe für die Strukturierung von Zeit. Diese Vorgaben im Zusammenhang mit der Erwerbsarbeit existieren im Ruhestand nicht mehr.

Ein Teil der älteren Frauen empfindet diesen Wegfall als gewonnene Freiheit und genießt es zum Beispiel, auszuschlafen oder ausgiebig zu frühstücken, auch wenn dabei gelegentlich ein Widerspruch zu sozialen Normen („Geschäftigkeitsethik“) empfunden wird.

Andere Rentnerinnen distanzieren sich von einer solch offenen Tagesgestaltung. Ihnen sind Strukturvorgaben wichtig, um sich nicht im Tag zu verlieren, nicht „rumzutrudeln.“ Selbst gesetzte oder vorgegebene Zeitstrukturen sollen dabei nicht zu leerer Geschäftigkeit führen, sondern als sinnvoll empfunden werden.

Bei der Rekonstruktion von Lebensstilen müssen die unterschiedlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden, die Gestaltungsmöglichkeiten begrenzen oder eröffnen. Positive Bedingungen sind unter anderem ein ausreichendes Einkommen, relativ gute Gesundheit und die Möglichkeit, ein Auto zu fahren. Negative Rahmenbedingungen bestehen bei einem geringen Einkommen, gesundheitlichen Beeinträchtigungen, Ängsten vor Unfällen. Die Aufgabe, vor der sich die älteren Frauen gestellt sehen, ist die Anpassung an diese Bedingungen. Auf diese Art und Weise bildet sich ein Lebensstil heraus, der einen Prozesscharakter besitzt. Rekonstruiert wurden fünf Verhaltens- und Beziehungsmuster:

- Bürgerschaftlich engagiert
- Aktiv, reiselustig, kontaktfreudig
- Familienbezogen
- Sozial zurückgezogen
- Suchend.

Ein Muster liegt vor, wenn das rekonstruierte Merkmal über eine Persönlichkeitsspezifik hinausgeht. Sich sozial zurückzuziehen, kann sowohl eine Anpassung an altersbedingte Einschränkungen beinhalten (Interview 18) als auch der eigenen Persönlichkeit entsprechen (Interview 12). Gleichwohl wird hier von einem Muster ausgegangen, da dies eine weniger weitreichende Interpretation erfordert als im Falle einer Persönlichkeitsspezifik. Keineswegs muss immer soziale Isolation und Einsamkeit vorliegen, da Kontakte auch per Telefon aufrechterhalten werden können und der Alltag allein gewinnbringend gestaltet werden kann. Von resignierten älteren Frauen kann keine Rede sein. Ein professioneller Interventionsbedarf würde nur vorliegen, wenn die Frauen selbst ihre Situation als problematisch empfinden.

„Bürgerschaftlich engagiert“ und „aktiv, reiselustig, kontaktfreudig“ zu sein, deutet auf eine produktive Bewältigung des Ruhestands hin. Bürgerschaftliches Engagement geht mit einer Selbstverpflichtung vor einem bestimmten biografischen Hintergrund einher. Es kann der vorübergehenden Krisenbewältigung dienen, aber auch bis ins hohe Alter bestehen bleiben.

Ein Ehrenamt bietet etliche Möglichkeiten der Geselligkeit und des sozialen Austauschs. Überschneidungen mit dem Muster „aktiv, reiselustig, kontaktfreudig“ sind möglich, aber nicht vorauszusetzen. Die familienbezogenen Frauen haben auch Kontakte außerhalb der Familie, setzen ihren Schwerpunkt jedoch innerhalb derselben. Die für gute Beziehungen aufgewendete Kraft und Energie zahlt sich mit einem guten Lebensgefühl für sie aus; sie erleben ihre Situation als befriedigend. Wenn sich die Bedingungen jedoch ändern, etwa durch den Wegzug der Kinder oder Enkel, stellt sich die Frage, ob sie dieser Veränderung gewachsen sind und den Wegfall der Beziehungen kompensieren können. Hier entsteht möglicherweise Interventionsbedarf in Form von Beratung und Zielfindung. Gleiches gilt auch für die „Suchenden“, die noch kein passendes Muster gefunden haben.

5 Krankheit, Pflegebedürftigkeit und der Tod von Eltern, Schwiegereltern und Ehemännern

5.1 Vorbemerkung

Dieses Kapitel ist den Auswirkungen der Pflege kranker Angehöriger auf die Biografien älterer Frauen gewidmet.

Mehrere Frauen berichten von schweren Krankheiten wie etwa Krebs.¹⁶ Krankheiten können vorübergehend zu Pflegebedürftigkeit führen und dabei die eigene Partnerschaft oder das Verhältnis zu erwachsenen Kindern auf die Probe stellen. Hilfebedürftigkeit und Abhängigkeit müssen psychosozial bewältigt werden. Wenn die Frau den Haushalt mit einem Partner teilt, stellt sich die Frage nach dessen Verlässlichkeit (siehe Interview 12). Auch die Beziehung zu den Kindern kann Probleme aufwerfen, zum Beispiel, wenn die Tochter sehr betroffen auf die Krebserkrankung der Mutter reagiert (siehe Interview 3). Die Krankheit führt dem Betroffenen die Möglichkeit baldigen Sterbens vor Augen; die Endlichkeit des Lebens wird bewusst. Das kann mit Ängsten verbunden sein, der verbleibenden Lebenszeit eine andere Bedeutung verleihen und die Frage nach dem Wichtigen im Leben stellen.

Die Pflege der eigenen Mutter, Schwiegermutter oder anderer Angehöriger gehört bei nahe zu einer weiblichen Normalbiografie. Offen ist, wann dieses Ereignis eintritt, ob die Pflege selbst übernommen wird und wie tief der Einschnitt in den eigenen Lebenslauf hineinreicht. Die Pflege von Angehörigen kann so intensiv und andauernd sein, dass sich die Tochter völlig dieser Aufgabe widmet, auf Berufsarbeit verzichtet und eine Belastung der eigenen Ehe in Kauf nimmt (siehe Interview 12). Aber auch eine kürzere Pflege bringt große Belastungen mit sich, zum Beispiel, wenn die Mutter unter der Alzheimer-Krankheit leidet (Interview 25). Die Pflege kann mit anderen wichtigen Verpflichtungen kollidieren wie der Teilnahme an einer Umschulung des Arbeitsamts. Die Klärung der Frage, ob die schwere Arbeit der Pflege innerhalb der Familie übernommen werden kann, kann mitunter psychosoziale Beratung erfordern. Sozialpolitisch ist es von großer Bedeutung, wie sich in der Region die Voraussetzungen für die Familienpflege verändern. Je mehr jüngere Menschen aus der Region abwandern, umso weniger Frauen wird es einige Jahrzehnte später geben, die die Fürsorge für Familienangehörigen übernehmen. Aber auch bei stationärer Pflege entstehen Beziehungsprobleme, ein „schlechtes Gewissen“ kann belasten. Auch dann kommt den Beziehungen zwischen Heimbewohnern und Kindern oder Enkeln eine große Bedeutung zu.

Schwere Krankheiten des Partners bringen weitere psychosoziale und körperliche Belastungen mit sich. Lebensbedrohliche Krankheiten führen den Betroffenen die Gefahr des Verlustes des Partners vor Augen. Gemeinsame Unternehmungen finden nur noch eingeschränkt statt; der Partner bedarf einer besonderen Fürsorge oder Pflege.

Noch einmal verändert sich die Situation, wenn die Gefahr des Partnerverlustes zur Gewissheit wird. Mann und Frau müssen dies auf ihre Art bewältigen. Die Pflege eines Sterbenden kann die Betreffende so stark an die Wohnung binden, dass soziale Isolation entsteht. Ein nicht weniger kritisches Lebensereignis stellt auch der plötzliche und unerwartete Tod des Ehemanns dar (siehe Interview 14).

16 Krebs ist, nach Krankheiten des Herz-Kreislaufs-Systems, die zweithäufigste Todesursache in Deutschland.

Nach dem Tod des Partners stehen die Frauen vor der Aufgabe, seinen Verlust zu bewältigen. Alte Beziehungen zu befreundeten Ehepaaren können verloren gehen, der Alltag verlangt nach einer neuen Strukturierung. Mitunter fehlt ein sozialer Ort zur Äußerung von Trauer, da viele Menschen auf die entsprechende Situation befangen reagieren. Hilfebedarf kann entstehen. In traditionellen Gesellschaften ist es meist durch religiös geprägte Rituale und Normen geregelt, wie man mit Trauernden umgeht. Diese Rituale und Normen verlieren in der modernen Gesellschaft zunehmend an Bedeutung. Die Begleitung von Trauernden ist individualisiert.

Bei den meisten Befragten handelt es sich mithin um eine prägende Phase in ihrem Leben. Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, in welcher biografischen Situation sich die Pflegenden befinden – eine Thematik, die in der Gerontologie und in der Frauenforschung bisher nur unvollständig betrachtet wurde. Dargestellt werden unterschiedliche Pflegeverläufe, die parallel zu den Krankheitsverlaufskurven (vgl. Schütze 1984) der zu pflegenden Mütter und Schwiegermütter stattfinden. Auch in der DDR waren Pflege von Angehörigen und Erwerbsarbeit schwer zu vereinbaren. Es sind immer wieder die Frauen, die sich moralisch zur Pflege verpflichtet fühlen. Die eigene Mutter oder Schwiegermutter zu pflegen, ist eine Selbstverständlichkeit und wird als Aufgabe vor allem dann empfunden, wenn diese zuvor in Haushalt und Kinderbetreuung eine unentbehrliche Hilfe war. In einigen Fällen wurden die Angehörigen zwar nicht von den Befragten gepflegt, jedoch regelmäßig betreut. Auch die Betreuung kann mit physischen und psychischen Belastungen verbunden sein.

Die Themen Krankheit, Pflegebedürftigkeit und der Tod von Eltern und Schwiegereltern wurden in den Interviews nicht systematisch abgefragt, so dass ein eher zufälliges Datenmaterial vorliegt. Allerdings zeigte sich bei der Auswertung, dass es sich hier um ein wichtiges Thema handelt. 15 von 26 Befragten gehen mehr oder weniger ausführlich darauf ein – oft, ohne dass danach gefragt wurde. Auch wenn in den elf restlichen Interviews das Thema nicht erwähnt wurde, bedeutet dies nicht, dass es für diese Befragten irrelevant wäre.

Acht Frauen leisteten Pflegearbeit für ihre Eltern oder Schwiegereltern¹⁷. Zwei Interviewte betreuen zur Zeit des Interviews ihre Schwiegermutter, eine davon auch ihre Mutter¹⁸. Die Mutter einer der Befragten lebte bis zu ihrem Tod im Altenheim. Ihre Tochter besuchte sie dort regelmäßig. Fünf weitere Frauen erwähnen den Tod der Mutter, ohne dass sie näher darauf eingehen, wie sie diesen erlebt haben. Doch die persönliche Betroffenheit ist deutlich. Eine interviewte Lehrerin erwähnt, dass sie Unterstützung von ihren Kollegen und Kolleginnen erhielt, als ihre Mutter starb. Von einer Befragten war zu erfahren, dass deren Mutter in ihrer Wohnung starb.

5.2 Zur Pflege durch Familienangehörige in Deutschland

Nach der gesetzlichen Definition der Pflegebedürftigkeit, wie sie im Sozialgesetzbuch XI formuliert ist, wird unter anderem eine voraussichtliche Dauer der Hilfebedürftigkeit von mindestens sechs Monaten vorausgesetzt. Dies mag versicherungsrechtlich sinnvoll sein, ist jedoch inhaltlich nicht zu rechtfertigen. Danach wäre zum Beispiel ein krebserkrankter Mensch

¹⁷ In einem dieser Fälle pflegte der Ehemann hauptsächlich, da er bereits Rentner war, während die Ehefrau noch arbeitete.

¹⁸ Betreuung meint die Erledigung von Hausarbeiten und soziale Pflege.

mit einer Lebenserwartung von fünf Monaten nicht pflegebedürftig. Dabei unterscheidet sich kürzere Pflege nicht grundsätzlich von längerer. Aus diesem Grund wurden im Folgenden auch kürzere Pflegezeiten mit einbezogen, zum Beispiel nach einer schweren Operation oder im Endstadium von Krebs.

In Deutschland existieren nach Angaben des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung 1,81 Millionen Pflegebedürftige nach den Kriterien des SGB XI, von denen 1,28 Millionen in Privathaushalten versorgt werden. Drei Viertel aller pflegebedürftigen Personen hat das Alter von 65 Jahren überschritten (vgl. Maly 2000, S. 15). Während von den 65- bis 79-Jährigen einer von acht pflegebedürftig ist, sind es bei den 80-Jährigen und älteren vier von zehn Personen (vgl. Buijssen 1996, zitiert nach Maly 2000, S. 15).

Die biografische Bedeutung der Thematik lässt sich durch diese Zahlen nicht ausdrücken. Vermutlich ist der größere Teil der Bevölkerung mindestens einmal in seinem Leben über eine kürzere oder längere Zeit pflegebedürftig. Darüber liegen allerdings keine Zahlen vor. Die meisten Menschen dürften einmal mit der Pflegebedürftigkeit eines Eltern- oder Schwiegerelternanteils konfrontiert werden, unabhängig davon, ob die Pflege selbst übernommen wird oder nicht. Wenn der Ehepartner des Pflegebedürftigen dazu in der Lage ist, wird er in den meisten Fällen die Betreuungsarbeit übernehmen. Wenn dies nicht der Fall ist, übernehmen vielfach die Töchter oder Schwiegertöchter die Pflegetätigkeit.

Von Interesse ist dabei weniger das „Töchter-Pflegepotenzial“ (Rückert 1997, S. 16, zitiert nach Maly 2000, S. 7) als die biografische und lebenspraktische Bedeutung von Krankheit und Pflegebedürftigkeit eines Eltern- oder Schwiegerelternanteils. Nach Beck-Gernsheim (1993, zitiert nach Maly 2000, S. 9-10) werden Hilfe und Pflege für ältere Angehörige zunehmend Teil der Normalbiografie von Frauen. Aus einer Erhebung von Infratest (vgl. Maly 2000, S. 9) ergibt sich, dass die Mehrzahl der Hauptpflegepersonen 40 Jahre alt oder älter ist und die meisten von ihnen Kinder über 18 Jahre haben. Die Pflege findet als typische lebenszyklische Situation in der nachelterlichen Phase statt. In welcher biografischen Situation Pflege notwendig wird, welche psychischen und körperlichen Belastungen damit verbunden sind und welche Folgen dies für die weitere biografische Entwicklung der Pflegenden hat, ist im nächsten Kapitel Thema.

5.3 Zur biografischen Situation und Entwicklung der pflegenden Frauen

Von den acht Frauen, die berichten, Eltern oder Schwiegereltern gepflegt zu haben, standen sieben bei Eintreffen dieses Ereignisses noch im Beruf. Eine Frau war arbeitslos, absolvierte jedoch gerade einen Lehrgang. Die Pflege ging in den meisten Fällen mit einer erheblichen Veränderung des bisherigen Lebens einher.

Beispiel 1: Frau Wichert. Die Befragte (Interview 12) ist 1939 geboren; während ihrer Kindheit erlitt sie durch einen Unfall einen Wirbelsäulenschaden. Sie lernte den Beruf der Herrenmaßschneiderin und arbeitete nach der Lehre in einer Textilfabrik. 1968 gab sie ihren Beruf auf, um ihre Eltern und ihren behinderten Bruder zu pflegen. Sie war damals verheiratet, hatte aber keine Kinder:

Und da hat mich sozusagen die Familie gebraucht. Und war so im Prinzip dann, zu DDR-Zeiten ein Halb-, ein Halbtagsverdienst, was ich für meine Mutter als Pflegegeld kriegte. Mein Vater war dann bald gestorben, siebzig, ja, bis achtundsechzig war ich im Bekleidungswerk, nu. Und siebzig

starb der dann. Dreiundachtzig starb, dreiundsiebzig starb dann meine Mutter. Und da hatt' ich dann noch mein' Bruder zu versorgen, und da bin ich dann wieder halbtags arbeiten gegangen (Interview 12, S. 2).

Frau Wichert stellt ihr Leben in den Dienst der Familie. Das geht mit finanziellen Einbußen einher (das Pflegegeld entsprach einem halben Gehalt) und war mit besonderen Belastungen verbunden. Die Ehe wurde in der Zeit der intensiven Betreuung der Eltern geschieden. Offen bleiben muss, ob es eine Folge dieser außerordentlichen Belastung war. Der Vater starb 1970 an Kehlkopfkrebs. Als auch die Mutter drei Jahre später verstarb und einzig der Bruder zu betreuen war, erfolgte der berufliche Wiedereinstieg auf einem niedrigeren Niveau. Die Pflege bedeutete auch, dass Frau Wichert persönliche Wünsche und Träume nicht realisieren konnte:

Und, äh, wie gesagt, da, ähm, konnt' ich mir eigentlich keine Höhenflüge vornehmen. Ich war zwar ... hab' immer of dem, in Gedanken immer of dem Ross gesessen, ich will mir die Welt ansehen, aber ich dacht', dann könn' die ja daheeme ohne mich nüscht anfang'. (...) Also blieb ich zu Hause. Das war so, woll'n wir mal sagen, mehr eine (räuspert sich), eine humanistische Einstellung, dass ich da mich hab' zur, ni' in die Welt begeben (Interview 12, S. 3).

Wegen der starken Bindung an das Elternhaus, aus einer „humanistischen Einstellung“ heraus, konnte der Wunsch, sich „die Welt anzusehen“, nicht verwirklicht werden. Diese Einstellung bedeutete auch, dass längere Zeit mit einem geringen Einkommen und dem DDR-Pflegegeld ausgekommen werden musste. Die Betreuung der Eltern brachte schließlich gesundheitliche Folgen mit sich:

Ich hab' die ganz alleine gepflegt. Ich hab' meine Mutter im Rollstuhl gefahren. Ich hab' meinen Bruder im Rollstuhl gefahren. Also, ne ja, und dann eine angeknackte Wirbelsäule dabei. (...) Also, da könn' Sie sich ja denken, dass ich dann doch gesundheitlich, wenn ich immer sag', wenn ich froh war, wie die Arbeitslosigkeit kam (Interview 3, S. 13).

Wegen dieser gesundheitlichen Beeinträchtigungen war Frau Wichert „froh“, 1990 dann arbeitslos zu werden. Damit reichen die eigenen gesundheitlichen Beeinträchtigungen durch Pflege weit über das Ende der Pflegephase hinaus. Da der Arbeitslosigkeit eine Halbtagsbeschäftigung vorausging, ist die Arbeitslosenunterstützung entsprechend gering. Dieser Hintergrund legt die Annahme nahe, dass Frau Wichert die eigenen Bedürfnisse denen ihrer Herkunftsfamilie unterordnete.

Frau Wicherts aufopfernde Pflege von Eltern und Bruder ist sicherlich eine Ausnahme. Deutlich wird aber, mit welch hohem biografischen Einsatz Pflege verbunden sein kann. Mehrere Bedingungen trugen dazu bei, dass die Pflege der Angehörigen eine solche herausragende Bedeutung erhielt. Die Pflege von Schwerbehinderten wie der Mutter und dem Bruder, die beide im Rollstuhl saßen, ist mit Sicherheit stark belastend. Dabei war Frau Wichert selbst seit ihrer Kindheit behindert. Überdies war sie noch relativ jung, als sie mit der Pflege ihrer Angehörigen begann.

Beispiel 2: Frau Neuhaus. Die Interviewte (Interview 13) musste sich um Mutter und Stiefvater kümmern, als die eigenen Kinder größer waren. Sie arbeitete zu diesem Zeitpunkt halbtags als Sekretärin bei einer Gewerkschaft. Der Stiefvater wurde später in einem Altenheim betreut, weil er offenbar an Alzheimer litt und professionelle Pflege benötigte. Die Mutter wurde weiterhin von Frau Neuhaus gepflegt:

- I: Und haben Sie da irgendwelche Unterstützung gekriegt? Vom Staat vielleicht sogar?
- A: Da kam ene Zeitlang ene Schwester, und als dann festgestellt wurde, dass meine Mutter eben – hoffnungsloser Fall war, da kam dann ni' ma' die Schwester mehr ins Haus.
- I: Ach so?!
- A: Also, da war dann gar nichts mehr. Ich musste se dann noch füttern und, und, äh, windeln und, äh, war, war wirklich schlimm.
- I: Und da warn Sie nebenbei noch arbeiten?
- A: Da war ich arbeiten. Nu. Aber och bloß halbtags. Nu, also, das war wirklich 'ne schlimme Zeit damals. Aber, ich will e' ma' sagen, das is' alles so selbstverständlich gewesen. Sie hat mir geholfen. Ich hab' ihr geholfen. Und es war alles, es lief eigentlich alles ganz gut. Also, (...), und mein Bruder war in Leipzig, der konnte mir oh ni' helfen und die Schwägerin, die könn' ja ni' jeden Tag hierher komm' oder so. Also, das hat mich zwar och sehr belastet damals, och seelisch, weil man steht ja och da und kann nichts machen (Interview 13, S. 9/10).

Die Pflege verband sich mit erheblichem Aufwand und schwerer Arbeit. Da Frau Neuhaus – halbtags – berufstätig war, war sie einer Doppelbelastung ausgesetzt. Bei der Mutter handelt es sich um einen „hoffnungslosen Fall“. Erschwerend kam hinzu, dass die Unterstützung durch die Krankenschwester entfiel. Frau Neuhaus empfand diese Diagnose wohl als psychisch belastend: „Man steht da und kann nichts machen.“ Eine Unterstützung durch den Bruder schloss sich aus, da er zu weit entfernt wohnte.

In den beiden geschilderten Fällen waren die pflegenden Frauen jüngeren Alters. Andere standen bereits am Ende ihres Berufslebens.

Beispiel 3: Frau Schuhmacher: Die Probandin (Interview 21) war 60 Jahre alt, geschieden und Mutter zweier erwachsener Kinder. Die Kinder wohnten damals in der Wohnung der Mutter:

Na, man hatte schon noch seinen Trubel, ja, noa. Nu' gucken se an. Meine Mutter war ja dann ins Krankenhaus gek- (schluckt) gekommen. Na, das war ja erschit im – warte mal, ich war mitn – ich war off, ja ich war off Urlaub im Erzge- im Sandsteingebirge, und ich kam wieder, und da sagten die: „Heu, erschreck ne“, sagte meine Mutter, „ich hab' een kleenen Schlag gehabt. Und die Beate im Haus, die hat sich um mich gekümmert, die hat mer's Essen von der Schule mitgebracht, und mir wollten dich aber ne – du solltest die 14 Tage Urlaub ham.“ Naja, und dann gings abwärts mit meiner Mutter, nu. Dann kam se ins Krankenhaus und so weiter, und da hab' ich das eben dann so ganz – (Interview 21, S. 20).

Ne Frau im Hause, die machte Heimarbeit, die kam um zehne rum, wenn se frühstückte, zur Mutter hoch gucken, ob Mutter gegessen hatte. Die hatt' ich mir dann zu mir in meine Wohnung rüber genommen, die Mutti, wo se aus'm Krankenhaus war. Und hab se, bis se dann gesagt hat, ich sage: „Mutti“, sag' ich, „wenn du ni' mehr kannst, wenn ich ni' mehr gehen sollte, dann sag' mir das bitte.“ Ich hatte ja Genehmigung, dass ich halbtags bloß gehen brauchte. Und, na ja, kurz vor Weihnachten sagt se mir: „Also du, ich bin heute bald umgefallen, ich, oder ich konnte ni' mehr.“ Ich hatte ja dann 'n Nachtstuhl in der Schlafstube stehn, damit se ne runter braucht. Und da sag ich: „Mutti, halt die zwee Tage noch aus, is' glei Weihnachten.“ Naja, und 'n dritten Feiertag, zweiten Feiertag isse dann gestorben. Als wenn ses schon gewusst hätte, noa. Na, und dann bin ich eben wieder arbeiten gegangen (Interview 21, S. 20-21).

Ich war – nu, seit '83 war ich Rentnerin, noa. Und da war ich ja froh, dass meine Mutter, die musst' ich, was heeßt, die, die war aus dem Krankenhaus wegen Krebs, und dann kriegt ich se aber nach Hause und hab' dann bloß halbtags gearbeitet. Und hatte aber – und hab' se aber dann, na, sie starb dann, wenn denn? Im Dezember, Weihnachten, nach Weihnachten starb se, schon '83 isse

gestorben im Dezember und '83 im Februar hab' ich Rente gekriegt. Also, sonst wär' ich 'n Sozialfall geworden. Nu. Ja und dadurch, dass ich '83 Rentnerin wurde und noch gesund war, hab' ich ja die sechs Jahre noch arbeiten können (Interview 21, S. 2).

Anhand der drei Ausschnitte lässt sich eine Verlaufskurve rekonstruieren. Zunächst wird Frau Schumacher die Erkrankung der Mutter verheimlicht, um ihren Urlaub nicht zu stören. Die Mutter selbst spricht von einem „kleinen Schlaganfall“. Nach Frau Schuhmachers Rückkehr kommt die Mutter ins Krankenhaus. Von dort wird sie mit der Diagnose Krebs entlassen. Wahrscheinlich schätzten die Ärzte die Patientin als unheilbar ein, darüber wird im Interview aber nichts ausgesagt. In der nächsten Phase versucht die Interviewte, Pflege- und Halbtagsarbeit miteinander zu vereinbaren. Dies gelingt bis kurz vor Weihnachten. Dann tritt eine Verschlechterung des Gesundheitszustands der Mutter ein, bis die Kranke am zweiten Weihnachtsfeiertag stirbt. Der dritte Abschnitt enthält den Hinweis auf eine wichtige Rahmenbedingung. Frau Schuhmacher war zwar Rentnerin, arbeitete aber noch etliche Jahre weiter. Dies war zu DDR-Zeiten nicht ungewöhnlich. Man konnte mit der Rente und einem Zuverdienst rechnen. Wäre Frau Schuhmacher nicht bereits Rentnerin gewesen, sähe ihre materielle Situation schlechter aus.

Weitere Beispiele: Wie anders gestaltete sich die biografische Situation von Frau Bauer, die aus einer Landwirtsfamilie stammt und mit der Mutter zusammen auf dem eigenen Hof lebte. Als die Familie sich ein Haus in einem anderen Dorf baute, wollte Frau Bauers Mutter nicht mit umziehen. Sie war bereits über 80 Jahre und an Diabetes erkrankt. In diesem Fall übernahm Herr Bauer, der schon Rente bezog, einen Teil der Pflege; Frau Bauer selbst war noch berufstätig. Den Umzug der Tochter erlebte die Mutter nicht mehr. Nachdem sich ihr Gesundheitszustand verschlechterte und ihr ein Bein amputiert werden musste, starb sie vier Wochen nach der Operation.

Auch Frau Maier (Interview 25) durchlebte die Phase der Pflege nach 1990. Die Befragte ist verheiratet und hat einen Sohn. Bis 1991 arbeitete sie als Disponentin in einem Großhandel; später wurde sie arbeitslos.

... ich wurde arbeitslos, und mein Vater ist am Heiligabend gestorben. Das ist, hat schon Eindrücke hinterlassen und, ja, und die Mutter und die Schwiegermutter dann in einem Jahr. Das macht schon, da kriegt man schon een bisschen Krisen. Aber das ist der Lauf der Dinge, damit muss man och fertig werden (Interview 25, S. 12).

Mehrere belastende Lebensereignisse („critical life events“) treffen innerhalb von ein, zwei Jahren zusammen. Die Entwicklung beginnt mit der Arbeitslosigkeit, setzt sich mit dem Tod des Vaters und der Pflege der an Alzheimer erkrankten Mutter fort. Schließlich verliert Frau Maier diese und auch die Schwiegermutter.

Na ja, ich muss Ihnen noch dazu sagen, ich hatte meine Mutter hier noch zur Pflege, das fing an, wo ich meinen ersten Lehrgang gemacht habe. Meine Mutter hatte Alzheimer. Ich weeiß ni', wer das ni' kennt, der kann sich das wahrscheinlich ni' vorstellen, und ich hab's Beste draus gemacht, aber, äh, ich konnt', ich konnte ni'. Ich war in dem Moment gehandikapt, ich konnte ni, ich musste für sie da sein. (...) Ne wahr, und das, das war eben das Problem, nu. (...) Wie gesagt, ich habe meine Mutter gepflegt, das, das, das war hart (Interview 25, S. 3).

In diesem Fall mussten die Pflege der Mutter und der Besuch eines Lehrgangs, der aus der Arbeitslosigkeit führen sollte, miteinander vereinbart werden. Einen Angehörigen zu versorgen, der unter der Alzheimer-Krankheit leidet, ist mit besonderen psychischen Belastungen

verbunden. Frau Maier musste in einem relativ kurzen Zeitraum mehrere Schicksalsschläge verarbeiten.

Diskussion der Daten: Die Beispiele zeigen, wie unterschiedlich Pflege und Pflegebedingungen sein können. Von einer „typischen“ Pflege kann nicht gesprochen werden. Die Pflege von Eltern und Schwiegereltern ist eingebettet in einen biografischen Verlauf und eine konkrete soziale Ausgangssituation. Mehrere kritische Lebensereignisse können zusammenreffen.

Dennoch lassen sich allgemeine Schlussfolgerungen ziehen: Vor und nach der Systemtransformation gestaltet sich die Vereinbarkeit von Pflege und Erwerbsarbeit als äußerst schwierig. Beides lässt sich nur mit Einschränkungen oder gar nicht miteinander vereinbaren. Viele der betroffenen Frauen können höchstens eine Halbtagsstätigkeit ausüben. Eine Entscheidung für Erwerbstätigkeit ist damals wie heute eine gegen die Pflege der Angehörigen. Im Resultat entsteht eine strukturell bedingte Benachteiligung von Frauen im Berufsleben.

Eine Bedingung für die Familienpflege ist die räumliche Nähe zu den zu versorgenden Angehörigen. Meist leben die Mütter oder Schwiegermütter mit den Töchtern oder Schwiegertöchtern in einer Wohnung, im gleichen Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft. Das heißt auch, dass einer größeren Mobilität – etwa einer beruflich erforderlichen Abwanderung – ein Riegel vorgeschoben ist. Dabei geht der Wunsch, die Mutter oder Schwiegermutter zu pflegen, meist von den Frauen selbst aus.

5.4 Erwartungen und Motivationen im Zusammenhang mit Pflege

Familiäre Hilfe

Für einen Teil der Frauen war es selbstverständlich, die Pflege von Angehörigen auf sich zu nehmen. Frau Mainert (Interview 10), 1930 geboren, arbeitete selbst in der ambulanten Altenpflege:

Ich hab' meine Schwiegereltern auch hier bei mir in der Wohnung gehabt, die hab' ich gepflegt bis se gestorben sind, alle beide. Nee, mein Mann, der war auch nicht dafür, da hatt' ich auch keine Hilfe an ihm. Der wollte sie ins Altenheim schaffen. Ich sag', so weit kommt's, ich sag', ich geh' andere alte Leute betreuen, und die Eltern schaff' ich ins Altenheim, sag', du, bei dir scheint's ne ganz zu stimmen. Ich sag', so lang' ich se betreuen kann, betreu' ich se. Ich sag', und du machst ja sowieso nichts, ne. Und es war auch so, also mein Schwiegervater, der hat immer gesagt, du bis' ne mein Kind, die is' mein Kind. Also ich war das Kind (Interview 10, S. 31).

Dargestellt wird hier die Auseinandersetzung mit dem Ehemann, der seine Eltern ins Altenheim bringen will. Das Selbstzitat „du, bei dir scheint es nicht ganz zu stimmen“ verweist darauf, dass die Übernahme der Pflege nicht infrage gestellt wird. Für die Befragte wäre es ein gravierender Widerspruch, von Berufs wegen alte Menschen zu betreuen, die eigenen Schwiegereltern jedoch in ein Altenheim zu geben. Frau Mainert setzt sich gegenüber dem Ehemann durch. Da sie die Hauptlast der Pflege trägt, nimmt sie auch das Recht für sich in Anspruch, diese Entscheidung allein zu treffen. Später erwähnt Frau Mainert, dass ihr Mann alkoholkrank ist. Sie entstammt einer Bauernfamilie, die der deutschen Minderheit in Ungarn angehörte und nach dem Zweiten Weltkrieg das Land verlassen musste. Die bäuerliche Herkunft und Tradition der gegenseitigen Unterstützung in einer Großfamilie bilden möglicherweise den Hintergrund für die Entscheidung, die Pflege der Schwiegereltern zu übernehmen.

Frau Bauer (Interview 6) stammt ebenfalls aus einer Bauernfamilie, ihr Hof wurde an eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft übergeben:

Ja, (...) wir ham ja zusammengelebt mit der Mutter, und die hat die Kinder bekocht und gemacht. Da hatt' ich keene Sorgen, und es war immer jemand zu Hause. Keene Sorgen mit Schlüssel oder Haustür, oder – da war nischt, und es musste ja o ni' immer zugeschlossen werden zu der Zeit. (...) Ach nu ja, reden ma schon aber – was passiert und so, das ja, aber ich hätte meine Mutter nich' ins Heim gegeben und, ich weiß nich', wie's mit uns werden wird. Und will das jetz' och noch ni' wissen (Interview 6, S. 30).

Auch hier setzt sich das Modell der bäuerlichen Großfamilie fort. Herr und Frau Bauer konnten berufstätig sein, weil die Mutter die Sorge für die Kinder übernahm. Dadurch entstand eine moralische Verpflichtung zur späteren Pflege. Frau Bauer ist sich jedoch nicht sicher, ob dieses Muster noch gültig sein wird, wenn sie und ihr Mann eines Tages pflegebedürftig werden sollten.

Innerhalb der Familie zu helfen scheint auch in anderen Fällen, zum Beispiel bei Frau Neuhaus (Interview 13), der entscheidende motivationale Hintergrund dafür zu sein, die Pflege von Angehörigen zu übernehmen:

I: Und hatten Sie noch irgendwie Unterstützung in der Zeit? So durch Ihre Mutter, sagten Sie –

A: Ja, erst durch meine Mutter und dann musste ich ja meine Mutter pflegen, also, wo die Kinder noch'n bisschen größer war'n, da wurde se dann schwer krank (Interview 13, S. 9). ...

A: Sie hatt' mir geholfen. Ich hab' ihr geholfen. Und es war alles, es lief eigentlich alles ganz gut (Interview 13, S. 10).

Aufenthalt im Altenheim vermeiden

Eine weitere Pflegemotivation entsteht darüber, die Eltern oder Schwiegereltern vor einem Heimaufenthalt bewahren zu wollen:

Weil, ich weef es ja ni', wie das heutzutage is'. Aber früher war das so, so, deprimierend, so schlimm, äh, dass ich, also sozusagen ni', meine Mutter ni' in en Altersheim irgendwie geben ham wölte. Also, mein Stiefvater, den hatten wir damals noch hier of die Bebelstraße, in dieses Altersheim geben müssen, weil er, äh, geistig ni', ni' mehr klar war. Er hat niemanden mehr erkannt und alles zerschlagen und, äh, es war eben wirklich, und –. Wenn ich dort hinkam, das war, ach, das war grausig. Ich hab' ihn ja nu' och immer besucht, weil ich immer die Hoffnung hatte, der muss mich ja ma wiedererkenn' oder so. Das, das war aber ni'. Und da hab' ich so ein, so ein Widerwill'n gegen so was, dass ich niemand würde in ein Altersheim geben woll'n. Und ich wölte oh ni' gehen, ni' hingehn. Also, das, ich weef es ni' (Interview 13, S. 17/18).

Die persönlichen Erfahrungen mit dem Altersheim, in dem der Stiefvater betreut wurde, bestärkten die Interviewte in dem Wunsch, die Mutter zu Hause zu pflegen.

5.5 Sich um ältere Familienangehörige kümmern

Zwei Frauen des Sample betreuen zum Zeitpunkt des Interviews Familienangehörige – eine kümmert sich um ihre Schwiegermutter, eine andere um ihre Mutter und Schwiegermutter. Es handelt sich hierbei nicht um Pflege im engeren Sinn, wie die folgenden Zitate zeigen. Sich kümmern kann Hilfeleistung in verschiedenen Bereichen und mit unterschiedlicher Intensität bedeuten.

Frau Baumeister (Interview 5) ist Witwe; ihr Mann starb fünf Jahre zuvor an einer Krebserkrankung. Die Befragte selbst musste sich der Diagnose Krebs stellen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 59 Jahre alt:

A: Nu. Kann man ja ne abstreiten. Also ab-, wegstreichen (Schnaufen). Naja, da bin ich froh, dass ich die Kinder habe, und der Junge wohnt och wieder hier mit der Familie in A-Dorf [Anonymisierung – d. A.] und kommt ab und an mal. Und die Schwiegermutter, die lebt noch, die Mutter von meinem Mann. Hier Stück weiter, und um die kümmer' ich mich ja nun och und trag' das ja mit ihr, und die Schwester is' och erst dies' Jahr gestorben von meinem Mann, hat se beede Kinder verloren. Äh, es is' o schlimm, noa. Die hatte es mit der Leber. Neunundvierzig Jahre, und mein Mann war fünfundfuffzig. Die Oma wird siebenundachtzig. (...)

I: Und Sie kümmern sich um Ihre Schwiegermutter?

A: Ja. Die hat sonst – hätte niemanden. Und ich komme och gut aus mit ihr. (...) Na, das ganze Einkufen, alleene kommt se ni' mehr raus (Interview 5, S. 15).

Zur Betreuung gehört die Trauerarbeit („ich trag' das mit ihr“), weil die Schwiegermutter ihre beiden Kinder verloren hat, darunter den Ehemann der Interviewten. Auch hilft Frau Baumeister der Schwiegermutter im Haushalt, erledigt für sie Einkäufe, lädt sie zum Essen oder in ihren Garten ein. Auch diese Betreuung ist mit großen Belastungen verbunden, wie folgender Ausschnitt verdeutlicht:

Und zur zweeten Kur, da war ich so, wo ich dort angekommen bin, so fertig, da is' die Schwiegermutter gestürzt, und ich hab' schon die erste, das erste Mal verschoben, weil meine Schwägerin hier mit Blaulicht eingeliefert worden is', die war schon am (schnalzt) Sterben, dacht' ich, und dann die Oma noch gestürzt und jetzt, das zweete Mal durfte ich ne absagen. Und dort war ich fix und alle (Interview 5, S. 29).

Die Ereignisse gingen mit einer starken psychischen Belastung einher. Dabei dürfte auch eine Rolle spielen, dass Frau Baumeister den Krankheitsverlauf und den Tod ihres Ehemanns als traumatisch erlebte. Die letzten zwölf Jahre ihres Lebens waren von einer Kette äußerst kritischer Lebensereignisse bestimmt (Arbeitslosigkeit, Krankheit und Tod des Mannes, Depression der Tochter, eigene Krebserkrankung). Das „Sich-Kümmern“ um Familienangehörige ist ebenso wie die Pflege bei den zuvor besprochenen Interviews von der biografischen Entwicklung der Betreuenden geprägt. Noch ist Frau Baumeisters Schwiegermutter nicht pflegebedürftig, doch könnte sie es eines Tages werden:

A: Ja. Und wie gesagt, darf man das ne zu spät machen. Denn das wird ja immer schwieriger. Man will ja dann ne fort. Ich könnt' mir ne vorstellen, meine Schwiegermutter in een Heim zu geben jetzt. Also, wie das mal werden wird, davor hab' ich och Angst. Ich würde es ne schaf-fen zu pflegen. Ni' mehr.

I: Das wissen Sie schon?

A: Ja, das spür' ich. Die Nerven sind ganz schön angegriffen (Interview 5, S. 34-35).

Die Interviewte thematisiert ein persönliches Dilemma: Sie kann sich nicht vorstellen, die Schwiegermutter in ein Heim zu geben, und befürchtet zugleich, die Pflege selbst nicht mehr leisten zu können.

Psychosoziale Betreuung ist ein wichtiges Element des Sich-Kümmerns, um Altersdepressivität abbauen, wie in folgendem Zitat deutlich wird. Frau Schuster (Interview 26), 1944 geboren, betreut Mutter und Schwiegermutter gleichzeitig. Der Ehemann führt einen eigenen Betrieb:

Und habe auch noch eine betagte Schwiegermutter, die ist 90 und die Mutter ist 86, so dass ich dort also auch relativ viele (überlegt), also viel bewältigen muss. Das geht manchmal bloß los mit Zeit haben für Gespräch, um dort Depressivität, Altersdepressivität abzubauen, teilweise auch die kleinen Behinderungen, die im Alter auftreten, dass man das als Frau anders sieht, wie das ein Mann sieht. Die Probleme, die dort stehen, ist irgendwann der Gedanke, was wird, wenn dort einem die Mutter oder Schwiegermutter pflegebedürftig wird, äh, das muss man einfach irgendwie wegschieben, und erst wenn eine Entscheidung fällig ist, dann eben die Entscheidung treffen. Wenn die akut wird (Interview 26, S. 7).

Psychosoziale Betreuung beinhaltet hier beispielsweise, dass eine frauenspezifische Sichtweise eingenommen wird – „dass man als Frau anders sieht“. Der zu erwartenden Pflegebedürftigkeit wird auch hier mit Ängsten begegnet:

Im Moment fühle ich das noch nicht so, ich sehe das aber praktisch an den zwei Müttern, also an der Mutter und der Schwiegermutter. Da bestehen doch Ängste, beide sind Bezieher von keinen sehr hohen Renten, eine kriegt bloß im Ende eine Rente, weil sie nach DDR-Recht geschieden wurde, und da gibt es doch große Unsicherheiten. Wenn ihr's gesundheitlich ni' mehr möglich ist, in ihrer Wohnung zu leben, was also dann würde, weil im Moment ein Platz in 'nem Pflegeheim ja mit ihrer Rente und dem, das sie also nichts ansparen konnte, gar nicht finanzierbar ist. Das macht einen schon ein bisschen Kopfzerbrechen, weil das ja doch mal irgendwann möglich sein könnte. Und, äh, es lässt einen auch nicht ganz so los, also es bewegt einen schon und, äh, die Gedanken, die man da hat, die sind also ni' gerade sehr zukunftsfröh (Interview 26, S. 10).

In diesem Fall sind die Sorgen finanzieller Natur. Die Tagessätze in Pflegeheimen gestalten sich deutlich höher als die Zuschüsse der Pflegeversicherung, so dass ein Aufenthalt durch eine niedrige Rente nicht finanzierbar ist. In solchen Fällen kann auch auf das Einkommen und Vermögen der Kinder zurückgegriffen werden. Zusammenfassend sollte deutlich geworden sein, dass Pflegebedürftigkeit bereits vor Beginn der eigentlichen Pflege ein bedeutendes biografisches Thema und von Ängsten begleitet ist.

5.6 Die Mutter im Altenheim

Dass ein Heimaufenthalt unproblematisch verlaufen kann, zeigt Frau Hausers (Interview 14) Beispiel, deren Mutter vom 80. Lebensjahr an in einem Berliner Altenheim lebte. Die Befragte war zu Beginn noch berufstätig; ihr Mann starb ein Jahr zuvor. Als Frau Hauser dann Rentnerin war, besuchte sie ihre Mutter alle drei Wochen:

Also, eins muss ich sagen, äh, wo meine Mutti da drin gewohnt hat, im Heim, da hab' ich immer gesagt: „Du bist mehr beschäftigt wie ich“. Weil die in dem Heim, da ham die Weihnachtsball gehabt oder Frühjahrsfest und dann sind se mit Busse irgendwo hingefahren. Die ham die alten Leute beschäftigt. Und das is' ja für en alten Menschen och, dass er sich ni' sagt: „So, nun sitz' ich, und das wars“. Und, äh, das is' natürlich in dem Fall nicht, wenn man in der Wohnung bleibt. Und die, meine Mutti war achtzig, wie die damals in das Heim ging, aber quicklebendig, muss ich dazu sagen. Und da hatt' ich mich mit der Heimleiterin mal unterhalten und die sagte: „Ja, uns is' das lieber, wenn die alten Leute komm', wenn se beweglich sind und nicht wenn se quasi ins Bett gelegt werden. Uns is' das lieber, weil wir das Leben im Heim da, ähm, haben und so“ (Interview 14, S. 43).

Für Frau Hauser stellte der Heimaufenthalt ihrer Mutter offensichtlich kein Problem dar. Die Mutter wohnte nicht in einem in der Nähe gelegenen Heim, sondern in ihrer Heimatstadt.

Wenn Frau Hauser sie gepflegt hätte, hätte die Mutter wahrscheinlich ihre Heimatstadt verlassen müssen. Das Altenheim wird positiv geschildert: beschäftigte Bewohner scheinen ihrem Leben Sinn verleihen zu können – ein Kontrast zur gewöhnlich vorherrschenden Depressivität in anderen Pflegeeinrichtungen („Endstation Altenheim“). Möglich ist, dass hier andere Voraussetzungen gegeben waren; die Mutter ist „quicklebendig“, als sie in das Heim geht. Sie verstarb mit 90 Jahren.

5.7 Zusammenfassung und Diskussion

Drei Haltungstypen konnten herausgearbeitet werden:

Frauen des ersten Typs übernehmen die Aufgabe der Pflege und erleben in diesem Zusammenhang zum Teil erhebliche psychosoziale Belastungen. Wenn der Pflegefall sehr früh eintritt, haben die Frauen mitunter eine Dreifachbelastung durch Haushalt, Beruf und Pflegeleistung zu vereinbaren. Hinter der Bereitschaft zur Pflege stehen unterschiedliche Motive, wobei Pflege grundsätzlich als selbstverständlich gilt. Die eigenen Eltern oder Schwiegereltern ins Altenheim zu „stecken“, ist für die Befragten undenkbar. Diese Haltung kann vielleicht als traditionell weiblich charakterisiert werden und auch ein Hinweis auf innerfamiliäre, gegenseitige Hilfeleistungen sein, die zu eben jenen Beziehungen führen, die die emotionale Grundlage für die seelisch belastende Pflege bilden.

Für die Frauen des zweiten Typs stellt der Heimaufenthalt der Eltern oder Schwiegereltern ein geringeres Problem dar. Hier gelten verschiedene Voraussetzungen, unter anderem ein zufriedenstellender Eindruck von dem in Frage kommenden Altenheim, die körperliche Verfassung sowie psychische Ansprechbarkeit der zu Pflegenden.

Ein dritter Typus beinhaltet, dass Angehörige bereits betreut werden, mit deren zu erwartender Pflegebedürftigkeit aber eine Reihe von Ängsten verbunden sind. Die belastende Pflege selbst zu übernehmen könnte evtl. die eigene Gesundheit nicht zulassen. Ein Konflikt deutet sich an: Man will Angehörige zwar nicht in ein Pflegeheim geben, sieht sich selbst aber kaum in der Lage, die Pflege zu übernehmen.

Für alle drei Typen ist die Sorge um die Eltern oder Schwiegereltern ein bedeutendes biografisches Thema. Wichtig ist, wie der Eintritt der Pflegebedürftigkeit in die Biografie der zweiten Lebenshälfte eingeordnet werden kann. Fällt sie mit kritischen Lebensereignissen wie Arbeitslosigkeit, Verlust des Partners oder eigenen Krankheiten zusammen, verschärft sich die Belastungssituation. Eine Rolle spielt dabei auch die aktuelle soziale Situation. Arbeitsintensive Pflege lässt sich mit einer Erwerbstätigkeit nur schwer oder gar nicht vereinbaren. Die Frauen bringen finanzielle Opfer, wenn zum Beispiel die Erwerbsarbeitszeit gekürzt werden muss, um mehr Zeit für die zu pflegende Person aufbringen zu können. Auch wenn es in erster Linie um die Beziehung zu den Eltern oder Schwiegereltern geht, denken die Töchter oder Schwiebertöchter gleichzeitig an ihr eigenes Schicksal. Werden die eigenen Kinder dazu bereit sein, die Pflege zu übernehmen, wenn sie selbst einmal diese Hilfe benötigen? Vielleicht ist diese Frage ein Hinweis darauf, dass der erste Haltungstyp künftig seltener vorkommen wird.

Beruflich bedingte räumliche Mobilität entfernt Eltern und erwachsene Kinder voneinander und behindert eine Pflegebeziehung. Dieses Setting könnte in Zukunft verstärkt auf-

treten, wenn die Kinder und Enkel ausserhalb der Region eine Arbeitsstelle antraten. Auch die Erhöhung der Frauenerwerbsquote, mit der in Zukunft zu rechnen ist, wird dazu führen, dass ambulante, teilstationäre (Tageskliniken) und stationäre Dienste stärker in Anspruch genommen werden. Dieser Umstand wird sich nicht zuletzt auch auf die Höhe der Beiträge zur Pflegeversicherung auswirken.

5.8 Schwere Krankheiten, Krankheitsverläufe und der Tod von Ehemännern

5.8.1 Vorbemerkung

Im Folgenden wird dargestellt, wie ältere Frauen schwere Krankheiten sowie Sterbeprozesse von Ehemännern erleben und bewältigen. Unter den 26 interviewten Frauen sind sieben Witwen (26,9%). Vier dieser Ehemänner starben an Krebs, zwei erlitten einen Herzinfarkt, ein Ehemann starb nach einem Unfall. Zwei weitere Ehemänner sind an Krebs erkrankt, ohne dass die Krankheit zum Tod führte. Der Ehemann einer Interviewten leidet an einer Nervenkrankheit, die ihn in seiner Beweglichkeit einschränkt. Eine weitere Frau bezeichnet ihren Mann als krank, wobei hier nähere Angaben fehlen.

Mithin dürfte für etwa die Hälfte der befragten Frauen das Thema Krankheit und Tod bisher Bedeutung gehabt haben. 50% aller Frauen über 60 Jahre sind Witwen, das häufigste Verwitwungsalter der Frauen liegt bei 72 Jahren (vgl. Fookon 1990, S. 59). Vor dem Tod des Partners müssen die betroffenen Frauen häufig langwierige, belastende Krankheiten des Partners bewältigen.

Das hier zur Verfügung stehende Datenmaterial ist nicht homogen. Einige Interviews enthalten ausführliche Darstellungen, andere erwähnen die Thematik nur kurz, wenn sie auch deren Bedeutsamkeit herausstellen. Für diese unterschiedlichen Darstellungen gibt es eine Reihe von Erklärungen: Zum einen spielt der Umgang der Frauen mit diesem oft mit Trauer und Schmerz verbundenen Thema eine Rolle. Einige Frauen zeigten ein großes Interesse, länger darüber im Interview zu sprechen, bei anderen schien es, als wollten sie nicht zu sehr daran rühren. Auch die Interviewerinnen verhielten sich unterschiedlich. In einigen Fällen fragten sie nach, in anderen nicht. Möglich ist, dass sie Hemmungen empfanden, die Frauen und sich selbst mit diesen sehr privaten und emotionalen Fragen zu konfrontieren. Aufgrund der geringen Fallzahl und der Heterogenität des Datenmaterials soll deshalb auf Fallvergleiche und Typenkonstruktionen verzichtet und stattdessen nicht weniger aufschlussreiche exemplarische Fallstudien durchgeführt werden. Zu Beginn wird ein Vergleich des Sterbeprozesses zweier krebserkrankter Ehemänner vorgenommen.

5.8.2 Krankheitsverlauf Familie Baumeister

Die Geschichte der Familie Baumeister verlief nach 1990 krisenhaft. Frau Baumeister, die in einer Friedhofsgärtnerei arbeitete, erkrankte und wurde schließlich arbeitslos. Der Sohn konnte eine Stelle in Westdeutschland antreten und zog mit seiner Familie dorthin um. Die Tochter musste ihren Beruf als Krippenerzieherin aufgeben, begann ein Musikstudium in einer anderen Stadt und brach es ab, als sie psychisch krank wurde. Herr Baumeister wurde ebenfalls bald nach der Wende arbeitslos. Er erhielt eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme und

unternahm dann den Versuch, sich als Vermögensberater selbstständig zu machen. In dieser Zeit beginnt der Krankheitsverlauf:

In der Einleitung zur Krankheitsgeschichte berichtet Frau Baumeister, dass ihr Mann mitten in der Gründung eines eigenen Unternehmens war, als er 1996 an Bauchspeicheldrüsenkrebs verstarb. Die Krankheit sei im November diagnostiziert worden, am 6. April des Jahres darauf starb er. Die Krankheit bedingte zunächst, dass Herr Baumeister stark abnahm. Er hatte wenig Appetit. Frau Baumeister kochte leichte Suppen und Kamillentee, gab ihm Zwieback etc. Sie erinnert sich daran, wie sie bemerkte, dass mit ihm gesundheitlich etwas nicht stimmte. Er kam aus Mannheim zurück, wohin er zu einem Vortrag gefahren war. Zurückgekommen, unternahm er mit ihr einen Spaziergang zum Garten. Das war immer sein erster Weg, wenn er von einer Reise zurückkam. Dabei stellte sie fest, dass seine Augen gelb aussahen und bat ihn, zum Arzt zu gehen. (Zusammenfassung der Erzählung)

Die Veränderung im Äußeren wird aber zunächst doch nicht als Symptom einer ernsthaften Erkrankung erkannt. Die Familie reagiert mit Hausmitteln und führt das gewohnte Leben weiter. Auf diese Art entsteht ein Kontrast zu dem angekündigten Ende der Erzählung. Frau Baumeister berichtet weiter:

An einem Freitag ging er zum Arzt, ihm wurde Blut abgenommen, und er wurde sofort in ein Krankenhaus eingewiesen. Dort habe er fünf Wochen gelegen, ohne dass etwas außer drei Magenspiegelungen unternommen wurde. Die Ärzte sprachen darüber, Herrn Baumeister nach Dresden zu verlegen; die Erzählerin befürwortete dies. Schließlich lehnte der Chefarzt die Verlegung ab. Frau Baumeister bemerkt hierzu, er hätte gewusst warum, sie selbst jedoch nicht.

Nach Einschätzung der Ärzte war im Verlauf der Krankheit jene Phase erreicht, in der keine Heilung mehr möglich ist und der Patient sterben wird. Glaser und Strauss (1966) beschreiben vergleichbare Prozesse. Herr und Frau Baumeister empfanden die Situation allerdings anders. Es bestand ein „geschlossener Bewusstheitskontext“ („closed awareness“, vgl. Glaser und Strauss 1964): Das medizinische Personal wusste, dass der Patient sterben wird, verschwiegen das Wissen allerdings dem Patienten und seinen Angehörigen gegenüber. Auf diese Art geschieht eine soziale Steuerung von Sterbeprozessen. Auch wenn die Krankheit vermutlich gleich verlaufen wäre, wären doch die Interaktionsprozesse andere gewesen:

Herr Baumeister wurde in ein anderes Krankenhaus verlegt. Er wurde operiert, doch der medizinische Eingriff sei vorzeitig beendet worden, weil die Leber voller Metastasen gewesen sei. Er habe nur noch 47 Kilo gewogen. Da er Weihnachten wieder zu Hause sein wollte, übte er das Laufen. Tatsächlich wurde er am 22. Dezember entlassen.

Möglicherweise ging hier bereits eine Änderung des Bewusstheitskontextes vor sich. Auch wenn ihnen nichts Genaueres („offener Bewusstheitskontext“) mitgeteilt wurde, erschlossen Herr und Frau Baumeister wahrscheinlich aus dem negativen Ergebnis der Operation das Ausmaß der Krankheit („Bewusstheitskontext des Verdachts“). Für beide Seiten – die Ärzte und die Betroffenen – spielt es eine große Rolle, dass der Patient die letzte Zeit seines Lebens in einer vertrauten Umgebung verbringt:

In den ersten Wochen, die Herr Baumeister wieder zu Hause verbrachte, besorgte sich Frau Baumeister ein Buch über Krebs, in dem berichtet wird, wie Menschen wieder gesund geworden sind. Nach Rezepten aus diesem Buch bereitete sie Tees zu und machte für ihren Mann Wickel gegen die Schmerzen. Das sei bis Januar, Februar so gegangen.

Diese Phase des Krankheitsverlaufs kann als ein „labiles Gleichgewicht“ oder eine „prekäre Normalität“ bezeichnet werden. Frau Baumeisters Reaktionen sind als ein letztes Aufbegehren gegen den bevorstehenden Tod des Ehemanns zu werten. Sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben und suchte nach neuen Heilverfahren.

Sichtlich betroffen erzählt Frau Baumeister, wie ihr Mann zunehmend brechen musste. Er habe nichts mehr zu sich genommen und trotzdem ständig erbrochen. Die Ärztin, die wegen der Spritzen kam, habe gesagt, das seien Metastasen. Er habe dann nicht mehr laufen können, sie habe ihn nicht mehr ins Schlafzimmer bringen können, weshalb sie das Wohnzimmer umräumte. An seinem Geburtstag saß Herr Baumeister noch im Sessel. Weitere medizinische Maßnahmen habe er abgelehnt, die Ärzte stattdessen um „eine Spritze“ gebeten. In diesem Zusammenhang reißt Frau Baumeister die Frage der Euthanasie kurz an. Ihr Mann hätte Suizidgedanken gehabt, sei aber körperlich zu schwach für irgendeine Art von Handlung gewesen.

Herr Baumeisters Zustand verschlechterte sich zusehends. Frau Baumeister erlebte eine noch größere psychische und physische Belastung. Schließlich war der Punkt erreicht, an dem der Patient den Wunsch zu sterben aussprach. Möglicherweise besaß er auch früher schon diesen Wunsch, doch indem er ihn ausspricht, entsteht eine neue soziale Situation:

Frau Baumeisters Mann teilte ihr mit, dass mit ihm eine Veränderung vor sich gehe und bat sie, seine Schwester zu holen. Die Schwester reiste mit ihrem Mann aus Magdeburg an und musste bereits am nächsten Tag wieder zurück. Die Erzählerin vermutet, dass ihr Mann gehofft habe, nach der Begegnung „einschlafen“ zu können. Die Schwester kam wieder. Auch der Pfarrer kam und segnete Herrn Baumeister. Er habe gesagt: „Schön, dass Sie gekommen sind, Herr Pfarrer.“ Um zwei Uhr kam die Krankenschwester zum Spritzen eines Schmerzmittels. Sie fragte Herrn Baumeister, ob sein Sohn zu ihm kommen solle. Die Erzählerin vermutet hierzu, dass ihr Mann „nicht richtig einschlafen konnte“. Der Sohn wurde verständigt und reiste aus Westdeutschland an. Frau Baumeister hatte den Auftrag, dafür zu sorgen, dass der Sohn gleich zu dem Kranken käme. Nach einer Fahrt von sieben Stunden kam der Sohn um Mitternacht an, um zwei Uhr starb Herr Baumeister.

Das Sterben in unmittelbarer Nähe der Verwandten wird von Herrn Baumeister selbst eingeleitet. Es geht dabei für alle Beteiligten um Abschied und Sterbebegleitung. Nach dem Bericht der Erzählerin erleichtert, ja ermöglicht der soziale Moment den Abschied und das Sterben.

Für Frau Baumeister ist die Anwesenheit des Sohnes und der Schwägerin nach dem Tod ihres Mannes eine große Unterstützung. Trotz des schweren Verlustes empfand sie Erleichterung, sie hatte es „geschafft“. Vorher verband sich für sie Angst mit diesem Ereignis, weil sie nicht wusste, „wie“ es kommen würde. Ein psychischer Ausnahmezustand („nur noch funktioniert“) war eingetreten.

Frau Baumeister geht auch auf die Situation nach dem Tod ihres Mannes ein. Er war der Dominante und ihr eine „Lehne“. Vieles habe er für sie erledigt, vor allem die finanziellen Angelegenheiten. Nun musste sie erst wieder zu sich finden. Ein „ganz anderes Leben“ kam auf sie zu: allein, „wie in der Wüste“. Auch heute noch empfindet sie es manchmal so, dass ihr etwas fehle, „wie eine abgeschnittene Seite“.

Hier wird die nachträgliche Bewältigung des Erlebten angesprochen. Frau Baumeister musste nicht nur den Tod des Ehemanns, sondern auch das Leben einer nunmehr allein stehenden Frau bewältigen. Die meisten Ehen führen zu einer spezifischen Arbeitsteilung, bei der jede Person besondere Kompetenzen erwirbt, über die die andere nicht im selben Maße verfügt. Nach dem Tod des Partners entstehen Lücken, die der Zurückgebliebene bewältigen muss.

Bis heute schmerzt Frau Baumeister der Verlust des Partners, den sie mit der Metapher der „abgeschnittenen Seite“ ausdrückt.

5.8.3 *Krankheitsverlauf Familie Mainert*

Frau Mainerts Mann starb 1987 an Krebs. Sie selbst war damals 57 Jahre alt. Zum Zeitpunkt des Interviews lag dieses Ereignis also bereits 14 Jahre zurück. Frau Mainert arbeitete damals bei der Volkssolidarität in der ambulanten Altenpflege.

Erzählt wird, dass der Ehemann schwer krank geworden und bereits mit 62 Jahren verstorben sei. Zuerst habe er noch laufen können und sei einkaufen gegangen. Als er dann nur noch liegen konnte, wurde sie von der Arbeitsstelle freigestellt und bekam Pflegegeld. Frau Mainert blieb 14 Tage oder drei Wochen zu Hause, bis ihr Mann starb. Danach sei sie „zusammengeklappt“ und sechs Wochen krank geschrieben gewesen. Dann habe sie wieder angefangen zu arbeiten, auch um sich abzulenken.

Diese erste Darstellung ist wesentlich kürzer als die Erzählung von Frau Baumeister, obwohl die Ereignisse für Frau Mainert wohl nicht weniger dramatisch waren. Frau Mainert reagierte mit einer psychosomatischen Krise. Auf Nachfragen der Interviewerin folgen weitere Darstellungen:

Die Interviewerin fragt, ob Frau Mainert ihren Mann gepflegt hat und ob er zu Hause starb. Frau Mainert bejaht diese Fragen und stellt die Situation genauer dar. Ihr Mann bat sie, ihn nicht ins Krankenhaus zu bringen, und sie versprach es ihm. Auch die Ärztin stimmte zu; nur, wenn er einen „Blutsturz“ bekäme, müsse er ins Krankenhaus. Er bekam keinen Blutsturz. Die Pflege war schwer für Frau Mainert. Sie habe ihren Mann füttern müssen, doch habe er kaum gegessen. Herr Mainert sei regelrecht verhungert.

Die Fragen der Interviewerin werden hier als Einladung zu einer weiteren Darstellung verstanden. In dieser Darstellung geht es vor allem um den Wunsch des Mannes, nicht im Krankenhaus liegen und dort sterben zu müssen. Ferner wird auf die Pflege eingegangen.

Frau Mainert kommentiert, sie hätten beide gewusst, dass einer vor dem anderen gehen müsse. Schlimm sei es nur, wenn man ein Kind hergeben müsse, weil man nicht damit rechne. Sie habe gesehen, wie ihr Mann litt und Gott gebeten, ein Ende zu machen. Die letzte Zeit habe er fest gelegen und sei nicht mehr auf die Toilette gekommen. Diese Passage wird mit dem Kommentar beendet, es sei schon schwer gewesen. Die Interviewerin bemerkt, dass es wohl auch für sie selbst nicht leicht gewesen sei. Darauf geht Frau Mainert näher ein: Sie habe sich allein gefühlt. Ihre Kinder waren schon verheiratet, Enkelkinder waren auch schon da. Sie müsse ehrlich sagen, sie wisse nicht, wo sie die Kraft hernahm. Sie tröste sich damit, dass ihr Mann ausgelitten habe. Es sei auch schlimm, wenn ein Mensch plötzlich stirbt, so wie Dr. F. Sie sei zu ihm nach Hause gekommen, als er tot im Sessel lag. Das „war wirklich ein Schreck!“ Es sei aber auch schlimm, wenn man sehe, wie ein Mensch elend verhungere. Das wünsche man nicht seinem schlimmsten Feind.

Frau Mainerts Darstellung ist teilweise argumentativ. Kindestod wird mit dem des Ehemanns verglichen; es klingt tröstlich, dass beide wussten, einer wird „früher gehen“ müssen. Ein Vergleich mit dem plötzlichen Tod eines Klienten kommt hinzu. Möglicherweise entlasten diese Vergleiche Frau Mainert. Zu berücksichtigen ist hier, dass die Erzählende in der professionellen Altenpflege tätig war und dabei nicht selten Menschen beim Sterben begleitete.

Dass der Ehemann alkoholkrank war, wurde von der Befragten als belastend für die Ehe empfunden.

5.8.4 *Diskussion der beiden Verläufe*

Zwischen den beiden Darstellungen gibt es Unterschiede. So ist die Darstellung von Frau Baumeister ausführlicher, sicher auch, weil die Ereignisse für sie erst wenige Jahre zurück liegen. Im Gegensatz zu Frau Mainert geht Frau Baumeister genauer auf ihre emotionale Situation ein. Die zwei biografischen Verläufe eint aber auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten: Beide Frauen pflegen ihren Mann im eigenen Haushalt und bis zu dessen Tod. Beiden ist der tödliche Ausgang der Krankheit des Partners bewusst, beide müssen mit dem Wunsch nach einem frühzeitigen Sterben umgehen und erleben eine psychosoziale Krise nach dem Tod des Ehemanns.

Viele Frauen erleben im Alter diese oder ähnliche Krankheitsverläufe des Partners. Mitunter nimmt auch ein Mann die Position des pflegenden Ehepartners ein, viel häufiger ist es jedoch die Ehefrau. Dass deren Lebenserwartung statistisch gesehen höher ist, mag ein Grund dafür sein. Eine genauere Untersuchung der Verläufe von Pflege und Verwitwung bei älteren Frauen wäre sicher aufschlussreich. Angenommen werden kann, dass nicht nur der Partnerverlust psychisch belastend ist, sondern auch die Krankheit und das Sterben des Ehemannes. Untersuchungen, die sich ausschließlich mit dem Partnerverlust und dessen möglichen Folgen (etwa einer höheren Morbidität) befassen, greifen deswegen zu kurz. Auch die Pflege eines sterbenden Ehepartners muss berücksichtigt werden. In den zwei beschriebenen Fällen wünscht sich der todkranke Ehemann, zu Hause und nicht im Krankenhaus sein zu dürfen. Die Ehefrauen erfüllen diesen Wunsch, dazumal es der letzte ist. Sie tragen die Hauptlast der Pflege und sehen sich vor die Aufgabe gestellt, die Entwicklung der Krankheit psychisch zu verarbeiten. Der Tod des Ehemanns ist nicht nur das Ende des Pflegeprozesses, sondern auch das Ende einer langjährigen Beziehung. Auch wenn die betroffenen Frauen von ihren Kindern, anderen Verwandten oder Freunden begleitet werden, müssen sie den größten Teil der Last selbst tragen.

Nicht zuletzt stellt sich die Frage, ob eine sozialarbeiterische Vorbereitung auf einen solchen Prozess möglich und sinnvoll ist. Vermutlich sind das Ereignis und die damit verbundenen Emotionen so extrem und einmalig, dass eine Vorbereitung nicht möglich ist. Viel mehr finden sich in der Beratung während der Pflegezeit, der Begleitung bei der Trauerarbeit und der Gestaltung des Lebens als Witwe Felder für die Sozialarbeit. Wichtig wäre auch eine professionelle Unterstützung der Kinder, Verwandten und Freunde, zum Beispiel, um die soziale Isolation der Pflegenden zu durchbrechen¹⁹.

In maximalen Kontrast zu den geschilderten Fällen steht der plötzliche Tod des Ehemanns, zum Beispiel durch einen Herzinfarkt verursacht.

19 Außer den beiden genannten Frauen verloren zwei weitere ihren Ehemann durch die Krankheit Krebs. Die Interviews enthalten jedoch keine längeren Darstellungen zu diesen biografischen Ereignissen.

5.8.5 *Der plötzliche Herzinfarkt – Familie Hauser*

Frau Hauser (Interview 14) heiratete 1960 einen Mann, der als Ingenieur und Hauptabteilungsleiter in einem Textilwerk tätig war. Er starb 1988:

Ja. Of jeden Fall. Ich, ich musste ja, gucken Sie mal, äh, ich kann das ja sagen, mein Mann war innerhalb von fünf Minuten tot. Vollkommen unvorbereitet, Herzinfarkt, noa. Und ich wurde dort och reingeschmissen und nun schwimm'. Und da musste ich mir ja was ofbaun und sagen: „Ja, ich bin noch da.“ Ich hab' immer gesagt, es gibt zwee Varianten. Entweder ich, ich lass' mich gehen und da könn' se mich einbuddeln oder erschlagen oder ich muss, ich will (Interview 14, S. 28).

Der Tod des Mannes traf Frau Hauser unvorbereitet. Sie benutzt hier die Metapher: Plötzlich ins Wasser geworfen, muss sie schwimmen. Den Tod zu bewältigen und sich etwas Neues aufzubauen, wird als eine persönliche Leistung gesehen. Darin drückt sich auch das Selbstbild Frau Hausers aus, welches das einer selbstständigen Frau ist. Wie das Ereignis bewältigt wird, wird an einer anderen Stelle des Interviews dargestellt: Ein befreundetes Ehepaar unterstützte:

(...) und hab' nun ein befreundetes Ehepaar, das is', ähm, von mei'm Mann war das die Sekretärin, und die ham sich vom ersten Tag an, wo das passiert war, voll um mich gekümmert. Und das sind meine besten Freunde, und ich muss sagen, die wohn' och ni' weit von hier. Das is' so eene wertvolle Freundschaft. Und, ich sag' immer wieder, een wahrer Freund, den zu haben, das is' en Fünfer im Lotto. (...) Und ich bin och dort in der Familie mit, äh, integriert. Also da war'n Weihnachten die Töchter da, mit den Kindern, und da war ich am zweeten Feiertag dort, ja, zweiten Feiertag dort eingeladen. Und, wir kenn' uns ja und, och die Kinder ebend, die Schwiegersöhne und da is' eine Herzlichkeit und mit Drücken und allem. Also, es is' wunder-, wunderschön. Und das is' natürlich für mich unheimlich wertvoll. Wenn, also das muss ich sagen, wenn das nicht wäre, das wäre für mich wahrscheinlich sehr schwer (Interview 14, S. 32/33).

Unterstützung aus dem sozialen Umfeld wird bei der Bewältigung von Trauer allgemein als wichtig angesehen (vgl. Fookon 1990, S. 63). Frau Hauser hat keine Kinder, so dass nur Verwandte und Freunde eine solche Unterstützung leisten können. Hier entwickelt sich die Familie des befreundeten Ehepaars zu einer Art Ersatzfamilie. Diese positive Erfahrung ist die Reflektionsfolie zur Beurteilung der unterschiedlichen Reaktionen früherer Freunde:

Denn unter Freund und Freund kann man ja Verschiedenes verstehn. Denn wie mein Mann damals starb, da war'n -zig, -zig Menschen um mich rum. Und, ach, wir machen, und wir tun und ja und ja. Und dann of einmal trennte sich die Spreu vom Weizen. Und da weiß man dann, was eene wahre Freundschaft ist und die, die man och schätzen kann (Interview 14, S. 32).

Der Tod des Ehemanns führte zu Veränderungen in den sozialen Beziehungen der Befragten. Von einer solchen Veränderung berichtet auch Frau Sonntag (Interview 15): Das Verhältnis zu den Ehepaaren, mit denen sie und ihr Mann vor seinem Tod befreundet waren, wird heute anders beurteilt.

Diskussion der Daten: Im Unterschied zu den zwei oben vorgestellten Frauen war Frau Hauser auf den Tod des Mannes nicht vorbereitet. Abschied zu nehmen war nicht möglich. Frau Baumeisters Erzählung zeigt, wie wichtig Abschied und Sterbebegleitung im Kreis der Angehörigen sind. Die befragten Frauen nehmen den Prozess des Sterbens ihres Ehemanns unterschiedlich wahr – in einem Fall war nicht der Tod das schreckliche Ereignis, sondern das lange Leiden an einer unheilbaren Krankheit. Während der Pflege des Partners

mobilisieren die Interviewten alle Kräfte, der Tod desselben zieht einen körperlichen und seelischen Zusammenbruch nach sich.

Sozialen Kontakten kommt eine besondere Bedeutung zu. Es kann sich dabei um die Familie einer Kollegin des Ehemanns (Frau Hauser), die eigene Schwägerin oder den eigenen Sohn als nächste Angehörige (Frau Baumeister) handeln. Soziale Beziehungen müssen vor allem verlässlich sein; sie bilden oft einen Ersatz für die verlorene Familie.

Einen maximalen Kontrast stellen von daher diejenigen Fälle dar, in denen keine verlässlichen Beziehungen gefunden werden. Hier könnten sozialpädagogische Überlegungen zur sozialen Unterstützung betroffener älterer Frauen anknüpfen. Fooker (1990, S. 61) arbeitet heraus, dass sich vor allem diejenigen Mitmenschen zurückziehen, die sich den starken emotionalen Belastungen, die die Bereiche Tod und Sterben berühren, nicht aussetzen wollen. Verwitwete berichten des Öfteren von „Berührungängsten“ und Distanzierungen vonseiten ihrer Mitmenschen. Mit sozialarbeiterischer oder -therapeutischer Begleitung lassen sich Gruppen Gleichaltriger oder Gleichbetroffener aufbauen, in denen intime und stabile Beziehungen entstehen können.

Eine langjährige Ehebeziehung prägt die soziale Identität in entscheidendem Maße. Der Tod des Ehemanns macht eine Anpassung und Neufindung der eigenen Identität nötig. In diesem Zusammenhang kann von einer Entwicklungsaufgabe gesprochen werden, die von den betreffenden Frauen geleistet werden muss. Fooker (1990, S. 69) diskutiert unter anderem den Aspekt einer „Entwicklungschance durch die Konfrontation und die Auseinandersetzung mit dem Partnerverlust“. Zwischen „Verwitwung“ und „Witwe-Sein“ besteht ein großer Unterschied; auf das „Witwe-Sein“ als eine besondere Lebensphase wird in einem späteren Kapitel eingegangen.

5.8.6 *Nicht tödlich verlaufende Krankheiten*

Die Ehemänner zweier Frauen erkrankten vor 1990 an Krebs und überlebten die Krankheit.

Im einen dieser Fälle wirkten sich Krankheit und Erwerbsunfähigkeit gravierend auf die Erwerbsbiografien in der Familie aus, im anderen entsteht eine tiefgehende Verunsicherung für die Befragten:

Frau Weimar (Interview 1) arbeitete bis 1960 als Bäuerin auf einem Hof in der Region und wechselte dann in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Auch ihr Mann war viele Jahre in der LPG angestellt. Frau Weimar war eine Zeit lang nicht erwerbstätig, da sie die vier gemeinsamen Kinder und den bäuerlichen Haushalt versorgte.

Ja, das war die Agrarge-, also die LPG war das damals, die hat damals unseren Stall genommen, also (...) erst waren wir „Typ 1“ bis 72, und da war das Vieh unsre, und dann wurde alles enteignet, und dann hatten die ja 33 Kühe, was erst, war'n ja bloß 24 früher drinne, dann war'n 33 drin, und das war dann schon mit Mistkarre rausfahren und mit Futter reinfahren mit der Hand, das war Handarbeit. Im Sommer, da waren ja die Tiere draußen auf der Weide. Aber im Winter war's schon Knochenarbeit, das war eben Knochenarbeit. (...) Mein Mann hat sich im, hat den Stall gemacht und noch Traktorist gewesen. (...) Und dadurch hat er sich eben den Krebs damals zugezogen, Magenkrebs. Und das ist schon, also, war ne einfach (Interview 1, S. 3).

Frau Weimar sieht einen Zusammenhang zwischen der Krebserkrankung des Mannes und der schweren Arbeit in der landwirtschaftlichen Produktion. Sie half ihrem Mann etwas im Stall; nach der Erkrankung war sie aus Versicherungsgründen gezwungen, in der LPG zu arbeiten. Doch die Arbeit fiel ihr schwer und sie war froh, nach der Wende in Vorruhestand gehen zu können. Herr Weimar wurde 1988 Invalidenrentner. Er litt sehr an seiner Berufsunfähigkeit und fand in der Haltung von Pferden ein neues Hobby. Die Krankheit des Mannes war auch ein Grund dafür, dass der Plan scheiterte, nach 1990 einen eigenen Hof aufzubauen. Krankheit und Erwerbsunfähigkeit Herrn Weimars wirkten sich also gravierend auf die Erwerbsbiografien in der Familie aus.

Anders bei Frau Neuhaus (Interview 13) – sie erwähnt, dass ihr Mann häufig krank war und bezeichnet diese Krankheit schließlich als Krebserkrankung:

(...) weil, wie gesagt, mein Mann, äh, plötzlich, äh, keine, äh, schwere Arbeit mehr machen konnte. Und der hat eene schwere Herzoperation gehabt. Der hat da Byfüße, äh, also Bypässe gekriegt, und da möchte er ni so schwer – Und vor allen Dingen hat ihm das so große Probleme gemacht, äh, weil er hat mit den Lymphdrüsen, also, hier mit den Beinen. Da nehm' se ja die, diese Adern raus, ni' wahr. Und da hat er große Probleme damit, weil er früher in DDR-Zeiten, als junger Mann, operiert wurde und een Jahr in Dresden, äh, in diese Kobaltkanone rein musste, von oben bis unten ham se den bestrahlt. Er hatte Krebs. Aber, wie gesagt, das is' alles, äh, wieder in Ordnung gekomm', mit dem Krebs, aber diese Bestrahlung, die macht sich eben jetzt sehr bemerkbar. Das is', der is' eben, das is' problematisch geworden, dadurch, weil zu stark das wahrscheinlich war. Das war eben früher so (Interview 13, S. 14).

Herr Neuhaus bekam bereits zu DDR-Zeiten Bypässe verlegt, erkrankte an Krebs und leidet an den Spätfolgen der Bestrahlung, mit der diese Krankheit erfolgreich behandelt wurde. Da er nicht mehr schwer arbeiten darf, erledigt Frau Neuhaus die Arbeiten in Haus und Garten. Die Krankheit des Mannes führt zu Verunsicherungen, wie das folgende Zitat verdeutlicht:

I: Betrachten Sie sich als finanziell abgesichert? Als Rentnerin?

A: Also, wenn mein Mann wegfall'n würde, würde ich ni' abgesichert sein. Also, das, müssten wir das Haus verkaufen, das wär' ja – in dem Sinne wär's ja och keen Problem, aber so die paar Kratscher, die man so ha'. Also, dann Miete und so zahl'n müsste, das wär' natürlich. Na, dann wär' man nicht abgesichert als Rentner. Also, das könnt' ich mir gar nicht richtig vorstellen (Interview 13, S. 15-16).

Hier muss weniger von einer finanziellen als von einer allgemeinen Verunsicherung gesprochen werden. Das Beispiel zeigt, dass die schwere Krankheit und der mögliche Verlust des Ehemanns in dem Bewusstsein der Erzählenden präsent sind. Nach eigener Einschätzung führt sie eine sehr gute Ehe. Die Familie kaufte ein Haus mit Krediten, die noch nicht abbezahlt sind. Der Mann ist zurzeit berufstätig und verdient gut.

Zwei weitere Beispiele zeigen, wie sehr die Krankheit den Alltag dominiert:

Der Ehemann Frau Bauers hatte eine Hüftoperation und leidet an einer Nervenkrankheit, die seine Beweglichkeit einschränkt. In dieser Erzählung (Interview 6) stehen die körperlichen Behinderungen des Partners im Vordergrund:

I: Ja, wie ist es mit dem Mann, müssen Sie, ich frag' jetzt mal so, müssen Sie ihn viel pflegen oder sich besonders um ihn kümmern?

A: Nee, nee, nee, der hat ja eene Titanhüfte gekriegt, und seitdem sind die Schmerzen weg, die er hatte. Und laufen tut er drinne ja ohne Stock, aber draußen nimmt er se oh noch alle beide, weil

er hat och eene Nervenkrankheit. Die Nervenenden, das sind Füße, Hände – nicht mehr so – es geht noch, ich muss ihn manchmal den Knopf hier oben zumachen, weil das zu lange dauert. Aber ansonsten – und dadurch, da nimmt er wahrscheinlich och die Stöcke, da hat er mehr Sicherheit. Und das lässt sich aber nich’ ändern.

I: Ja, aber sonst kann er sich in allem –

A: Macht er alles selber. Ja, nu, das ringsum war, das musst’ ich ja dies Jahr noch – aber er denkt ja, dass er wieder – (Interview 6, S. 37/38).

Der Ehemann bewegt sich nur langsam, weshalb das Paar nicht zusammen spazieren geht. In den meisten Angelegenheiten hilft sich Herr Bauer allein; er scheint seine Behinderung gut zu bewältigen.

Eine weitere Interviewte (Interview 17) erwähnt des Öfteren, dass der Ehemann krank ist, ohne dass nähere Informationen folgen. Es ist anzunehmen, dass Frau Ehlert die Krankheit des Partners sehr beschäftigt und es sich um eine ernstere handelt.

Ja, weil, äh, dort, äh, mein Mann krank ist und, und ich einfach versuche, darauf einzugehen. Also, auch auf seine Belange mehr einzugehen (Interview 17, S. 22). (Lachen) Weeß ich ni. Also, eigentlich die berühmten drei Wünsche: Ich wünsche mir, dass mein Mann wieder gesund wird, äh, das wäre eigentlich so das ganz große Ziel und der ganz große Wunsch (Interview 17, S. 34).

Die Genesung des Ehemanns ist ein „ganz großer Wunsch“; Frau Ehlert geht nicht über diesen Punkt hinaus, sie konzentriert sich auf das, was mit Krankheit und Genesung zu tun hat.

Diskussion: Eine Krankheit oder Behinderung des Ehemanns beeinflussen Biografie und aktuelle Lebenssituation der älteren Frauen erheblich. In diesen Lebenssituationen dominiert die Sorge um den Mann und die Unsicherheit vor der Zukunft. Drei Situationen einer Partnerschaft im Alter können unterschieden werden: das ist erstens die Fürsorge für den lebensbedrohlich erkrankten Partner, zweitens die tägliche Bewältigung einer – nicht lebensbedrohlichen – Krankheit oder Behinderung des Partners und drittens die von relativer Gesundheit des Partners gekennzeichneten Situation. Aussagen über das quantitative Auftreten der ersten Situation der Fürsorge für einen lebensbedrohlich erkrankten Partner können hier nicht erfolgen. Da aber das Risiko mit zunehmendem Alter steigt, ist diese Fragestellung in der gerontologischen Forschung wesentlich.

6 Zur materiellen Situation der Rentnerinnen

In diesem Kapitel werden die Einkommen der Rentnerinnen auf der Grundlage im Projekt erhobener Daten verglichen. Wesentliches Ergebnis ist, dass von einer generellen Altersarmut keine Rede sein kann. Auch für eine grundsätzliche Benachteiligung der Rentnerhaushalte in den neuen Bundesländern finden sich keine Hinweise. Dennoch gibt es Fälle von geringerem Alterseinkommen. Hier treffen mehrere Risikofaktoren zusammen: Ledige oder geschiedene Frauen, die als Erwerbstätige niedrige Einkommen erzielten, können auch im Alter nur mit einem niedrigeren Einkommen rechnen. Ein weiterer Risikofaktor ist in einer langen Unterbrechung der Erwerbsarbeit durch Erziehungszeiten oder Krankheiten zu sehen. Die erhobenen Daten sind nicht repräsentativ im quantitativen Sinne, aber sie weisen darauf hin, dass eine typische DDR-Rentnerin – verheiratet oder verwitwet, mehr als 20 Jahre erwerbs-

tätig – nicht zu den benachteiligten Bevölkerungsschichten gehört. 10 von 16 Rentnerinnen bewerten ihre materielle Situation als sehr zufrieden- oder zufriedenstellend, keine ist deutlich unzufrieden. Mehrere Frauen distanzieren sich von ihren Altersgenossen, die „grundlos jammern“. Die meisten Frauen empfinden ihren Rentnerinnenstatus als privilegiert und sehen, dass es vielen jungen Leuten „deutlich schlechter“ geht.

Anschließend wird das Thema der Verrentung und deren Auswirkungen auf Ehe oder Lebensgemeinschaft behandelt. Fragen, die sich bei dieser „Statuspassage“ stellen, sind unter anderem die nach der Neuverteilung der Hausarbeit zwischen den Partnern oder der Umgang mit dem täglichen Zusammensein. So müssen Nähe und Distanz häufig neu verhandelt werden. Paare nutzen die erwerbsfreie Zeit oft zum Reisen, wobei getrenntes Reisen mitunter problematisch ist und einer „Genehmigung“ des jeweils anderen bedarf. Meist wird die Partnerbeziehung positiv dargestellt, oft auch in dem Bewusstsein, den Partner „noch“ an seiner Seite zu haben. Nur eine Frau (Interview 6) bewertet ihre Partnerschaft negativ.

Einen Vergleich zu diesen Ausführungen lässt die Situation der allein stehenden Frauen zu. Hier zeichnet sich ein Typus ab, der die Situation des Alleinlebens nicht nur bewältigt, sondern ihr eine Reihe positiver Aspekte abgewinnt. Diese Frauen, verwitwet oder geschieden, leben seit längerer Zeit allein und waren bereits als Erwerbstätige allein stehend. Schwieriger gestaltet sich die Situation der Frauen, die erst vor einigen Jahren Witwe wurden und den Verlust des Partners nach wie vor als schmerzhaft empfinden.

Im Unterschied zu älteren Menschen in den alten Bundesländern haben viele der befragten Frauen ihren Wohnsitz gewechselt – sowohl vor als auch nach 1990. Unterschieden wird zwischen Mieterinnen, Neueigentümerinnen und Alteigentümerinnen von Eigenheimen. Die Neueigentümerinnen leben mit einem gut verdienenden Ehepartner, der sich seinen Arbeitsplatz nach der Wende erhalten konnte, und sind selbst meist erwerbstätig bzw. erst seit kurzem arbeitslos. Mit dem Erwerb des eigenen Hauses konnten sie sich einen Traum erfüllen. Die Alteigentümerinnen erbten ihr Eigenheim von den Eltern oder anderen Familienangehörigen. Dabei handelt es sich um modernisierungs- oder renovierungsbedürftige Altbauten. Renovierungen sind seit 1990 einfacher zu organisieren, verursachen aber auch höhere Kosten. Die Alteigentümerinnen besitzen meist ein geringeres Einkommen als die Neueigentümerinnen. Mieterinnen können differenziert werden in solche Frauen, die nach der Wende umzogen und jenen, die in ihrer Wohnung blieben. Ein Wohnungswechsel wurde meist durch die Systemtransformation möglich oder notwendig. Das Angebot auf dem Wohnungsmarkt verbesserte sich, so dass schlechter Wohnkomfort nicht mehr akzeptiert wird. Die Frauen erlebten den Umzug meist positiv. Nach der Wohnumgebung befragt, äußern die meisten Frauen Zufriedenheit. Selbst für die Bewohnerinnen abgelegener Dörfer scheint die Erreichbarkeit von Einrichtungen des täglichen Bedarfs kein gravierendes Problem zu sein.

In einem weiteren Unterkapitel wird die Fragestellung verfolgt, wie Rentnerinnen oder erwerbslose Frauen ihre Freizeit gestalten und welche sozialen Beziehungen sie außerhalb der Familie anknüpfen. Dabei wird deutlich, dass die meisten Befragten an dem Konzept der strukturierten Zeit, so wie es in der Erwerbsphase notwendig war, festhalten. Viel Zeit zur Verfügung zu haben, kann in unserer Gesellschaft mit ihrer herrschenden „Geschäftigkeitsethik“ (Wolf 1998) ein schlechtes Gewissen hervorrufen. In maximalem Kontrast zum festgelegten Tagesablauf stehen der souveräne Umgang mit Zeit (zum Beispiel ausgedehnte Zeitungslektüre während des Frühstücks) oder das sich in einem unstrukturierten Alltag Verlieren („rumtrudeln“). Welche Rahmenbedingungen für die Gestaltung der Zeit liegen vor? Einschränkungen gesundheitlicher (schwache Konstitution, Arthrose, Schwerhörigkeit, Seh-

schwäche) oder materieller Art werden dabei deutlich. Bürgerschaftliches Engagement tritt als Ressource bei dem Typus der „Ehrenamtlich Engagierten“ ganz oder teilweise an die Stelle der früheren Berufsarbeit. Einige Frauen greifen in ihrem Ehrenamt eigene biografische Themen auf oder nutzen die freiwillige Tätigkeit zur Krisenbewältigung in einer Übergangsphase. Die Formen des ehrenamtlichen Engagements werden vor dem Hintergrund der Ergebnisse von Jakob (1993) diskutiert. Aktiv, reiselustig und kontaktfreudig zu sein, charakterisiert einen weiteren Typus; bei manchen Frauen sind diese Aktivitäten mit bürgerschaftlichem Engagement verbunden. Bei den „familienbezogenen“ Frauen hat das Zusammensein mit dem Ehemann bzw. den Kindern und Enkelkindern Vorrang vor Treffen mit Freunden und Bekannten. Die eher „Zurückgezogenen“ genießen die Stille und das Alleinsein und pflegen Außenbeziehungen, die weniger intensiv sind. Bei den „Suchenden“ wurden Frauen subsumiert, die noch keine passenden Außenbeziehungen oder Aktivitäten gefunden haben.

Die im Alter im Allgemeinen an Bedeutung gewinnenden Beziehungen zu den Kindern und Enkeln werden im anschließenden Unterkapitel behandelt. Dargestellt werden Kommunikationsmuster wie regelmäßige Telefonate und Besuche, Familienfeiern und gelegentliche Treffen. Veränderungen in diesen Beziehungen werden durch Umzüge oder den Arbeitsalltag der Kinder (zum Beispiel Montage, Schichten) hervorgerufen. Die Aufrechterhaltung der Beziehung wird dann mitunter zu einer komplexen Aufgabe. Seltener findet die Betreuung von Enkeln statt, weil die meisten Enkel bereits im Jugend- oder Erwachsenenalter sind. Die Beteiligung am Familienleben der jüngeren Generationen oder Hilfeleistungen für sie vermitteln den Frauen das Gefühl, gebraucht zu werden. Vielen Frauen ist es ein Anliegen, ihre Kinder und Enkel nicht zu sehr zu belasten.

6.1 Die soziale Situation lediger, geschiedener und verwitweter Rentnerinnen

Auch in Zukunft machen allein lebende ältere und alte Frauen wie zum Beispiel Witwen eine große Gruppe der deutschen Bevölkerung aus. Da Männer eine geringere durchschnittliche Lebenserwartung als Frauen haben und Ehemänner meist älter sind als ihre Frauen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass Ehefrauen ihre letzten Lebensjahre als Witwe erleben:

Zwar leben unter den 60- bis 65-jährigen Männern noch 84,8% in einer Partnerschaft, doch sind es bei den gleichaltrigen Frauen nur noch 68,9%. Unter den 75- bis 80-Jährigen sind immer noch drei Viertel der Männer (77,1%), aber nur noch ein Viertel (26,1%) der Frauen mit ihrem Partner verheiratet (Kade 2001, S. 29).

Die Witwenschaft von Frauen beträgt im Schnitt 14 bis 15 Jahre (vgl. Fookien 1990, S. 59). Auch geschiedene und ledige Frauen leben im Alter allein. Aufgrund höherer Scheidungsraten und der Pluralisierung der Lebensformen ist mit einem Wachstum der Gruppe allein stehender älterer Frauen zu rechnen.

Die Interviews zeigen, dass allein lebende Frauen nicht pauschal als vereinsamt zu sehen sind. Viele von ihnen unterhalten intensive Außenbeziehungen, durch die soziale Netzwerke entstehen. Für andere beinhaltet Alleinsein für einige Stunden am Tag und in der eigenen Wohnung viele positive Aspekte. Außenkontakte können jedoch durch gesundheitliche Beeinträchtigungen oder Ängste, zum Beispiel im Winter auf der Straße zu fallen, behindert werden.

10 von 16 Rentnerinnen leben zum Zeitpunkt des Interviews ohne einen Lebenspartner. Sechs dieser Frauen sind Witwen, zwei sind geschieden und zwei ledig. Die Lebenssituation allein stehender Rentnerinnen unterscheidet sich wesentlich von der verheirateter oder in ehe-ähnlicher Gemeinschaft lebenden Frauen. Zunächst fällt auf, dass diese Gruppe von älteren Frauen über ein geringeres Haushaltseinkommen verfügt (vgl. Kapitel „Zum Lebensstandard der Rentnerinnen“). Dabei sind bestimmte notwendige Ausgaben eines Ein-Personen-Haushalts nicht niedriger als in einem Zwei-Personen-Haushalt, was der folgende Vergleich der erfragten Mieten zeigt:

Tabelle Wohnverhältnisse

Anonymisierte Nummer des Interviews/Status	Größe der Wohnung	Miete oder Eigentum	Höhe der Miete
19/verwitwet	4 Zimmer/70-100 m ²	Eigentum	keine
20/verwitwet	mehr als 4 Zimmer/über 100 m ²	Eigentum	keine
10/verwitwet	3 Zimmer/50-70 m ²	Miete	735 DM
14/verwitwet	2 Zimmer/50-70 m ²	Miete	385 DM
15/verwitwet	3 Zimmer/50-70 m ²	Miete	650 DM
5/verwitwet	3 Zimmer/50-70 m ²	Miete	580 DM
21/geschieden	2 Zimmer/36 m ²	Miete	580 DM
3/geschieden	2 Zimmer/50-70 m ²	Miete	700 DM
18/ledig	2 Zimmer/50-70 m ²	Miete	920 DM
24/ledig	2 Zimmer/bis 50 m ²	Miete	590 DM

Die ledigen bzw. geschiedenen Rentnerinnen bewohnen Zwei-Zimmer-Wohnungen, die nicht zu den preiswertesten zählen. Die Wohnsituation der Witwen gestaltet sich unterschiedlich. Zwei wohnen weiterhin in dem zusammen mit dem Ehemann erworbenen oder erbauten Haus, eine zog in eine Zwei-Zimmer-Wohnung um, zwei behielten die Wohnungen, in denen sie mit ihren Männern lebten.

Die beiden ledigen Frauen lebten langjährig ohne Lebenspartner. Bei den verwitweten oder geschiedenen Frauen liegen der Tod des Ehemanns bzw. die Trennung von ihm unterschiedlich lange zurück. Einige Angaben zur Verwitwung macht die folgende Tabelle:

Tabelle Alter bei Verwitwung

Anonymisierte Nummer des Interviews	Verwitwung	Alter der Frau bei der Verwitwung
14	vor 13 Jahren	51
5	vor 5 Jahren	53
10	vor 14 Jahren	57
20	vor 14 Jahren	57
15	vor 2 Jahren	63
19	vor 3 bis 4 Jahren	73

Drei Frauen erlebten zwischen dem 51. und 57. Lebensjahr die Verwitwung. Das heißt, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews bereits viele Jahre ohne Partner lebten und diese Situation

schon zur Gewohnheit geworden war. In welchem Alter und Jahr die Scheidung erfolgte, macht die folgende Tabelle deutlich:

Tabelle Alter bei Verwitwung

Anonymisierte Nummer des Interviews	Scheidung	Alter der Frau bei der Scheidung
21	1965	42
3 ²⁰	vor 1990	53 oder jünger

Die Scheidung erfolgte in einem jüngeren Alter als die Verwitwung.

6.1.1 *Verwitwete Rentnerinnen*

Allein zu leben, wird von den Betroffenen sehr unterschiedlich bewertet – zum Teil negativ, zum Teil neutral bis positiv. Zwei der Frauen, die seit mehr als zehn Jahren Witwen sind, bewerten ihren Status positiv. Eine der Befragten (Interview 5) wohnt erst seit kurzer Zeit allein. Vorher lebte sie mit einer ihrer Töchter zusammen, die dann in eine eigene Wohnung zog.

Die Zufriedenen. Frau Büchner (Interview 20) ist seit 14 Jahren Witwe. Sie engagiert sich in verschiedenen Verbänden und Alteninitiativen und besucht häufig Veranstaltungen und Kongresse. Allein zu reisen bzw. zu leben, empfindet sie als unproblematisch:

I: Wenn Sie ein Schwein schlachten wollen, holen Sie Ihre Familie herbei und dann helfen die Ihnen?

A: Dann, na ja, der Sohn –

I: Der Sohn?

A: Der Sohn und der Enkel kommt ja.

I: Ist ein bisschen schwer allein, oder?

A: Nö.

I: Nein?

A: Nein, mich stört das ni'. So was stört mich alles noch nicht (Interview 20, S. 25).

Frau Büchner unternahm bereits vor dem Tod des Mannes vieles allein, Selbstständigkeit musste sie sich nicht erst danach aneignen. Hinzu kommt ein starkes ehrenamtliches Engagement für ältere Menschen. Ihre aktive Vita ermöglicht es Frau Büchner, ihr Leben allein zu meistern.

Frau Mainert (Interview 10), die ebenfalls vor 14 Jahren Witwe wurde, befindet sich in einer vergleichbaren Situation:

Nee, nee das würd' ich auch – da bin ich viel zu gerne alleine. Nur bin ich ja sehr viel bei meinen Kindern. Meine Kinder, die wohnen ja bei A-Stadt, in dem B-Dorf [Anonymisierung – d. A.] dort. No. Und meine Tochter, die arbeitet auch in C-Stadt [Anonymisierung – d. A.], die is' dort in dem Alten-, so (stockt), Kurzzeitpflege nennt sichs wohl jetzt. Die is' auch Krankenschwester von Be-

20 Diese Frau (Interview 3) befindet sich in einer besonderen Situation: Ihr geschiedener Mann hat im gleichen Haus eine Wohnung. Beide begegnen sich häufig und unterstützen sich gegenseitig, ohne dass sie ein Paar sind. Von einer Partnerschaft kann hier aber durchaus gesprochen werden.

ruf, ne. Und die brauchen mich natürlich sehr oft, wenn ich – auch im Sommer geh’ viel – die ham ’n Garten und mein Schwiegersohn hat Viehzeug, der geht ja auch arbeiten, nich’ (Interview 10, S. 2-3).

Eine intensive Beziehung zu den Kindern und Enkelkindern mildert ohnehin die Situation des Alleinseins. Doch für Frau Mainert hat das Alleinsein einen eigenen Wert.

Auch das – hier die Frau Sch. hinten, vom Herrn Sch. die Mutter, die wohnt doch hier hinten im Haus, nu’. Die sagt immer: „Hach, das immer Alleinsein und so.“ (Spricht laut und betont) „Und, und das is’ so langweilig.“ Ich sag’: „Könnst’ ich nicht sagen.“ „Na, bei Ihnen is’ ja auch jemand da, Sie könn’ ja mit mir ja gar ne mitreden, Ihre Kinder komm’ ja auch laufend.“ (Wieder laut und betont) Ich sag’: „Ja, meine Güte, das is’ auch alles mit Arbeit verbunden dann, nich’.“ „Das is’ natürlich nu’ auch nicht mehr so. Es war ja früher immer so, dass die Kinder fast jeden Sonntag hergekommen sind, essen und, na ja, da hab’ ich eben immer ’ne große Familie gehabt und immer kochen müssen und, und das alles. Nuja, das hab’ ich gemacht, das war nu’ mal so (Interview 10, S. 13).

Frau Mainert hat sich nicht nur an das Alleinsein gewöhnt, sie findet auch Gefallen daran. Mit einem Mann zusammen zu leben, kann sie sich nicht mehr vorstellen:

Wissen Se, das is’ – ich will mal sagen, na ja, es gibt Frauen, die können nicht alleine sein. Aber ich, ich, ich kann mersch gar ne vorstellen, wenn, jetz’ mach’ ich, was ich will, nich’? Aber wenn ich dann denke, da, da is’ ä Mann, da will er dann dahin gehen, und da will er verreisen, und dann will er tanzen gehen. Ich wär’ bestimmt gerne mitgegangen tanzen, weil ich für’s Leben gerne tanze, nich’. Das is’ nich so. Aber nee, überhaupt son Anhängsel zu haben. So geh ich zu meinen Kindern, wenn ich will und so hätt’ ich immer fragen müssen, könn’ mer mal? Oder darf ich mal oder so, nee. Das wär nichts mehr gewesen. Das weiß ich. Ich mein’, ich war ja erscht Anfang fuffzig, wo mein Mann starb, nich’ (Interview 10, S. 22).

Die Erzählende ist sich der Vorzüge ihrer Lebensform bewusst, und dazu gehört die Unabhängigkeit von einem Partner. Ein „Anhängsel“ zu haben wäre wenig attraktiv, gleich, was ein möglicher Partner an Unternehmungen vorschlagen könnte. Keine anderen Bedürfnisse berücksichtigen zu müssen, wenn zum Beispiel die Kinder besucht werden, ist dagegen angenehm. Auch am Weihnachtsabend ist Frau Mainert lieber allein:

Dieses, dieses Jahr auch wieder, weil ich ja nu in A-Ort [Anonymisierung – d. A.] war, sonst hab’ ich immer so gemacht, Heiligabend bin ich alleine geblieben. Ich sag’: „Lasst mich alleine, ich will niemand um mich rum haben.“ Da kann ich mich mal so richtig schön ausweinen. Da, da redet mich nich’ jeder dazwischen: „Na, wein’ doch nich’, warum weinst du, is’ doch kein Grund zum Weinen“ (spricht ganz schnell). Ich sag’: „Lass’ mich in Ruhe.“ Aber dies’ Mal hats nu’ nich’ geklappt (Interview 10, S. 23/24).

Dieses Zitat drückt allerdings die Zwiespältigkeit der Situation der Befragten aus. Weihnachten ist das Fest der Familie, das niemand gern allein verbringt. Frau Mainert will aber allein mit ihren Gefühlen sein. Dass Kinder und Enkelkinder nach dem Grund der Traurigkeit fragen, soll vermieden werden.

Die beiden Beispiele dienen als Grundlage für den Typus verwitweter Rentnerinnen, die ihr Leben als allein stehende Frau akzeptieren und es überwiegend positiv bewerten. Eine Veränderung der Situation wird nicht angestrebt. Die Gefahr von sozialer Isolierung besteht nicht; intensive Außenkontakte oder enge Beziehungen zu Verwandten werden gepflegt.

Die soziale Situation allein stehender, älterer Frauen kann nicht generell als defizitär oder problematisch angesehen werden. Einen maximalen Kontrast hierzu bildet die „vereinsamte Witwe“, die eine neue Partnerschaft sucht. Ein solcher Fall kommt jedoch im Datenmaterial nicht vor.

Auch Frau Hauser (Interview 14), deren Verwitwung bereits einige Jahre zurückliegt, kann zu dem Typus „Zufriedene“ gerechnet werden, obgleich sie sich das Leben als alleinstehende Rentnerin nicht erträumt hatte:

Bin glücklich, dass es so is'. Und, gut, das Alleinsein, das is' 'ne andre Frage. Das hab' ich mir natürlich anders vorgestellt. (...) Das hab' ich mir im Rentnerdasein anders vorgestellt, das muss ich natürlich sagen. Aber, na ja, dagegen kann man nicht an. Und da gehts mir gut (Interview 14, S. 24).

Alleine sein, bedeutet eine Einschränkung der Zufriedenheit, die Frau Hauser sonst empfindet.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass alle drei Frauen noch vor der Wende verwitweten. Sie waren zu diesem Zeitpunkt jünger als 60 Jahre alt und erwerbstätig. Dies stellt eine wichtige Rahmenbedingung für das Erleben der Witwenschaft dar. Eine erwerbstätige Witwe lebt in einem anderen sozialen Umfeld als eine Witwe, die ihre Erwerbstätigkeit bereits beendet hat.

Die „neuen“ Witwen. Zwei Frauen, die vor noch nicht langer Zeit verwitwet sind, thematisieren das „Vor-“ und „Nachher“ dieses für sie einschneidenden biografischen Ereignisses:

I: Und, wenn Sie an Ihren Alltag heute denken (...), was hat sich da verändert, so das alltägliche Leben, was ist besser geworden, was ist vielleicht schlechter geworden? Im Gegensatz zu vor der Wende?

A: Also, für mich, ich muss mich damit abfinden, dass ich alleine bin. Und das is' eigentlich (lacht leise) jetzt, wenn wir miteinander wären – (Überschneidung)

I: Das ist das Wichtigste? (Überschneidung)

A: Ja, dann könnten wir sicherlich, dann würden wir das alles bisschen mehr genießen, wir würden hier und da mal wohin fahren, uns kulturell, vielleicht, wir sind früher zum Konzert gefahren, hier Freundeskreis Musik einmal, wees ich. Oder mal nach Görlitz. Oder och mal 'n Theaterbesuch oder bis Dresden zumindest und ham uns eigentlich, das muss ich och sagen, wir ham immer 14 Tage Urlaub gehalten. Das war damals – ja, die Situation is' eine ganz andere. Aber, was ich schon sagte, dass ich jetzt alleine bin – (Interview 19, S. 9).

Frau Möhlmann (Interview 19) ist noch dabei, sich in ihrem Leben als verwitwete Frau einzurichten. Einige gemeinsame Aktivitäten wie Reisen oder der Besuch von Veranstaltungen sind nicht mehr möglich oder vermitteln nicht mehr denselben Genuss. Frau Möhlmann wurde mit 73 Jahren Witwe. Möglicherweise ist das höhere Alter mit ein Grund dafür, dass die Anpassung an die neue Lebenssituation schwer fällt. Frau Sonntag (Interview 15) fehlen ebenfalls die gemeinsamen Aktivitäten mit dem Ehemann:

Dann sind wir oft so hier, die Busreisen ham wir gemacht. Sind wir viel verreist. Bis mein Mann dann krank wurde, dann kam der Hammer, so. Und sonst kann ich Ihnen nüsch weiter sagen. Noa. Jetzt verreis' ich noch viel, wenn ich dann zum Sommer wieder och diese Busreisen, weil ich ni' Autofahrn kann. Das Auto hab ich dann meinen Kindern gegeben (Interview 15, S. 7).

Hier ist es zwei Jahre her, dass der Ehemann starb. Frau Sonntag verarbeitet das Ereignis, indem sie ihre außerfamiliären Aktivitäten verstärkt:

Sport och, na ja, das is ee Mal in der Woche, das is 'ne Stund', noa. Um bissel die Knochen wieder (lacht), die morsche Knochen zu bewegen, noa. Ich bin ee mal, voriges Jahr bin ich, wo ich eben so nach dem Tode von meim Mann, dacht' ich, jetz' muss ich, bin ich dann hin of de Volkshochschule gegangen', hier, wo ich das Bild dann gemacht hab'. (...) Nu', da warn lauter solche junge, so wie Sie so in dem Alter, Studenten und, und, und Hochschüler, noa. Und da hab' ich mich als so ältere Frau natürlich ni' so richtig wohl gefühlt (Interview 15, S. 21).

Der Entschluss („jetzt muss ich“) ist eine Reaktion auf den Partnerverlust. Durch die Verwitwung geht eine enge Beziehung zu einem vertrauten Menschen verloren. Da die meisten Witwen allein leben, müssen sie aktiver als andere ältere Frauen werden, um neue Beziehungen eingehen zu können. Die meisten verwitweten Rentnerinnen streben allerdings keine neue Partnerbeziehung an. Nur eine der Befragten erörtert dieses Thema:

A: No. Ich würde immer vergleichen. (...) Und das is' nischt. Das is' für 'ne Beziehung nischt. Ich mein', vielleicht legt sichs noch, aber ich kann mir mich darin ne vorstellen. Ich hab' mich früher schon geprüft, wo mein Mann noch gesund war, ob ich das könnte, wenss Mal sein sollte. Da hab' ich schon immer gedacht, nee, das kannst de ne. Ich bin zu sehr, wie sagt man, beständig oder so (räuspert sich). Aber manchmal is' ja dumm, noa. Manchmal is' es dumm, dass jemand kommt und –

I: Dann passiert's –

A: Passiert's. (Überschneidung)

I: Und wenn es passieren würde, dann wären Sie auch nicht abgeneigt?

A: Nee. Dann, wenn die Wellen stimmen (lacht leise). Noa, bloß heiraten würde ich ni' mehr, das? (...) Ne wegen dem Verheiratetsein (betont), so ne.

I: Hat das mit dem Alleinsein zu tun?

A: Sicher. Weeß ne. Nee, eigentlich och ne.

I: Eigentlich eher jemand haben, mit dem man reden kann?

A: Ja.

I: Ja?

A: Das, und mal wohin fahren kann, oder (Interview 5, S. 46).

Es handelt sich hier um eine Argumentation zum Für und Wider einer neuen Partnerschaft. Einerseits ist (Interview 5) eine neue Beziehung nicht vorstellbar; der neue Partner würde mit dem verstorbenen Mann verglichen werden, d. h. vielleicht, der Verstorbene ist noch allgegenwärtig. Andererseits wird eine solche Möglichkeit doch in Betracht gezogen; vor allem ein Begleiter für Reisen und Freizeitaktivitäten wäre wichtig.

Diskussion der Daten: Ohne Zweifel ist das Thema – die soziale Situation verwitweter Rentnerinnen – eine eigene Untersuchung wert. Hier wurde ein Typus von Witwen, der sich nicht nur mit dem Alleinleben abgefunden hat, sondern demselben auch positive Aspekte abgewinnt, charakterisiert. Der Typus einer „vereinsamten Witwe“ kommt im Datenmaterial nicht vor.

Zu den Problemen, die sich in den ersten Jahren der Witwenschaft stellen, zählt die Abwesenheit eines geeigneten Partners für gemeinsame Unternehmungen. Die Idee einer Freizeitpartner-Vermittlung ist vielleicht ungewöhnlich, würde aber dieses Defizit beheben können. Einen neuen Sexualpartner suchen die Befragten offenbar nicht. Laut Statistik beträgt

das durchschnittliche Heiratsalter von Frauen, die verwitwet waren, 50 Jahre. Das der Männer liegt bei 60 Jahren. Wenn eine weitere Heirat in Frage kommt, dann für jüngere Witwen. Laut Statistik liegt das durchschnittliche Alter des Partnerverlustes jedoch bei 68 Jahren (Median) und das häufigste Verwitwungsalter (Modus) bei 72 Jahren (vgl. Fookon 1990, S. 59). Dabei muss der Frauenüberschuss in den älteren Jahrgängen berücksichtigt werden sowie der Umstand, dass eine Heirat für viele Witwen unattraktiv ist, weil sie ihre Witwenrente verlieren würden. Wenn das Ehepaar viele Jahre zusammenlebte, kann das auch dazu führen, dass die verwitwete Frau keine weitere Ehebeziehung oder Partnerschaft anstrebt.

6.1.2 *Geschiedene Rentnerinnen*

Zwei der befragten Frauen sind geschieden; ihre Scheidung wurde vor mehr als zwölf Jahren, als sie noch berufstätig waren, vollzogen. Analog zu den verwitweten Frauen kann davon ausgegangen werden, dass sie sich an ein Leben ohne Partner gewöhnt haben. Es ist möglich, dass durch die Berentung eine neue Situation eingetreten ist. Beide Frauen engagierten sich jedoch nach der Berentung ehrenamtlich, so dass sich der Übergang von der Erwerbs- zu der Rentnerinnenphase sanfter vollzog. Beide Frauen berichten von ihren Kindern und Enkelkindern. In anderen Punkten bestehen erhebliche Unterschiede.

Frau Schumacher (Interview 21) wird 1965 im Alter von 42 Jahren geschieden. Sie lebt anschließend mit ihren Kindern, später mit ihrer Mutter zusammen, bis diese 1983 stirbt. Seitdem lebt Frau Schumacher allein. Offenbar hat sie kein Problem damit, denn Sie vertritt die Ansicht, dass eine Frau mit dem Alleinleben besser zu recht kommt als ein Mann:

I: Ja nu'. Hat man's als ältere Frau schwerer als, als älterer Mann?

A: (Atmet aus) Nee, würd ich o ne sagen. (...) Woll'n mal sagen, gucken- (unverständlich), grade die allein Stehenden dann, da find' sich 'ne Frau mehr rein als ä Mann, noa. Noa.

I: Also, wenn 'ne Frau allein lebt und alt is', kommt sie damit besser zu recht als ein Mann?

A: Nu, jaja, ja.

I: Na, das ist sicher so?

A: (Murmelt) Also, das muss das, nee, das is keene Einbildung. S gibt solche und solche, aber das überwiegende Teil is' so, der Mann, noa (Interview 21, S. 10).

Ihre Situation ist vergleichbar mit der einiger Witwen, die bereits längere Zeit allein leben. Die Betroffenen gewöhnen sich an die Gegebenheiten und richten sich darin ein; eine neue Partnerschaft streben sie nicht an.

In diesem Punkt hebt sich Frau Gerdes (Interview 3), ein Typus der selbstständigen Frau, ab. Diese Interviewte wurde zu DDR-Zeiten ein zweites Mal geschieden. Ihr Mann zog erst nach der Wende aus der gemeinsamen Wohnung aus, da er zuvor keine eigene fand. Frau Gerdes war zu diesem Zeitpunkt des Interviews 66 Jahre alt und berufstätig. Sie schildert das Alleinsein als vorteilhaft, weil sie in dieser Zeit politisch stark engagiert war und nach der Wende hauptberuflich in der Kommunalpolitik arbeitete.

Und da ich – da hat sich eben – es hat alles im Leben seine positiven Seiten, dass man weiß, dass ich – dass ich auf das Leben, was ich allei – doch bald zehn Jahre alleine geführt habe, dass das nicht schlecht war. Und dass ich mir da – dass ich da – na ja, eigentlich mir wirklich – dass ich da

mehr gestärkt heraus, hervorgegangen bin, als andres. Ich hätte bestimmt diese Chancen, die hat, die hätte ich als Ehefrau nicht genutzt (Interview 3, S. 29).

Als allein stehende Frau nimmt Frau Gerdes Chancen wahr, die sie als Ehefrau nicht genutzt hätte. Nach der Berufstätigkeit lernt sie bei einer Kur einen Mann kennen, zu dem sie die Beziehung später jedoch wieder löst. Zur Zeit des Interviews lebt Frau Gerdes' geschiedener Mann im selben Haus, wenn auch in einer anderen Wohnung.²¹ Beide unternehmen viel zusammen und unterstützen sich gegenseitig in alltäglichen Angelegenheiten. Frau Gerdes legt großen Wert auf ihre Eigenständigkeit:

Man muss wirklich aufpassen, und ich meine, das is' bestimmt en Problem der älteren Frau. Wenn sie keinen Mann haben, dass se zu Hause sitzen, dass sie Komplexe haben, da was alleine zu machen, oder wenn sie einen Mann haben, der nicht mehr aktiv ist und der nichts mitmacht, dass sich ne Frau unterordnet und das aufgibt. Und, und dass ich jetzt aufpassen muss und, und ich da auch – na ja, man kann natürlich auch Frauen verstehen, die das nicht können und dass das der Mann nicht will. Und dass ich das jetzt nicht machen würde, wenn mein Mann krank ist und er nicht kann, dass ich dann auch nicht irgendwohin gehe. Also, ich versuche meine, meinen Bereich mir auch zu erhalten und da versuch' ich auch andere drin zu stärken. Das, da hab' ich ein Freundeskreis von der Schule, was jetzt mal eine sagte: „Also ich, ich merke, dass ich immer mehr Dinge nur meinen Mann erledigen lasse. Der kann besser reden, und der kann das besser machen, und da lass' ich den gehen.“ Da hab ich gesagt: „Mensch, da machst du aber einen großen Fehler.“ Was denn mal: Der hat jetzt eine Bypassoperation. Und ich meine, man muss doch mal fragen. Dass, die Gefahr besteht doch, dass man wieder einmal alleine ist. Na ja, da hat man o was gelernt (Interview 3, S. 29).

Eine Frau muss sich auch in einer Partnerbeziehung Eigenständigkeit bewahren, da man immer in die Situation kommen kann, alleinstehend zu sein.

6.1.3 *Ledige Rentnerinnen*

Die erhobenen Daten sind nicht ausreichend, um zu verlässlichen Aussagen zu kommen. Sowohl Zufriedenheit mit der Situation als auch damit nicht zurechtzukommen sind vertreten:

Frau Pohlmann (Interview 24) ist ledig und hat zwei Kinder, die bereits erwachsen sind und eigene Familien gegründet haben. Sie nimmt regelmäßig an einem Frauenfrühstück teil, besucht kulturelle Veranstaltungen oder geht zum Einkaufen in die Stadt. Sie vermeidet es, zu lange allein in der Wohnung zu bleiben. Frau Pohlmann empfindet es als eher problematisch, dass sie allein lebt. Sie hat noch nie länger mit einem Partner zusammen gelebt.

Frau Lohmeier (Interview 18) besucht ebenfalls gerne Kulturveranstaltungen. Im Winter schränkt sie ihre Unternehmungen allerdings ein, da sie nicht so gut zu Fuß ist. Sie sagt, dass sie auch gern für sich allein in der Wohnung sei. Frau Lohmeier ist dem Typus der „Zufriedenen“ zuzuordnen, auf Frau Pohlmann trifft dies nicht zu.

21 Ähnliche Arrangements treffen wir bei einer verheirateten Frau an, die mit ihrem Partner allerdings in der gleichen Wohnung lebt. Möglicherweise handelt es sich hier um eine Form individualisierter Partnerschaft, die sich in Zukunft noch stärker verbreiten wird.

Die Lebenssituation allein lebender, älterer Frauen unterscheidet sich wesentlich von der verheirateter, älterer Frauen – ein Tatbestand, der bei der Konstruktion der sozialen Milieus älterer Frauen berücksichtigt werden muss. Witwen, die sich in der Trauer- und Anpassungsphase befinden, empfinden den Verlust des Partners als nach wie vor schmerzlich, sehen ihre Freizeitmöglichkeiten eingeschränkt und bemerken eine Veränderung ihrer sozialen Beziehungen. Ein Teil der Witwen nutzt die verstärkte Außenorientierung als eine erfolgreiche Coping-Strategie. Die Außenorientierung, teilweise schon während der Ehe bestehend, spielt eine Rolle für den Erhalt der Selbstständigkeit. Zu den Außenbeziehungen gehören die Beziehungen zu den nächsten Angehörigen, aber auch solche im Rahmen eines bürgerschaftlichen Engagements. Ein Teil der Witwen weist auf ihr positives Erleben des Alleinseins hin.

Sozialpädagogische Anregungen durch offene Arbeit in niedrig schwelligen Angeboten und vor allem die Bereitstellung nichtkommerzieller Freizeitmöglichkeiten könnten eine angemessene Form der Unterstützung sein.

6.2 Zum Lebensstandard der Rentnerinnen

6.2.1 Vorbemerkung

In diesem und den folgenden Kapiteln geht es um die soziale Situation der Rentnerinnen. Diese ist zunächst durch das dauerhafte Leben ohne Erwerbsarbeit und ein gesichertes Einkommen gekennzeichnet: beides sind Bedingungen, die bei Arbeitslosen nicht gegeben sind. Zu den Rentnerinnen zählen in der vorliegenden Befragung 16 Frauen. Zwei von ihnen beziehen eine Erwerbsunfähigkeitsrente; in einem Fall ist diese Rente befristet.²²

Es liegen keine objektiven Maßstäbe zur Beurteilung einer materiellen Situation vor. Ob jemand arm oder reich ist, hängt von der jeweiligen Bewertung ab. Setzt man internationale Maßstäbe an, dann kann wohl kaum von Armut in Deutschland gesprochen werden, da die Befriedigung aller Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken, Kleidung und Wohnung abgesichert ist (letztendlich über die Zahlung von Sozialhilfe). In vorliegender Studie interessieren eher Benachteiligungen, die zu finanziellen Sorgen oder sozialer Randständigkeit führen. Sportliche oder kulturelle Aktivitäten, Hobbies, Reisen, das Ausüben von Ehrenämtern kosten Geld, und wer ein geringes Einkommen hat, kann davon ausgeschlossen sein. Ein anderer Grund für Einschränkungen in diesem Bereich können gesundheitliche Probleme sein. Deshalb erscheint es sinnvoll, die Einkommen älterer Frauen in Beziehung zu anderen ausgewählten Merkmalen des Lebensstandards und der Lebenslage zu setzen. Zu diesen Merkmalen zählen:

- schuldenfreies Wohneigentum, Wohneigentum mit Hypotheken oder Baudarlehen, Miete,
- Höhe der Miete,
- Anzahl der im Haushalt lebenden Personen,
- eigenes Auto,

²² Eine Frau der jüngeren Altersgruppe befindet sich in der arbeitsfreien Phase der Altersteilzeit. Ihre soziale Situation ist vergleichbar mit der einer Rentnerin, wobei sie jedoch aufgrund der Altersteilzeit finanziell besser gestellt ist. Bei dem Vergleich des Lebensstandards wird sie daher nicht berücksichtigt.

- Leben in der Stadt oder auf dem Dorf,
- Familienstand.

Der Vergleich ist am durchschnittlichen Haushaltseinkommen in der Region, das je nach Kreis zwischen 1370 und 1505 Euro liegt (vgl. Statistisches Landesamt Sachsen, Kreisdaten) orientiert. Wenn das Einkommen eines Zwei-Personen-Haushalts höher liegt als das durchschnittliche Haushaltseinkommen ist, handelt es sich um ein mittleres Einkommen. Haushalte mit einem geringeren Einkommen sind deshalb noch nicht arm zu nennen.

Bei den Ein-Personen-Haushalten stellt sich die Situation etwas anders dar. Allein lebende Frauen in den neuen Bundesländern verfügen über ein durchschnittliches Nettoeinkommen von 2119 Mark (vgl. Statistisches Jahrbuch 2001, S. 568). Die notwendigen Ausgaben (Lebensmittel, Waren des täglichen Bedarfs, Miete, Wohnnebenkosten und mehr) sind in einem Ein-Personen-Haushalt niedriger als in einem Zwei-Personen-Haushalt, liegen aber deutlich höher als die halbierten Ausgaben eines Zwei-Personen-Haushalts. Schuldenfreies Wohneigentum trägt zu einer Verbesserung des Lebensstandards bei; ein Auto wird als Hinweis auf einen mittleren Lebensstandard gewertet. Die Höhe der Miete lässt sich kaum einordnen, da Wohnen immer auch ein Ausdruck des Lebensstils ist. Die Frauen bzw. Ehepaare entscheiden individuell, wie viel Geld sie für ihre Wohnung ausgeben wollen.

6.2.2 *Lebensstandard der Witwen*

Eine der befragten Frauen, die Witwe ist, lebt mit einem Partner zusammen in dessen Haus. Das Haushaltseinkommen zählt hier mit 3000 bis 3500 DM zu den mittleren Einkommen, wobei hinzukommt, dass davon keine Miete beglichen wird. Die Frau unterhält ein eigenes Auto. Die anderen sechs Witwen des Sample leben in Ein-Personen-Haushalten:

Tabelle Materielle Situation

Altersgruppe (in Jahren)	Haushaltseinkommen (in DM)	Wohneigentum/Status	Miete (in DM)	Auto	Stadt oder Dorf
55-60	1800-2200	nein	580	nein	Stadt
71 und älter	1800-2200	nein	735	nein	Stadt
71 und älter	1400-1800	ja/schuldenfrei	keine	ja	Dorf
71 und älter	1800-2200	ja/schuldenfrei	keine	nein	Dorf
61-70	2200-2500	nein	385	ja	Stadt
61-70	2200-2500	nein	650	nein	Stadt

Eine Frau erhält eine Erwerbsunfähigkeitsrente, eine weitere Witwenrente. Die anderen beziehen eine eigene Alters- und Witwenrente. Nur eine Frau verfügt lediglich über ein Einkommen von unter 1800 DM, zahlt jedoch keine Miete. Sicher müssen auch Hauseigentümer für Nebenkosten aufkommen, es fallen Reparaturen und Steuern an. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass ein Hauseigentümer mindestens 200 DM weniger für Wohnen ausgibt. Drei Einkommen erreichen annähernd das durchschnittliche Haushaltseinkommen in den neuen Bundesländern. Zwei Einkommen rangieren über dem Durchschnittseinkommen

eines Ein-Personen-Haushalts. Von daher kann die Einkommenssituation der Witwen im Vergleich zum allgemeinen Lebensstandard in der Region als mittelmäßig bezeichnet werden. Einige Frauen leisten finanzielle Hilfe für ihre Kinder und Enkel.

Die Daten sind nicht repräsentativ. Doch sie lassen die Annahme zu, dass die finanzielle Situation von Witwen in den neuen Bundesländern vergleichsweise gut ist. Aufgrund der hohen Frauenerwerbsquote zu DDR-Zeiten sind Renten nach dem Mindestsatz vergleichsweise selten. Eine geringere Witwenrente ergibt zusammen mit einer geringeren eigenen Rente ein mittleres Einkommen.

6.2.3 *Lebensstandard lediger und geschiedener Rentnerinnen*

Tabelle Lebensstandard

Altersgruppe (in Jahren)	Haushaltseinkommen (in DM)	Wohneigentum/Status	Miete (in DM)	Auto	Stadt oder Dorf
55-60	1000-1400	nein	590	nein	Stadt
71 und älter	1800-2200	nein	920	nein	Stadt
71 und älter	1400-1800	nein	600	nein	Stadt
61-70	2500-3000	nein	385	ja	Stadt

In zwei Fällen besteht ein mittleres und in zwei ein niedriges Einkommen. Erklärungen hierfür ergeben sich aus den Biografien der Betroffenen. Zwei Frauen waren in ihrem Erwerbsleben immer voll berufstätig. Eine von ihnen zog ihre Tochter groß und unterbrach ihre Arbeit nur für vier Monate Schwangerschaftsurlaub. Die beiden anderen Frauen unterbrachen ihre Erwerbstätigkeit aufgrund von Kindererziehung und Krankheiten für längere Zeit – ein Hinweis darauf, dass auch in der DDR geschiedene und nicht verheiratete Frauen mit Kindern dem Risiko einer finanziellen Benachteiligung ausgesetzt waren.

6.2.4 *Lebensstandard verheirateter Rentnerinnen*

Altersgruppe (in Jahren)	Haushaltseinkommen (in DM)	Wohneigentum/Status	Miete (in DM)	Auto	Stadt oder Dorf
61-70	2400	ja/schuldenfrei	keine	unbekannt	Dorf
61-70	3500-4000	ja/unbekannt	keine	ja	Dorf
61-70	3500-4000	Nein	700	ja	Stadt
61-70	3000-3500	Nein	612	ja	Stadt
61-70	über 4500	ja/schuldenfrei in einem Jahr	keine	ja	Stadt

Da einer der Ehemänner noch berufstätig ist, wird in diesem Fall ein relativ hohes Einkommen von über 4500 DM erzielt. Mit großer Wahrscheinlichkeit verfügt dieses Paar auch

im Ruhestand über ein mittleres Einkommen. Aus der Tabelle ergibt sich, dass vier von fünf verheirateten Rentnerinnen einen mittleren Lebensstandard vorweisen, der über dem durchschnittlichen Haushaltseinkommen liegt. Der Lebensstandard der fünften Frau ist niedriger. Diese Frau, Mutter von vier Kindern, war längere Zeit nicht und erst wieder ab 1985 erwerbstätig. Sie erhält eine Rente nach Mindestsatz. Die eigenen Renten der oben genannten Frauen betragen:

- 1 × unter 600 DM
- 2 × 1000-1400 DM
- 1 × 1400 DM
- 1 × 1400-1800 DM.

Deutlich wird, dass die Frauen mit ihren Renten erheblich zum Familieneinkommen beitragen. Von einer finanziellen Benachteiligung kann nur in einem Fall gesprochen werden. Die Erziehung von vier Kindern schlägt sich eindeutig in einer mittleren Rente nieder. Diese Frau ist im Alter gegenüber anderen älteren Frauen, die keine Kinder großzogen und ohne Unterbrechung berufstätig waren, im Nachteil.

Eine Frau, die keine Angaben zu ihren finanziellen Verhältnissen macht, befindet sich in Altersteilzeit, ihr Mann ist bereits Rentner. Auch dieses Paar verfügt wahrscheinlich, wenn beide Partner in den Ruhestand getreten sind, über ein mittleres Haushaltseinkommen.

6.2.5 Diskussion der Daten

Aus dem Vergleich ergibt sich kein Hinweis auf eine generelle finanzielle Benachteiligung von Rentnerinnen im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen in der Region. Von Altersarmut kann nur in einem Fall (dem einer ledigen Rentnerin) gesprochen werden. Die Löhne und Gehälter in der Region sind, vor allem in den Bereichen Industrie und Handwerk, relativ niedrig. Die Arbeitslosenquote ist sehr hoch. Von daher wird manche jüngere Familie mit einem geringeren Einkommen als ein Rentnerehepaar auskommen müssen. Das Blatt könnte sich allerdings bei der nächsten Rentnergeneration wenden, denn die Renten der älteren und mittleren Altersgruppen beruhen auf Solidarleistungen aus den alten Bundesländern, die für die jüngeren Rentnergenerationen abgebaut wurden.²³ Hinzu kommen verschiedene Verschlechterungen wie die Anhebung der Rentenaltersgrenze für Frauen, Schwerbehinderte, Arbeitslose und langjährige Versicherte. Sie führen dazu, dass Frauen, die vor dem 65. Lebensjahr in Rente gehen wollen, Abschläge ihrer Rente von bis zu 18% hinnehmen müssen.

Bei der Hälfte der ledigen und geschiedenen Rentnerinnen ist im Vergleich zu den verheirateten und verwitweten Rentnerinnen ein niedrigeres Einkommen festzustellen. Dies bestätigt die Feststellung von Kade (2001, S. 26): „Die aus der Ehe abgeleitete Rente ist bis heute die beste Altersabsicherung der Frauen. Je deutlicher sie indessen auf die Ehe verzichten, desto härter trifft sie häufig die Altersnot.“ Im Unterschied zu den geschiedenen und

23 Für die Rentenversicherung gelten folgende Prinzipien: Die Rente richtet sich nach der Höhe der eingezahlten Beiträge. Nach dem Umlageprinzip werden die Renten von den Beiträgen der abhängig Beschäftigten bezahlt. Die Renten wären also geringer gewesen, wenn man die zu DDR-Zeiten bezahlten Beiträge zugrunde gelegt hätte oder nach dem Umlageprinzip bezogen auf die neuen Bundesländer verfahren wäre.

ledigen Rentnerinnen verfügen die Witwen über eine eigene Rente und eine Witwenrente. Allerdings ist die Fallzahl hier zu klein, um sichere Schlussfolgerungen zu formulieren.

Die meisten Rentnerinnen sehen sich selbst keinesweg als arm oder finanziell benachteiligt. Einige vermuten im Gegenteil, dass sie besser gestellt sind als die jüngeren Generationen, vor allem, weil ihr Einkommen sicher ist. Diese Sicht führt bei den Befragten jedoch keineswegs zur Zufriedenheit mit der wirtschaftlichen und sozialen Situation in der Region. Hier wirkt sich eine Generationensolidarität aus, etwa wenn Kinder, Enkel oder auch jüngere Freunde ärmer sind.

Einige Rentnerinnen meinen, sie würden von westdeutschen Frauen beneidet, weil sie eine höhere Rente bekämen. Aus den vorliegenden Daten lässt sich weder eine Bevorzugung noch eine Benachteiligung ostdeutscher Rentnerinnen ableiten. Derartige Vergleiche sind schwierig, da nicht nur die Frauenrenten, sondern auch die Renten der Männer bzw. die Witwenrenten, Betriebsrenten, Zahlungen aus der privaten Rentenversicherung sowie Vermögenswerte berücksichtigt werden müssen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es gute Gründe für die Annahme gibt, die Mehrzahl der DDR-Rentnerinnen seien finanziell nicht schlechter gestellt als der Durchschnitt der Bevölkerung der neuen Bundesländer. Die im Rahmen dieser Studie befragten Rentnerinnen gehörten in der DDR keineswegs zu den Großverdienern; schließlich waren die Einkommensunterschiede in der DDR auch nicht so groß wie in Westdeutschland.

6.2.6 *Lebensstandard der Rentnerinnen aus subjektiver Perspektive*

Von den 16 Rentnerinnen äußerte keine im Interview, dass sie mit ihrem Lebensstandard ausgesprochen unzufrieden sei. Zehn Frauen gaben an, mit diesem zufrieden oder sehr zufrieden zu sein. Sechs Frauen machten deutlich, dass ihre materielle Situation besser sein könnte. Die Zufriedenen verglichen sich mitunter mit Jüngeren, denen es schlechter geht:

I: Ja, wie fühlen Sie sich heute als Rentnerin?

A: (Lachen) Sauwohl. Den anderen gegenüber geht's uns doch gut, noa. Woll'n mal so sagen, och, die jetzt noch so in Rente gehen müssen oder so gehen, also, die ham dann schon irgendwelche Schwierigkeiten dann, noa. Geldlich und so weiter. Also das –

I: Das haben Sie alles hinter sich?

A: Das ham mer alles hinter uns. Noa. Wenn mer och jetzt, was heest, gut, es is 'n Unterschied, ob ich hier gewohnt, hier wohne jetzt mit 500 Mark Miete DDR-, D-Mark oder, oder 200 Mark an der alten Wohnung. Das is' schon ee Unterschied, aber ich hab' meine Dusche, ich hab' mein schönes Zimmer hier, was will ich 'n mehr (Interview 21, S. 20.)

Frau Schuhmacher (Interview 21) war schon vor 1990 Rentnerin. Sie ist geschieden und erhält zum Zeitpunkt des Interviews 1476 DM Rente. In obigem Zitat vergleicht sie sich mit den Männern und Frauen, die jetzt berentet werden. Ihre Zufriedenheit beruht auf Bescheidenheit („was will ich denn mehr“). Mit dieser Bescheidenheit ist zu erklären, dass etliche weitere Rentnerinnen zufrieden sind, obwohl ein Außenstehender ihr Einkommen als eher niedrig einschätzen würde. Frau Schuhmachers Wohnung ist einfach eingerichtet: Die Couchgarnitur ist neu, die anderen Möbel alt. Auch Frau Sonntag (Interview 15) ist eher sparsam eingerichtet. Sie hat ihre Anbauwand aus der DDR-Zeit behalten und sagt dazu, sie hätte sich

durchaus neue Möbel anschaffen können, aber mit diesem verbinde sich die Erinnerung an alte Zeiten. Auch Frau Hauser bewertet ihre Situation als zufriedenstellend:

I: Und, durch die finanziellen Veränderungen, die die Rente mit sich gebracht hat, ham Sie da noch mal irgendwie –

A: Hab' ich keene Probleme. Überhaupt nicht. Gar nicht.

I: Sie sagten ja schon, durch die Witwenrente –

A: Nu. Und ich, also das wäre wirklich ganz schlimm, wenn ich jammern würde. (...) Was viele machen und hinterher erfährt man, was se alles of der andern Seite, noa. Also, erstes Mal is' das gar ni' mein Ding, aber ich bin echt zufrieden. Bin glücklich, dass es so is'. Und, gut, das Alleinsein, das is' ne andre Frage. Das hab' ich mir natürlich anders vorgestellt. (Interview 14, S. 24)

Frau Hauser distanziert sich von den Rentnerinnen, die über ihre Situation „jammern“, obwohl es ihnen eigentlich gut geht.

... und dadurch, dass ich nu och Witwenrente bekomme und so weiter, da muss ich sagen, also. Und ich versteh' och, es gibt Rentner, den' geht es nicht gut. Das stimmt. Die ham wenig Rente. Aber die meisten, wenn ich die jammern höre, muss ich sagen, wird mir schlecht. Da gehts viel'n, viel'n jungen Leuten dreimal mieser als den Rentnern. Denn wer fährt denn, gucken Sie doch in die Reisebüros, wer fährt denn? Die Rentner. Naja, es is so. Und wenn's mir so schlecht geht, kann ich mir das ni' leisten. Die Variante gibts bloß. Aber ich sag', mein Auto natürlich, das wär en Problem. Also, und das is' so schön, mit dem Auto zu fahr'n (Lachen) (Interview 14, S. 4).

Der Rentnerinnenstatus erscheint so als ein privilegierter Status. Eine Frau vermutet, dass die Rentnerinnen und Rentner von anderen Bevölkerungsgruppen beneidet werden:

Auf der einen Seite werden die Älteren beneidet um die Sicherheit, die Rente zu haben. Und auf der andern – und sie werden auch bei Eintrittspreisen doch bedacht, ein wenig. Sie werden vielleicht beneidet um die Chance zu verreisen (Interview 7, S. 32).

Die zehn Renterinnen, die ohne Einschränkungen mit ihrer materiellen Situation zufrieden sind, kommen aus allen drei Altersgruppen. Es sind Witwen, verheiratete und geschiedene Frauen mit unterschiedlichen Einkommen.

Einige Rentnerinnen, die nicht uneingeschränkt zufrieden sind, erklären dies mit besonderen Umständen. Hierzu gehört die Sorge um Kinder und Enkelkinder:

Ich mein', mir geht's ja nicht schlecht, aber grade jetz', auch wenn ich so höre, ach, die warn da, und die ham das und das und das (mit Nachdruck). Ich mein', ich kanns nicht. Mein Geld, wenn ich meine Rente für mich alleine hab', da komm' ich gut hin, ich brauch' ja nicht nicht groß was mehr. Und, aber durch das, dass ich die Kinder und die Enkelkinder so unterstützen muss oder ich muss nicht, aber ich mags. Was wolln se denn machen, wenn se kommen und: „Oma, kannst nich' und Mutti, kannst nich'.“ Und da gibt man eben, nich'. Und da sag' ich immer – auch so, wenn ich dann abends mal nich' einschlafen kann, was hat man zu klagen (...)? Ich hab' ne schöne Wohnung, ich hab' ein warmes Bett, ich hab' mein Auskommen, ich liege im Bett, andere liegen unter der Brücke und im Schnee und, und erfrieren und das alles (stockt und stottert etwas). Worüber soll man klagen? Dass ich keine Millionen auf dem Konto habe, das interessiert mich nicht. Ich habe so viel, wenn se mich beerdigen müssen, dass das da ist (Interview 10, S. 13).

Die Kinder und Enkelkinder der befragten Frauen sind oft von Arbeitslosigkeit betroffen, manche haben Schulden, andere erhalten nur einen niedrigen Lohn. Bereits im Kapitel über

die Einstellung der älteren Frauen zur Systemtransformation wurde darauf eingegangen. In diesem Zusammenhang ist wichtig, dass die Frauen mit ihrer materiellen Situation ebenso zufrieden wären, wenn sie ihre Kinder nicht unterstützen würden. Auch Frau Büchner (Interview 20) hat besondere Ausgaben:

Na ja, (...) aber ich hab' ja nich' all zuviel Rente. Und Ausgaben genug. Weil an dem Haus ja fast nischt gemacht wurde die ganzen Jahre. Wir ham zwar gemacht, aber auf eigene Kosten. Aber, na ja, da hab' ich nun natürlich noch ne ganze Menge vor mir (Interview 20, S. 7).

Frau Büchner besitzt einen kleinen Hof im Nebenerwerb. Hier verursacht das ältere Haus sicherlich höhere Kosten, da zu DDR-Zeiten nicht erfolgte Reparaturen nun nachgeholt werden. Eine andere Rentnerin lebt bei ihrem Lebenspartner in dessen Wohnung, sonst müsste sie „mehr rechnen“. Eine weitere Befragte meint, wenn ihr Mann „wegfiele“, müsse sie das Haus verkaufen, was vermutlich mit dem abzuzahlenden Kredit zusammenhängt. Die genannten Einschränkungen beziehen sich auf Situationen, die eintreten können, aber nicht müssen.

„Sich nach der Decke strecken“ wird nicht als Problem gesehen, wie im folgenden Fall deutlich wird:

I: Und jetzt, wenn Sie jetzt von heute ausgehn, fühl'n Sie sich finanziell abgesichert?

A: Ja, (...) ohne große Werte im Rücken, muss ich sagen. Och wir ham ni' großes Ersparnis. Wir fahrn zwar ein Auto. Das leisten wir uns, und wir ham ein' Garten, aber von großen Werten schaffen is keene Spur. Wir unterstützen die Tochter noch mit.

I: Und ham Sie, äh, aus finanzieller Sicht Angst vor der Zukunft?

A: (Räuspert sich) An und für sich sagen wir immer, unsere Rente is gesichert. Mehr Angst ham wir um die nächste Generation, die och ee ma' zu ener Rente komm müsste, um dann leben zu könn'. (...) Aber wir in unsrer Generation, denken immer, brauchen keene Angst vor der Zukunft ham, finanziell.

I: Mhm. Und haben Sie manchmal so finanzielle Nöte? Wo Sie sagen, da wüds knapp.

A: Ne, die machen wir uns ni', woll'n wir ma' so sagen. Die machen wir uns ni', ganz einfach, weil, wenn wir uns das ni' leisten könn', leisten wir uns das ni'. Und damit machen wir uns den Zwang, dass wir Nöte haben also bis jetzt ni'. Weil wir eben ganz einfach sagen, was ni' is', is' ni', da verzichten wir droff. Da würde man schon manchmal großzügiger leben. Grade mal Theater- oder Konzertbesuch mehr (Interview 11, S 15).

Möglicherweise vergleicht sich die Befragte mit gleichaltrigen Paaren im Westen Deutschlands, die ein größeres Vermögen ansammeln konnten oder erbten. Aus diesem Interaktionsausschnitt lässt sich nicht entnehmen, dass die Erzählende mit ihrer materiellen Situation besonders unzufrieden ist. An anderer Stelle des Interviews wird Zufriedenheit geäußert. Sicher würde man gern „großzügiger“ leben, mehr Vermögen besitzen, aber über ein zu geringes Einkommen oder gar Armut wird nicht geklagt. Die Befragte (Interview 11) berichtet, dass ihre Familie auch vor 1990 einen relativ hohen Lebensstandard hatte. Der Mann leitete einen kleinen Betrieb, sie arbeitete als Meisterin in der Textilindustrie. Allerdings trat bald nach der Wende, als sie arbeitslos wurde und der Ehemann in den Vorruhestand ging, eine Krise ein:

I: Und sind Sie jetzt, ham Sie sich jetzt in der BRD eingelebt? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben in der BRD?

A: Doch. Doch. Ich meine, wir ham die zehn Jahre überstanden. Bei mir warns zehn Jahre, ich musste ja glei' nach der, weil der Betrieb kaputt ging, glei' nach der Wende eben raus. Die

Jahre ham wir überlebt. Und könn' eigentlich jetzt in Ruhe und Frieden das tun, worauf wir Lust ham. (...) Wir sind zwei, mein Mann noch, so dass wir mit unsrer Rente och leben könn', wir uns das leisten könn', was wir möchten. Und da sind wir schon zufrieden. Da gibts nüschd mehr auszustehn (Interview 11, S. 3).

Die zehn Jahre vor der Rente erscheinen als Zeit, die man „überstehen“ oder „überleben“ musste. Demgegenüber war die Zeit vor 1990 eine Phase, in der es „nichts auszustehen“ gab. Mit dem Ruhestand begann erneut eine zufriedenstellendere Phase. So zeichnet sich ein „Wannenmodell“ ab – die Systemtransformation bewirkt ein materielles und soziales Abrutschen, durch den Renteneintritt geht es wieder aufwärts.

6.2.7 Zusammenfassung und Diskussion

Für Armut oder Unzufriedenheit mit dem eigenen Lebensstandard geben die Interviews der Rentnerinnen keine Anhaltspunkte her. Im Gegenteil äußert sich die Mehrheit der Befragten zufrieden mit dem eigenen Lebensstandard. Für einige Rentnerinnen gestaltet sich der Ruhestand im Vergleich zur Erwerbszeit davor zu einem zufriedeneren Lebensabschnitt – ein Ergebnis, das im Kontrast zu einer negativen Bewertung des Ruhestands steht.

Die Art der subjektiven Einschätzung des eigenen Lebensstandards ist von verschiedenen Bedingungen abhängig. Eine davon ist die finanzielle Situation der Kinder und Enkel. Wenn diese arbeitslos oder krank sind oder nur über ein geringes Einkommen verfügen, fühlen sich die Rentnerinnen zu Hilfeleistungen verpflichtet. Auch besondere Ausgaben wie Reparaturen am Haus schmälern das zur Verfügung stehende Einkommen. Die Einschätzung kommt häufig durch einen Vorher-Nachher-Vergleich, sowohl auf die Systemtransformation als auch auf den Renteneintritt bezogen, und einen Vergleich mit den jüngeren Generationen zustande. Der eigene Lebensstil, grundlegende Orientierungen und subjektive Bedürfnisse bilden weitere Rahmenbedingungen. Ein genügsamer und bescheidener Lebensstil ermöglicht materielle Zufriedenheit.

Materielle Zufriedenheit führt aber keineswegs automatisch zur Zufriedenheit mit der eigenen Situation insgesamt oder der allgemeinen Situation in der Region. Die eigene Situation wird teilweise durch psychosoziale und andere Probleme wie etwa durch die Arbeitslosigkeit von Familienangehörigen oder eine schwere Krankheit des Ehemanns belastet.

6.3 Wohnen als ältere Frau

6.3.1 Vorbemerkung

Ältere Menschen messen dem Wohnen große Bedeutung bei. „In den eigenen vier Wänden“, im vertrauten Stadtteil oder Dorf wohnen und wohnen bleiben zu können, heißt Geborgenheit und Beheimatung und kommt einem Schutzraum in einer sich ständig weiter entwickelnden und zunehmend fremder werdenden Umwelt gleich. Es bedeutet auch, die über Jahre hin vertraut gewordene soziale und räumliche Umgebung zu bewahren – den Kreis der Nachbarn, Freunde und Familienangehörigen, aber auch das Netz der vertrauten Wege, Geschäfte und näheren Ausflugsziele (vgl. Kade 1994, S. 148). Die eigene Wohnung gewährleistet ein eigenständiges Leben. Ältere Menschen wünschen sich mehrheitlich, so lange wir möglich in

ihrem eigenen Haushalt verbleiben zu können. „Die absolute Mehrheit der Älteren, nämlich 92%, wünscht weder mit den Kindern zusammenzuziehen, noch in ein Heim überwechseln zu müssen, sondern im eigenen Haushalt alt zu werden“ (vgl. Kade 1994, S. 148). In den alten Bundesländern lebt die Mehrheit der älteren Menschen (55%) seit 20 Jahren oder länger in der gleichen Wohnung (vgl. Infratest Sozialforschung u. a. 1991, S. 19).

Diese Aussage trifft auf die DDR bzw. die neuen Bundesländer nicht ganz zu. Die befragten Frauen sind erstaunlich mobil. Für einige Frauen brachte der Kauf eines Hauses einen Umzug mit sich. Andere zogen um, weil die Mietwohnung abgerissen oder saniert wurde, weil die Wohnung große Mängel aufwies, weil alte Nachbarn auszogen oder sich das Milieu der Nachbarschaft negativ veränderte. Weitere Motive für einen Umzug sind eine Wohnung in der Nähe der Kinder oder eine altersgerechte Wohnung (Parterre oder Haus mit Fahrstuhl). Vermutlich wird dieser Hintergrund für Mobilität in Zukunft zurückgehen, weil die meisten älteren BürgerInnen mittlerweile in modernen und zufrieden stellenden Wohnverhältnissen leben. Ein Ende der hohen Mobilität ist allerdings nicht in Sicht, wenn es um Arbeitsplätze geht. Das bedeutet, dass in Zukunft in der Region noch mehr Wohnungen leer stehen und Häuser abgerissen werden.²⁴

Bis auf zwei Frauen, die in ihrem Elternhaus leben, zogen alle Befragten in ihrem Leben mindestens einmal um, viele mehrfach:

Tabelle Anzahl der Umzüge insgesamt

Kein Umzug	Ein Umzug	Zwei Umzüge	Drei Umzüge	Vier Umzüge und mehr
2	3	3	3	15

Die Tabelle verdeutlicht eine hohe Mobilität. Umzüge in ein anderes Wohnviertel in derselben Stadt gehören dazu, da sich auch hier die oben beschriebene soziale und räumliche Umgebung ändert. Nach 1990 zogen 14 von 26 Frauen mindestens einmal um.

Nach dem Zusammenbruch der DDR zählten Wohnungsmarkt und Wohnen zu den Bereichen, die sich am radikalsten veränderten. In der DDR bestand chronischer Wohnungsmangel. Dies konnte zum Beispiel dazu führen, dass ein geschiedenes Paar in der früheren gemeinsamen Wohnung weiter zusammen lebte, wie es in einem der Interviews beschrieben wird. Um eine moderne oder größere Wohnung zu erhalten, waren in der DDR wie so oft Beziehungen nötig. Für den Erhalt der Altbauten gab es nicht genug Geld, die Innenstädte verfielen zunehmend. Lange Zeit galten die an den Stadträndern wachsenden Neubauviertel oder „Plattenbausiedlungen“ als attraktiv, weil sie mit Fernwärme und fließend Warmwasser ausgestattet waren. Nach dem Zusammenbruch der DDR wurden die Innenstädte saniert, zum Teil mit öffentlichen Fördermitteln. Gerade in den auch touristisch interessanten, historischen Vierteln der Städte der Region entstanden attraktive Wohnungen, in die viele Mieter aus den

²⁴ Die Umzüge selbst bedeuten nicht nur eine finanzielle Belastung oder organisatorische Aufgabe. Sie können zu Fremdheit und Integrationsproblemen führen. Soziale Arbeit kann die Entwicklung neuer Gemeinschaften im Stadtteil oder Dorf forcieren. Die Gemeinwesenarbeit oder das französische Modell der Animation stellen hierbei zwei erprobte Methoden dar. Animation bietet sich dann an, wenn sich ältere Formen der Vergemeinschaftung auflösen und ein „Vermitteln sozialer Beziehungen“ nötig wird (vgl. Klehm 2002, S. 40 ff.). Der Animator spielt dabei die Rolle eines „Profi der sozialen Beziehungen“ (Gillet 1998, S. 27, zitiert nach Klehm 2002, S. 43).

Plattenbauten übersiedelten. Viele Ostdeutsche kauften oder bauten sich jetzt entsprechend dem allgemeinen bundesdeutschen Trend, unterstützt durch staatliche Förderungen, ein eigenes Haus. Schließlich verließen und verlassen noch immer viele Einwohner die Region, zum Teil während der Wendewirren, zum Teil auf Grund der hohen Arbeitslosigkeit. Auch dadurch wurde Wohnraum frei, so dass heute insgesamt ein Überangebot an Mietwohnungen existiert.

Der Wohnkomfort verbesserte sich in den letzten Jahren entscheidend. Sowohl private Wohneigentümer als auch kommunale Wohnungsbaugesellschaften sanierten und renovierten, da sich Wohnungen ohne modernen Standard kaum vermieten ließen. Alle befragten, zur Miete wohnenden Frauen verfügen über eine Zentralheizung, Dusche oder Badewanne. Mit diesen herbeigesehnten Verbesserungen ging aber auch ein starker Anstieg der Mieten und der Mietnebenkosten einher. Im Vergleich zu anderen westdeutschen Regionen gestalten sich die Mieten relativ günstig, wobei aber auch die niedrigere Kaufkraft in Ostsachsen berücksichtigt werden muss.

Die beschriebenen Entwicklungen führten zu einer erhöhten Mobilität und einem Wandel der Sozialstrukturen in Stadt und Land. Wenn es ein zentrales Bedürfnis älterer Menschen ist, sich solange wie möglich ihren gewohnten Lebensraum zu erhalten (vgl. Kade 1994, S. 147), dann ist in der Region ein gegenteiliger Trend festzustellen. Viele ältere Menschen ziehen um, weil ihre Wohnungen saniert und infolgedessen die Mieten zu teuer werden oder die Wohnungen in einem schlechten Zustand sind. Schließlich wirkte sich die Systemtransformation auch auf jene ältere Frauen aus, die in ihren alten Wohnungen blieben. Die Mobilität der anderen Menschen veränderte auch ihr Umfeld. Eine zentrale Fragestellung ist, welche Veränderungen die befragten Rentnerinnen konkret erlebten und wie sie diese verarbeiteten.

Eine erste Unterscheidung ergibt sich aus den Fragebögen. 17 Frauen wohnen in einer Mietwohnung, acht in einem Eigenheim und eine Frau im Haus des Lebensgefährten. Dies entspricht in etwa dem ostdeutschen Durchschnitt: „Dafür konnten beträchtliche 51% der westdeutschen Haushalte (der Senioren, d. A.) einen Immobilienbesitz den ihren nennen, im Vergleich von nur 28% in den neuen Bundesländern“ (Krimmer 2000, S. 8). Zwei Kategorien des Kurzfragebogens – gemietetes Haus und Eigentumswohnung – sind nicht vertreten. Aus den Interviews ergibt sich eine weitere Differenzierung zwischen vier Alteigentümerinnen und fünf Neueigentümerinnen, wobei die Alteigentümerinnen ihr Haus erbten, und die Neueigentümerinnen dieses in vier Fällen nach der Wende und in einem Fall vor der Wende bauten oder als Eigentum erwarben. Die Unterscheidung nach diesen drei Kategorien ist sinnvoll, da sich die Wohn- und Lebenssituation dieser drei Gruppen stark unterscheidet.

6.3.2 *Die Neueigentümerinnen*

Die Interviews 6, 13, 23 und 25 wurden den folgenden Ausführungen zu Grunde gelegt. Ein Fall (Interview 26) weist Ähnlichkeiten auf und weicht dennoch in mehrfacher Hinsicht ab.

Allgemeine Merkmale. Das Haushaltseinkommen der Neueigentümerinnen liegt deutlich über dem Durchschnittseinkommen der neuen Bundesländer. Alle Frauen sind verheiratet, ihre Ehemänner erzielten vor und nach der Wende ein gutes Einkommen. Von den fünf Frauen wurde nur eine kurz nach der Wende arbeitslos. Die anderen Frauen arbeiteten bis

zum Rentenalter oder sind erst seit ein bis zwei Jahren arbeitslos. Allein, das gute Einkommen dieser Familien erklärt noch nicht den Hausbau oder -kauf, denn andere Frauen mit vergleichsweise gutem Haushaltseinkommen blieben Mieterinnen. Der Erwerb des Eigenheims basiert auf einem relevanten Wert- und Orientierungsmuster. Mit dem Eigenheim erfüllen sich viele Ehepaare einen besonderen Wunsch, wie zum Beispiel in folgender Sequenz deutlich wird:

A: Und mein Mann, der hat ja och dann mehr verdient. Der is och in seim eignen Betrieb weiter, äh, gebliebn, is' och übernomm' wurden, sozusagen. Und wir beede zusamm', das hat sich wirklich verändert. Ham uns ja das Haus ge-, angeschafft. Unser Traum vollendet. Nu'.

I: Also konnten Sie dann schon die Möglichkeiten –

A: Wir konnten, wir ham dann schon eigentlich –

I: – das nutzen, was Ihnen die Wende gebracht hat?

A: Ja, also das stimmt schon. Also, da brauchten wir wirklich ni' jammern, will ich ma' so sagen. Und mein Mann hat ja och en guten Verdienst gegenüber andern Leuten, die man so sieht. (...) Also, da könn' wir ni' klagen (Interview 13, S. 13).

Weder Herr noch Frau Neuhaus (Interview 13) verloren durch die Wende ihre Arbeit. Dadurch war es ihnen möglich, die finanziellen Belastungen eines Hauskaufs zu tragen. Frau Neuhaus ging vor drei Jahren regulär in Rente, Herr Neuhaus arbeitet noch immer als Ingenieur. Der Traum vom Eigenheim scheint auf einem traditionellen, bürgerlichen Orientierungsmuster zu beruhen, das unabhängig von der früheren politischen Einstellung vorhanden ist. Einige Neueigentümerinnen standen dem System eher positiv gegenüber, andere hielten Distanz. Die Verwirklichung des Traums wird als durchweg positiv erlebt und trägt zur Zufriedenheit im Alter bei:

A: Ja, mein Mann sagt immer, mir hams schöner als wirs uns verdient ham.

I: Und sehn Sie das auch so?

A: Ja, ich seh' das och so. Das war mein Traum das ganze Leben lang (Interview 6, S. 17).

Sich diesen Wunsch zu erfüllen, war erst nach dem Zusammenbruch der DDR möglich. Als Lehrer hatte Frau Bauers Ehemann (Interview 6) nicht die notwendigen Beziehungen, um an Baumaterial heranzukommen. Die Familie sparte viele Jahre für ein Eigenheim und baute dieses dann bald nach der Wende. In einem anderen Fall (Interview 25) wurde bereits vor 1990 mit dem Bau eines Hauses auf dem elterlichen Grundstück begonnen. Die Interviewte berichtet, dass es nach der Wende einfacher war, das nötige Baumaterial zu kaufen. In vier Fällen wurde die Wende als Chance genutzt. Im fünften Fall (Interview 26) erwarb die Familie ihr Haus bereits vor der Wende. Hier brachte es der Umbruch mit sich, dass die Familie befürchten musste, ihr Eigentum wegen eines „Rückübertragungsanspruchs“ zu verlieren. Auch für diese Eheleute stellt Eigenheim einen besonderen Wert dar.

Einige Frauen berichten von Ängsten, die mit dem eigenen Haus zusammenhängen. Zum Beispiel ist sich Frau Neuhaus nicht sicher, ob sie ihr Haus halten könnte, wenn sie frühzeitig Witwe werden würde und das Einkommen ihres Mannes wegfiel.

Der Erwerb des Eigenheims ist in der Regel mit einem Wechsel der Wohnumgebung verbunden, der jedoch problemlos bewältigt wird. Die neue Wohnumgebung wird positiv erlebt.

6.3.3 Die Alteigentümerinnen

Unter den befragten Frauen befinden sich insgesamt vier Alteigentümerinnen (Interview 1, 2, 19 und 20). Eine Frau lebt mit ihrem Partner, mit dem sie nicht verheiratet ist, in dessen Altbau. Zwei Frauen sind allein stehend (Interview 19 und 20), zwei verheiratet. Die Alteigentümerinnen erbten das Haus von ihren Eltern oder ihrem Ehemann. In drei Fällen handelt es sich um ehemalige Bauernhöfe, in einem Fall um das Wohnhaus einer Handwerkerfamilie. Alle genannten Alteigentümerinnen wohnen auf dem Land.

Im Unterschied zu den Neueigentümerinnen stellt sich bei den Alteigentümerinnen deren jeweilige Situation sehr unterschiedlich dar. Zwei Frauen sind verheiratet, zwei verwitwet. Ein Ehepaar verfügt über ein relativ gutes Haushaltseinkommen, das andere über ein eher niedriges, ohne dass es allerdings als arm bezeichnet werden könnte. Nach dem Zusammenbruch der DDR sahen sich die Frauen vor die Aufgabe gestellt, ihre Häuser zu renovieren und zu modernisieren. Dies war nun viel einfacher möglich, konnte aber auch zu besonderen finanziellen Belastungen führen:

Na ja, natürlich, aber ich hab' ja nich' all zuviel Rente. Und Ausgaben genug. Weil an dem Haus ja fast nischt gemacht wurde die ganzen Jahre. Wir ham zwar gemacht, aber auf eigene Kosten. Aber, na ja, da hab' ich nun natürlich noch 'ne ganze Menge vor mir (Interview 20, S. 7).

Ob Alteigentum einen finanziellen Vorteil gegenüber Mietwohnungen aufweist, hängt von dem Zustand des Hauses und den finanziellen Möglichkeiten seiner Besitzerin ab. Dies gilt auch für Alteigentümerinnen in den alten Bundesländern. Allerdings hatten diese nicht erst seit 1990 gute Bedingungen für eine Renovierung und Modernisierung und wohl auch bessere finanzielle Möglichkeiten. In drei Häusern der Alteigentümerinnen sind keine Zentralheizungen installiert. Für ältere Menschen können größere Vorhaben und in den Alltag eingreifende Umbauten auch mit Belastungen verbunden sein. Eine Frau berichtet von feuchten Wänden, nachdem neue Fenster eingebaut wurden und die Feuchtigkeit nicht mehr abziehen konnte. Auch die Pflege der Räume kann mit zunehmendem Alter zu einem Problem werden:

I: Wie möchten Sie denn wohnen? Vielleicht später, wenn's vielleicht auch mal schwieriger wird?

A: Ja. Ja. Sehn Sie das, das is' schon mein Problem, denn ich hab' ja eine große Wohnung, die hat gereicht für fünf Personen zunächst, und jetzt bin ich ganz alleine hier, das is' schon -. Auch wenn das ne bewohnt is', muss immer wieder getan werden. Müssen mal wieder die Fenster geputzt werden, die Gardinen und, und ausgesaugt und so. Euja, das, da mach' ich mir och Gedanken. Ich hoffe immer, dass sich das so reguliert. Dass ich das ne erleben muss. Aber das kann man sich ne aussuchen. Das kann man sich ne aussuchen (leise) (Interview 19, S. 19).

Frau Möhlmann (Interview 19) ist zum Zeitpunkt des Interviews 77 Jahre alt und hat eine Reihe von gesundheitlichen Einschränkungen. Einen Teil der Arbeiten erledigt bereits die Tochter, oder die Enkel helfen. In Zukunft könnte der Hilfebedarf steigen. Für Frau Möhlmann haben die große Wohnung und das eigene Haus Nachteile.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Alteigentümerinnen älter sind als die Neueigentümerinnen und – mit einer Ausnahme – über ein geringeres Einkommen verfügen. Sie hatten nach 1990 im Gegensatz zu den Neueigentümerinnen wenig Gelegenheit, größere Vermögenswerte zu bilden.

6.3.4 Die Mieterinnen

Zwei Gruppen von Mieterinnen sind zu unterscheiden. Ein Teil der Mieterinnen ist seit 1990 nicht umgezogen. Die Mehrheit der Mieterinnen (Interview 3, 4, 8, 9, 14, 17, 18, 21, 22 und 24) zog seit 1990 jedoch mindestens einmal um und wechselte die Wohnumgebung.

6.3.4.1 Umzüge nach der Wende

Die Umzüge der Befragten stehen in Zusammenhang mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen der Systemtransformation, die Motive und Anlässe sind jedoch unterschiedlich.

Trennung vom Partner. Einer Frau (Interview 4) bot die Wende die Möglichkeit, in eine neue Wohnung zu ziehen und sich so von ihrem Partner zu trennen, der Alkoholiker war. In einem anderen Fall (Interview 3) zog der geschiedene Ehemann aus der gemeinsamen Wohnung aus, während die Frau wohnen blieb. Zu DDR-Zeiten war dies nicht zu realisieren, weil der geschiedene Mann keine neue Wohnung fand.

Sanierung oder Abriss der alten Wohnung. Mehrmals (Interview 3, 14, 18 und 24) waren Wohnungssanierungen, der Abriss des Hauses oder die Rückkehr des Alteigentümers Anlass zum Umzug. Diese Umzüge fanden mehr oder weniger unfreiwillig statt, dies heißt aber nicht, dass der Umzug als problematisch erlebt wurde. Einige Frauen nutzten vielmehr die Gelegenheit, sich eine komfortablere Wohnung zu suchen:

A: Ich hätte umziehen müssen. Und da hatte man mir den Vorschlag gemacht, wir werden erst die erste Etage restaurieren, und da zieh'n Sie runter, und dann kommt die zweite dran, da könn' Sie wieder raufziehen. Da sagt' ich: „Nein. Zwei, das könn' Se mir nich' zumuten“. (Lachen)
Ich war ja auch schon nich' mehr die Jüngste. (Lachen) nich' wahr. Mit dreiundachtzig –

I: Das klingt abenteuerlich.

A: Ja, das war sehr nett gemeint, aber – und außerdem hätt' ich, glob ich, die Miete nich' bezahlen können. Denn ich hab' gehört –, es war'n ja große Wohnungen, die wurden geteilt, und dann kostete die über tausend Mark. Das kann man nich', nee (Interview 18, S. 2).

Es handelte sich bei den alten Wohnungen um Räume in Altbauten, die so umfassend saniert werden mussten, dass die Mieter während der Renovierung ausziehen mussten. Ein Umzug war in jedem Fall notwendig. Doch die Mieterinnen blieben nicht im Haus, sondern suchten sich eine andere Wohnung. Ein späterer Rückzug in die alte Wohnung kam für keine von den Interviewten in Frage, weil das einen erneuten Umzug bedeutet hätte und die Mieten in der Zwischenzeit stark angestiegen waren. Die Befragten bestätigten, dass sie sich eine passende Wohnung unter mehreren Angeboten aussuchen konnten. Nur eine Frau mit geringerem Einkommen (Interview 24) berichtet von einer längeren Suche, da sie nicht gleich eine preiswerte Wohnung fand.

Schlechter Zustand der Wohnung, unangenehme Nachbarn. Dieser Hintergrund wird in vier Interviews (8, 9, 17 und 21) geschildert. Die Eigentümer der Wohnung oder des Hauses lassen es verfallen, die Mieter ziehen aus. Viele Wohnungen stehen infolge dessen leer oder es ziehen Mieter ein, die als unangenehm empfunden werden. So erzählt eine Interviewte von einer Wohnung mit Außentoilette, ohne Bad und Dusche. Das Dach war undicht:

A: Na ja, s Außenklo off der Treppe, Brettel, noa, bis jetzt noch keene Dusche, keen Bad, nischit.
S regnet zum Dach rein. Da hab ich das ausgehalten bis, bis jetzt, noa.

I: Bis jetzt?

A: Naja, bis vor vier Jahren (Interview 21, S. 18).

In diesem Fall handelte es sich um die frühere Mietwohnung der Mutter, die inzwischen verstorben war. Frau Schumacher (Interview 21), eine geschiedene Frau, deren Kinder bereits außer Haus waren, zog schließlich in eine kleinere, „altengerechte“ Wohnung um. Einige Besitzer nahmen den Verfall ihrer Immobilie in Kauf, wie die folgende Befragte schildert:

Das Haus, wie gesagt, ein altes, ein Haus, das der Eisenbahn gehört hat, mh, ist nicht saniert worden, so dass so sukzessive einer nach dem anderen sich nach einer neuen Wohnung umgesehen hat. Jetzt steht das Haus leer (Interview 8, S. 18/19).

Diese Dienstwohnung der Deutschen Bahn galt vor 1990 als attraktiv, zumal die Nachbarn Kollegen des Ehemanns waren. Nach der Systemtransformation wendete sich das Blatt, das Haus verfiel, die Nachbarn zogen weg, die Wohnumgebung erinnerte nicht mehr an die frühere. Die Verwahrlosung der Wohnumgebung war auch im folgenden Fall der Grund, sich eine neue Wohnung zu suchen:

Wir haben ziemlich oben, fast oben gewohnt, es war sehr ruhig. Wir haben keinen Lärm gehabt. Wir haben och sehr nette Nachbarn rund herum gehabt. Und, äh, nach der Wende sind viele nette weggezogen, und dann sind viele unangenehme Personen eingezogen, und dann sah das Hochhaus irgendwann so unansehnlich aus. Wir haben das selber gar nich' mehr so gesehen, und es sind Verwandte zu Besuch gekommen, und die ham gesagt: „Um Gottes Willen, wo wohnt denn ihr?“ Äh, also dass Wände beschmiert waren und so was alles und, äh, das nimmt man eigentlich, wenn man ständig mit drin wohnt, nimmt man das gar nicht mehr so wahr. Und, und, äh, das war eigentlich der Grund, weshalb wir überhaupt ausgezogen sind. So, wir haben damals, wir konnten sehr weit gucken und so, also, die, von der Wohnung her war das okay. Aber wie gesagt, das Wohnumfeld hat einfach nicht mehr gestimmt (Interview 17, S. 32/33).

Hier spielt auch das Ansehen bei den Verwandten („Um Gottes Willen, wo wohnt denn ihr?“) eine Rolle. Durch die Wende veränderte sich die soziale Struktur des Viertels, so dass der vertraute Wohnort unattraktiv wurde. Die Veränderungen vollzogen sich innerhalb weniger Jahre. Was vorher als besonders erstrebenswert galt, wurde nun entwertet. Frühere Nachbarschaften lösten sich auf.

Die befragten Frauen erlebten den Wohnungswechsel in den meisten Fällen als positiv. Mit ihm ging eine erhebliche Verbesserung der Wohnqualität einher, für die die höhere Miete in Kauf genommen wird:

Ich muss oh ne ziemliche Miete bezahlen, und ich hab' grad, ich hab', ich hab' se mir eben nu genommen, die Wohnung, weil se mir gefiel. Wenn ich se nich', dann hätt' ich mir eben 'ne andere nehmen müssen, nich' wahr. Wo ich weniger bezahle, das gibt's ja schließlich auch (Interview 18, S. 17).

Die Mieterinnen hatten nun mehr Auswahl- und Entscheidungsmöglichkeiten – zum Beispiel für mehr Wohnkomfort oder für eine niedrigere Miete. Die bewohnte Wohnung ist so Ausdruck eines Lebensstils und nicht nur ein Kostenfaktor. Nur in zwei Fällen der Interviewten standen finanzielle Motive bei der Wohnungssuche im Vordergrund. In einem Fall handelte es sich um eine ledige Frau mit niedrigem Einkommen, die lange nach einer Wohnung suchte, die sie sich leisten konnte. Im anderen Fall zog ein Ehepaar in eine kleinere Wohnung, weil der Ehemann lange arbeitslos war und die Ehefrau wenig verdiente. In einem weiteren Fall

war der Umzug auch auf eine negative Veränderung des sozialen Umfelds zurückzuführen. Die Tochter war nun zudem besser erreichbar:

Dass ich erstens Mal sehr glücklich drüber bin, dass die Familie meiner Tochter im Nachbarhaus wohnt. Und ich das Werden und Gedeihen meiner Enkelkinder miterleben kann (Interview 3, S. 21).

Die verbreitete These, dass ältere Menschen lieber in ihrer gewohnten Umgebung bleiben, muss relativiert werden. Zum einen kann die vertraute Umgebung fremd werden, wenn sich deren Sozialstrukturen verändern. Zum anderen kann die neue Umgebung Vorteile bieten, wie die Nähe zu engen Verwandten ein solcher ist.

6.3.4.2 *Keine Umzüge nach der Wende*

Die zweite Gruppe von Frauen (Interview 5, 7, 10, 11, 15) ist nach 1990 nicht umgezogen. Inwieweit dies auf einer anderen Orientierung – sich die vertraute Umgebung erhalten – beruht, bleibt offen. Möglich ist, dass keiner von den genannten Anlässen (Sanierung der Wohnung, Verschlechterung des Wohnumfelds, schlechter Wohnkomfort) zutraf und es deshalb keine Motivation für einen Umzug gab. Feststellbar ist jedoch, dass der Verbleib in der vertrauten Umgebung wichtig ist:

I: Und da unterhalten Sie ja bestimmt auch intensive Nachbarbeziehungen oder eher nicht so?

A: Also, hier unser Eingang is ni' so. (...) Aber das is' ein AWG-Block [Arbeiterwohnungs-genossenschaft – d. A.], wo damals die Männer die Aufbaustunden gemacht ham und die Wohnung selber mitgeschaffen ham. Und da sind die Männer schon ganz gut. Aber wir Frauen sind ganz so, muss ich sagen, da is' ni'. Wenn ma' Not am Mann is', selbstverständlich wird mit – . Unten is 'ne ältere Dame, da wird mit eingekauft oder. Jetzt hatten wir och ma' ein' Trauerfall, dass da die Frau bissel versorgt wird und bissel nachgefragt wird und so. Aber das in Stuben gehen und so, das is', das is' ni'. ...

A: Da will ich mich wohl föhln. Das, das möchte schon. Ni' bloß, dass ich nachts schlafen geh'. Da kann ich ins Hotel gehen. Das möchte ich schon. Ich empfang oh gerne Besuch, muss ich sagen.

I: Und wohnen Sie gern hier?

A: Das wird mir ni' lästig. Ja, die Wohnlage gefällt uns sehr gut. Wie gesagt, nachträglich hamse uns die Balkons angebaut. Die Rekonstruktion überhaupt gemacht. Und, wo wir eben och sagen, früher ham wir siebenunddreißig Mark bezahlt und jetzt zahln wir sechshundertund – . Aber der Wohnkomfort, und wie gesagt, das is' uns schon wichtig und die Ecke, is schön zum Wohn'.

I: Und was gefällt Ihnen besonders an der Wohngegend hier?

A: Das freie Feld noch rundherum (Interview 11, S. 30).

Frau Wagner (Interview 11) wohnt mit ihrem Mann in einem sanierten Neubau, der einer Wohnungsgenossenschaft gehört. Ihr gefällt die Wohnumgebung. Die Wohnung wurde, wie die der anderen Frauen dieser Gruppe auch, nach der Wende renoviert. Die Verbesserung der Wohnqualität ist sicher die Voraussetzung dafür, der alten Wohnung treu zu bleiben. Eine andere ältere Frau nimmt auch Nachteile in Kauf, um nicht umziehen zu müssen:

- A: Wir haben jetzt fast zwei Jahre rausgezögert, zu renovieren und Neues anzuschaffen, weil ich da zwischendurch mal Schwierigkeiten hatte mit meinem, mit dem Treppensteigen (Überschneidung), weißt du?
- I: Ihr wohnt im fünften Stock?
- A: Geht doch J. manchmal nich' so gut, dass ich denke, es – aber er wollte noch nicht in 'ne Parterre-Wohnung ziehen und aus dem Wohnbereich unbedingt auch nicht weg, weil es is' och gut, Bekannte und Freunde zu treffen. Und is' och eigentlich alles relativ günstig hier.
- I: Aber man kann sagen, dass euch ein Umzug bevorsteht, einfach weil ihr so weit oben wohnt?
- A: Ja. Das muss man einkalkulieren, sicher.
- I: Aber du hast das noch ein bisschen rausgeschoben?
- A: Ich hab's noch'n bisschen – , ich fände es gut, wenn es so was gäbe, wie's in A-Dorf [Anonymisierung – d. A.], jetzt machen dieses, dass direkt ein, ein Wohngebiet für Ältere gebaut wird (Interview 7, S. 35).

Das Zitat zeigt die zwiespältige Haltung des Ehepaars. Gesundheitliche Gründe legen einen Umzug nahe, doch das Ehepaar kann sich (noch) nicht dazu entschließen. Sie zögern Renovierungen und die Anschaffung von neuen Möbeln hinaus. Frau Mainert (Interview 10) drückt Ähnliches aus, sie überlegt, später in eine Anlage mit betreutem Wohnen zu ziehen. Doch sie möchte so lange wie möglich in ihrer jetzigen Wohnung bleiben.

6.3.4.3 Diskussion der Daten

Die Wohnqualität der Mieterinnen wie die der Neueigentümerinnen verbesserte sich durch die Systemtransformation. Nach Infratest Sozialforschung u. a. (1991, S. 19) weisen in Westdeutschland 70% der Wohnungen, in denen alte Menschen leben, gravierende Mängel auf. Die hier vorgelegte Stichprobe kann dies nicht bestätigen. In der Region ziehen die Mieterinnen in der Regel in eine Wohnung mit besserem Qualitätsstandard um, wenn die Wohnungen erhebliche Mängel aufweisen. Das Motiv, in der vertrauten Wohnung und Wohnumgebung zu verbleiben, ist genauso wichtig wie die Wohnqualität. Angenommen werden kann, dass die Wohnmobilität älterer, ostdeutscher Menschen in Zukunft geringer ausfallen wird, weil die meisten inzwischen in einer renovierten Wohnung ohne Mängel leben. Mit einer gewissen Mobilität ist dennoch weiter zu rechnen. Da die Bevölkerung in der Region immer noch abnimmt, werden auch in Zukunft mehr Wohnungen leerstehen. Durch diese Leerstände kann sich eine Wohnumgebung dann zum Negativen verändern. Auch der Wegzug von Kindern kann ein Motiv zum Wohnungswechsel sein.

6.3.5 Zur Wohnumgebung in der im äußersten Osten gelegenen untersuchten Region

Aus der Auswertung der Fragebögen ergibt sich, dass sechs Frauen auf dem Dorf, zwölf im Zentrum einer der Städte in der Region und acht am Rand derselben wohnen.²⁵

²⁵ Die anonymisierten Nummern der Interviews sind wie folgt zu zuordnen:

Dorf	Stadtzentrum	Stadttrand
1, 2, 6, 12, 19, 20	3, 4, 9, 10, 15, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 26	5, 7, 8, 11, 13, 14, 16, 25

Überwiegend zufrieden. Es ist anzunehmen, dass die in Dörfern lebenden Frauen verschiedene Einrichtungen des täglichen Bedarfs als schlecht erreichbar empfinden. Die Betroffenen empfinden dies subjektiv keineswegs. Nur eine Befragte (Interview 6) gibt an, daß sämtliche medizinischen (Hausarzt, Krankenhaus, Apotheke etc.) und andere Einrichtungen schlecht erreichbar seien. Mindestens drei Frauen (Interview 6, 19, 20, wahrscheinlich auch 2) sind Autofahrerinnen. Autofahrerinnen schätzen Einrichtungen in einer Entfernung von bis zu zwölf Kilometern (Angaben in einigen Fragebögen) nicht als „schlecht erreichbar“ ein²⁶. Weitere Erklärungen für das positive subjektive Empfinden sind, dass die Betroffenen einen Teil der Einrichtungen nicht benötigen (Interview 1), dass sie sich an die Wege gewöhnt haben („Gab es zu DDR-Zeiten hier auch nicht“, Interview 20) oder dass tatsächlich keine größeren Probleme auftreten (Postfrau bringt Briefmarken, wenn man ihr einen Beutel mit Geld an die Tür hängt). Die Einschätzung der Erreichbarkeit wichtiger Einrichtungen kann sich ändern, wenn die gesundheitlichen Einschränkungen zunehmen (Interview 12).

Ein uneinheitliches Bild ergibt sich bei den Stadtbewohnerinnen. Einige empfinden keine der Einrichtungen als schlecht erreichbar, während dies bei anderen bezüglich einzelner Einrichtungen der Fall ist. Dies gilt sowohl für Frauen, die eher am Stadtrand, als auch für Frauen, die eher im Zentrum wohnen.²⁷

Von den Frauen, die sich in den Interviews zu ihrem Wohnumfeld äußern, sind 13 mit demselben zufrieden (Interview 3, 4, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 21, 22 und 24), drei (17, 23 und 26) eher unzufrieden. Einige Frauen, die mit ihrem früheren Wohnumfeld weniger zufrieden waren, zogen um. Die größere Zahl der Zufriedenen kann folglich darauf zurückgeführt werden, dass sich diese angesichts des günstigen Wohnungsmarkts ihr Wohnumfeld selbst aussuchen. Zum Teil scheint auch Gewöhnung eine Rolle zu spielen:

I: Mhm. Und jetzt so die Umgebung, jetzt hier von Ihrem Haus?

A: Naja, das is' ni' grad die schönste. Aber das bin ich ja nun gewöhnt seit über dreißig Jahr'n. Ich, ich würd' mich nicht verändern, außer dem, ich bin e mal pflegebedürftig oder so. Aber bis jetzt is' es noch ni' so weit, ne (Interview 15, S. 30).

Die Befragte drückt Sesshaftigkeit als zentrales biografisches Merkmal aus. Sie lebt seit 30 Jahren in demselben Wohnumfeld und ist damit zufrieden. Warum sie zufrieden sind, erklären die älteren Frauen auf verschiedene Weise. Einigen, die sich als naturverbunden bezeichnen, gefällt das „Grün“ oder das „freie Feld“:

Also was hier sehr schön is', das, das is', dass es hier im Sommer immer sehr schön grün ist (Interview 14, S. 41).

Vor der Wende von der Stadt aufs Dorf gezogen zu sein, berichtet eine Befragte:

A: Äh, ich möchte nicht mehr in der Stadt wohnen. Weil ich och ein sehr naturverbundener Mensch bin, und die Natur hier rundrum, äh, entschädigt mich für vieles. Und, und meine Katzen, meine guten Miezen. Äh, ich bin ein Tierfreund und Naturfreund, und das hilft mir über Vieles weg, was ich so an persönlichen Misslichkeiten hinnehmen muss., Ne ne, in die Stadt möchte ich ni' mehr. (...) Das also, den Tausch würde ich nimmer machen.

26 Dass eine Autofahrerin (Interview 6) einige Einrichtungen so bewertet, hängt möglicherweise mit ihrer längeren Krankheit zusammen und damit, dass sie während dieser Zeit nicht Auto fahren konnte.

27 Einzelne Angaben sind schwer interpretierbar. Eine Frau gab zum Beispiel an, der Briefkasten sei schwer erreichbar, nicht aber die Postfiliale.

- I: Und würden Sie hier an der Gegend gern irgendetwas verändern, wenn Sie die Möglichkeit dazu hätten?
- A: Ach, die Gegend lieb' ich. ... Und, und ich will e ma' so sagen, äh, aus dem einfachen Grunde, weil's oh ni' weit nach, nach A-Stadt [Anonymisierung – d. A.] rein ist. Und das is' ja nun mal meine, meine Heimatstadt, meine Geburtsstadt (Interview 12, S. 21).

Weitere Erklärungen für Zufriedenheit sind, dass die eigenen Kinder „um die Ecke“ wohnen, dass die Befragten ein gutes Verhältnis zu den Nachbarn haben, dass es nicht weit bis zur nächsten Kaufhalle ist. Eine Familie, die sich im fremden Dorf ein Haus baute, fühlt sich in der Gemeinde gut integriert:

- I: Und fühlen Sie 'ne starke Bindung an Ihre Wohnung, an Ihr Haus?
- A: Ja.
- I: Und an das Dorf, in dem Sie jetzt wohnen?
- A: Ja.
- I: Sie möchten hier nicht mehr weg?
- A: Nee, mir sind hier so, so aufgenommen worden, ich kann das gar nich' sagen, wie, als wär' ma schon immer hier. Alle im Dorfe. Die Kinder och, die – die größeren, die sagen uns alle mit Vornamen und „du“ (Interview 6, Seite 36).

Von den drei eher unzufriedenen Frauen nahm eine, Frau Ehlert, das Wohnumfeld in Kauf, weil ihr die Wohnung gefiel:

Ach, na ja, also es gibt sicher schönere (lacht). Aber, ähm, die Wohnung gefällt mir, weil sie drei gleich große Räume hat und, das eigentlich ganz gut gestaltet werden kann, denke ich. Und das Wohnumfeld, also ich könnte mir das besser vorstellen, wenn da irgendwie da nich' nur diese Baustelle oder son verlotterter Garten wäre. Sondern wenn da irgendwas Nettes stände. Aber wir haben, äh, ich sagte ja, wir wohnen hier (Interview 17, S. 31).

Die Wohnung, die wegen ihrer drei gleich großen Räume gut gestaltet werden kann, gab hier den Ausschlag für die Wahl. Die Wohnumgebung spielte dafür eine zweitrangige Rolle. Einer weiteren Befragten (Interview 23) missfiel, dass die Wohnumgebung unsauber ist. Die Straßenreinigung würde dort „nicht hinkommen“, Betrunkene würden ihre „Bierdosen weg-schmeißen“. Da die Familie sich ein Haus gekauft hatte, wollte sie nicht wegziehen. Im dritten Fall handelt es sich ebenfalls um eine Neueigentümerin, die das Haus schon vor der Wende kaufte und nun eher unzufrieden mit der Wohnumgebung ist:

- A: Ja, nach der Wende ist hier viel kaputt gegangen. Die ganzen alten Nachbarn sind weggezogen, die Häuser wurden leergeräumt. Und jetzt ist ein Teil rekonstruiert, so dass jetzt wieder praktisch die Häuser bezogen werden. Das war aber einige Jahre im Ende dem Verfall preisgegeben. Das hat mir nicht so gefallen, äh, dass alles so zerfällt und so, Dreckecken entstehen. Und da war ich nicht so glücklich. Da freue ich mich jetzt drüber, dass ein Ende da auch abzu-sehen ist, dass das jetzt in Ordnung gebracht wird. Das kommen aber im Ende alles neue Nachbarn. Es sind überhaupt keine Nachbarn in unserer Straße hiergeblieben, die praktisch vor der Wende hier gewohnt haben.
- I: Mhm. Und fühlen Sie sich trotzdem noch hier wohl oder, würden Sie sagen, Sie wollen um-ziehen?
- A: Nö, ich würde hier nicht wegziehen wollen, weil ich die Lage schön finde, das is' schön zentral gelegen und, äh, und an für sich gibt es sonst keine Punkte, außer dass mich das Umfeld bis vor einem dreiviertel Jahr, das hier sehr gestört hat. Wenn das alles so liederlich und so gammlich war. Aber jetzt, wenn das im Ende in Ordnung gebracht wird, und die Häuser rekonstruiert

werden. Also da ist es schon angenehm zum Leben. So dass da irgendwie keine Gedanken sind (Interview 26, S. 9).

Hier kann wohl von einer wendebedingten Verschlechterung des Wohnumfelds gesprochen werden. Wenn die Eigentumsverhältnisse sich verändern oder ungeklärt sind, kommt es zu Wegzügen, die Häuser stehen leer und verfallen. In allen drei Fällen existieren gute Gründe dafür, das schlechtere Wohnumfeld in Kauf zu nehmen.

Abschließende Anmerkungen. Das Wohnumfeld und die Wohnung selbst gehören zu jenen Bereichen, die positiv bewertet werden – auch von Frauen, die sich mit anderen Entwicklungen nach der Wende unzufrieden zeigen. Dies kann mit dem Wiederaufbau der verfallenen Innenstädte und der insgesamt mieterfreundlichen Entwicklung des Wohnungsmarkts erklärt werden. Unsanierte Wohnungen existieren kaum noch und wenn, dann sind sie schwer vermietbar. Den Mieterinnen steht eine große Auswahl an Wohnungen zur Verfügung. In einigen Fällen wird eine schlechtere Wohnumgebung in Kauf genommen, weil den Frauen die Wohnung gefällt oder weil sie dort ein Eigenheim haben.

7 Zur Rekonstruktion sozialer Milieus

7.1 Einleitung

Das letzte Kapitel ist dem Versuch vorbehalten, soziale Milieus nach Vester u. a. (2001) zu rekonstruieren. Die Datenbasis müsste allerdings vergrößert werden, eine Reihe weiterer Untersuchungen wäre notwendig, um zu gesicherten Ergebnissen zu kommen. Im Ergebnis wurde deutlich, dass eine Mehr-Generationen-Perspektive bei der Rekonstruktion sozialer Milieus zu beachten ist. Diese zeichnet sich beispielsweise bei dem deklassierten bildungsbürgerlichen Milieu ab: Befragte Frauen wurden hier zugeordnet, wenn sie der bürgerlichen Schicht entstammen, sich ihr zugehörig fühlen und entsprechend – vor allem im kulturellen Leben ist dies der Fall – an ihr orientiert sind; von ihrem Beruf her zählen sie jedoch zu einem anderen gesellschaftlichen Kreis. Ein leistungsorientiertes Milieu von sozialen Aufsteigerinnen aus der Arbeiterklasse oder der unteren Mittelschicht lässt sich ebenfalls erkennen, weiterhin deklassierte Bauern- oder Handwerkerfamilien. Nachdem in der DDR die Bauernhöfe kollektiviert und selbstständige Handwerker enteignet oder in ihrer Tätigkeit behindert wurden, ist nach der Wende ein neues Traditionsbewusstsein bei der jüngeren Generation dieser früheren Bauern oder Handwerker zu beobachten. Zwei Frauen gehören einem randständigen sozialen Milieu an. Es handelt sich um Frauen, die bereits zu DDR-Zeiten aufgrund von Krankheiten, Erziehungsproblemen oder anderen Gründen sozial auffällig wurden. Materiell gehören sie zur Unterschicht. Kontinuität zeichnet sich hingegen in der Schicht der Arbeiter oder kleinen Angestellten ab. In diesem Milieu wird kein Interesse für Politik aufgebracht; vorherrschend ist eine Orientierung am Alltag. In allen drei Altersgruppen finden sich Frauen, die sich durch eine „Bescheidenheitsethik“ (vgl. Institut Infratest Sozialforschung u. a. 1991, S. 54) auszeichnen. Diese Frauen sind von den „schlechten“ Jahren im und nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt; sie haben gelernt, sparsam zu leben und sich mit Wenigem zufrieden zu geben. Vor diesem Hintergrund empfanden sie Versorgungsmängel in der DDR nicht als problematisch und interpretieren nun das Angebot nach der Wende als „Überfluss“.

Der Milieubegriff wird in der soziologischen Literatur unterschiedlich verwendet. Die phänomenologische Soziologie versteht unter sozialen Milieus relativ kleinräumige Sozialzusammenhänge. Dabei kann es sich um Familien, Nachbarschaften und Freundeskreise handeln. Diese Art von Milieuforschung setzt ethnografische Studien voraus, da es hier um habitualisierte Zusammenhänge geht, die sich nicht in einem Interview abfragen lassen.

Ein zweiter Ansatz der Milieuforschung geht auf die soziologischen Arbeiten Bourdieus zurück. Danach unterscheiden sich Klassen und Schichten nicht nur durch ihre Stellung zu den Produktionsmitteln, sondern auch durch unterschiedliche Zugänge zu politischer Macht, Wissen und Kulturgütern. Die Klassentheorie Bourdieus grenzt sich damit von marxistischen Klassentheorien ab. Klassen, Klassenfraktionen und Schichten werden hier als Grundlage gesehen, auf der sich ein spezifischer Habitus herausbildet:

Der Habitus, die gesamte äußere und innere Haltung eines Menschen, umfasst äußerst Vielfältiges: den Geschmack und den Lebensstil, das Verhältnis zum Körper und zu den Gefühlen, die Handlungs- und Beziehungsmuster, die Mentalitäten und Weltdeutungen (Vester u. a. 2001, S. 169).

Im Rahmen dieses klassentheoretischen Zugangs sind innerhalb von Klassen und Schichten soziale Milieus zu identifizieren, die habituelle Übereinstimmungen aufweisen. Milieus in diesem Sinne beruhen auf ähnlichen Sozialisationsprozessen in bestimmten sozialen Schichten und Klassen.

Im Folgenden wird von letzterem Milieubegriff nach Bourdieu bzw. Vester et al. (2001) ausgegangen. Vester et al. untersuchen mit qualitativen und quantitativen Verfahren verschiedene westdeutsche Milieus und rekonstruieren auf der Grundlage des gewonnenen Materials gültige Typen. Diese sind jedoch nicht ohne weiteres auf Ostdeutschland übertragbar. Auch zu den ostdeutschen Milieus gibt es (vgl. Vester u. a. 2001) Rekonstruktionsversuche anhand von Fallstudien, doch eine breitere repräsentative Untersuchung liegt noch nicht vor. Vester et al. sprechen daher von „hypothetischen Landkarten ostdeutscher Milieus“ (Vester u. a. 2001, S. 50/51).

Habituelle und nicht-habituelle Übereinstimmungen ergeben sich aus gemeinsamen oder vergleichbaren Erfahrungen in den jeweiligen Biografien. Eine Analyse der Schichten der alten DDR-Gesellschaft wäre somit erforderlich, um solche biografisch gewachsenen Ähnlichkeiten feststellen zu können. Auch die Zeit vor der Gründung des ostdeutschen Staates müsste berücksichtigt werden, da ältere Frauen befragt wurden, die ihre Kindheit zur Zeit des Zweiten Weltkrieges verbrachten. Anhand der vorliegenden Daten wird deutlich, dass die historische Perspektive tatsächlich von großer Bedeutung ist. Eine solche Klassen- und Schichtenanalyse wäre die Grundlage einer solchen Analyse, sie steht jedoch nicht zur Verfügung.

Die von Vester et al. (2002) vorgenommene Einteilung der ostdeutschen Gesellschaft in elf bis zwölf Milieus ist problematisch. Sie ist ahistorisch, weil sie den gesellschaftlichen Umbruch nach 1989 nur unzureichend berücksichtigt. In den neuen Bundesländern liegt die Arbeitslosenquote bis heute zwischen 17 und 25 %; der Prozentsatz derjenigen, die seit 1990 einmal oder mehrfach von Arbeitslosigkeit betroffen waren, ist weit höher. Arbeitslosigkeit kommt in allen ostdeutschen Schichten vor, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Das vorliegende Datenmaterial zeigt zum Beispiel eindeutig Differenzierungen innerhalb der „technischen Intelligenz“. Ein Teil der Angehörigen dieses Milieus konnte sich beruflich behaupten und finanziell verbessern, während der andere eine Deklassierung erlebte. Es kann

davon ausgegangen werden, dass die sozialen Milieus sich insgesamt ausdifferenzieren auswirken bzw. neue soziale Milieus entstehen. Eine Milieustudie müsste die jeweilige Lebenslage und den gesellschaftlichen Einfluss der Schicht kriterial messbar machen.

Generell wird die soziale Mobilität im Ansatz von Vester u. a. (2001) unzureichend berücksichtigt. Die Autoren verweisen zwar auf eine „charakteristische Milieu-Mobilität“ (a.a.O., S. 530), diskutieren aber nicht die Frage, was dies für den Milieu-Ansatz und den Habitus bedeutet. Der milieuspezifische Habitus bildet sich in der Lebensgeschichte. Wir stellen beispielsweise erhebliche soziale Unterschiede zwischen den Ehepartnern fest. Eine Frau, die ein Fernstudium zur Diplom-Ingenieurin absolvierte, jedoch mit einem Arbeiter verheiratet ist, kann nicht ohne weiteres mit einer Diplom-Ingenieurin, die mit einem Lehrer verheiratet ist, verglichen werden. Eine Ehe oder lange Partnerschaft führt in der Regel zur habituellen Anpassung der Partner bzw. zu einem ehespezifischen Habitus. Weiterhin enthält unser Datenmaterial etliche Hinweise darauf, dass die Unterschiede zwischen den Generationen größer geworden sind. Rentnerhaushalte sind teilweise materiell besser gestellt als Arbeitnehmer- und Arbeitslosenhaushalte.

Anhand der erhobenen Daten soll im Folgenden durch Fallvergleiche eine Rekonstruktion der sozialen Milieus im Sinne Vesters u. a. (2001) erfolgen. Dabei ergeben sich Probleme, da das Datenmaterial nicht in jedem Fall ausreicht und auswertungstechnisch aus Zeitgründen abgekürzte Verfahren eingesetzt wurden. Für eine qualitative Milieuanalyse ist ein systematischer Vergleich der Fälle auf mehreren Ebenen erforderlich. Es reicht nicht, einzelne von Vester u. a. beschriebene Merkmale zu erkennen, da es bei einer Milieuzuordnung auf die Kombination der Merkmale ankommt. Nur soziale Einheiten, die auf mehreren Ebenen Übereinstimmungen aufweisen, werden dem theoretischen Anspruch Bourdieus gerecht. Nur dann kann mit Fug und Recht von sozialen Milieus gesprochen werden. Dieser Anspruch kann hier jedoch nicht erhoben werden; ausführlichere Anschlussstudien und Analysen sind vielmehr notwendig.

Den hypothetischen Charakter der ostdeutschen Milieus sensu Vester et al. aufzuheben ist also mit der gegebenen Datenmenge nicht möglich, ebenso wenig kann damit die „hypothetische Landkarte der ostdeutschen Milieus“ nach vermessen werden, da nicht alle relevanten Milieus erfasst sind. Dies war nicht intendiert. Vielmehr sollen die Interviewaussagen daraufhin überprüft werden, ob sie eine Zuordnung zu den Milieus erlauben, um diese punktuell einer Evaluation zu unterziehen.

7.2 Versuch der Zuordnung zur „Hypothetischen Landkarte“ sozialer Milieus in Ostdeutschland²⁸

Die Typologie des Sinus-Instituts zur Milieustruktur in Ostdeutschland wurde von Vester et al. anhand eigener qualitativer Studien weiterentwickelt. Sie bleibt jedoch noch hypothetisch. Die Autoren stellen fest: „Dort ist die Milieustruktur jetzt unruhiger und uneinheitlicher als in Westdeutschland“ (S. 527). Es kann jedoch angenommen werden, dass inzwischen eine Stabilisierung eingetreten ist. Die von den Autoren konstatierten „schockartigen Veränderungen“ erfolgten im Wesentlichen in den Jahren 1990 bis 1995. Danach dürfte sich die Milieustruktur allmählich verfestigt haben.

²⁸ Vgl. Vester u.a. S. 50, 51

1. Das „rationalistisch-technokratische“ Milieu der Oberschicht; die Angehörigen zeichnen sich durch kritische Opposition zur Bürokratie aus, sind enttäuscht, da vom Umbau der Gesellschaft (1990) ausgeschlossen. Sie haben ein hohes Arbeitsethos und sind pflichtbewusst, dabei pragmatisch angepasst.²⁹
2. Das „bürgerlich humanistische“ Milieu der Oberschicht; es zeichnet sich durch Mobilität aus, Vertreter der alten bürgerlichen Schicht wurden nach 1945 verdrängt, Bildungsaufsteiger kamen hinzu. Vester u. a. vermuten, dass ein Erhalt dieses Milieus angesichts der gegenwärtigen Deklassierung- und Modernisierungsprozesse nicht zu erwarten sei.
3. Das „linksintellektuell-alternative“ Milieu der Oberschicht; es zeichnet sich durch Konsumaskese und postmaterialistische Werte aus, die stärker als in Westdeutschland ausgeprägt sind.
4. Das „moderne Arbeitnehmermilieu“ der Mittelschicht umfasst neben Arbeitern und Angestellten auch kleinere Selbstständige und Angehörige helfender Berufe. Vester u.a. vermuten, dass dies eine Folge der De-Industrialisierung ist.
5. Das „aufstiegsorientierte Pioniermilieu“ der Mittelschicht zeichnet sich gegenüber dem traditionellen Arbeitnehmermilieu durch größere Leistungs- und Durchsetzungsfähigkeit aus. In diesem Milieu gibt es auch viele kleine Selbstständige.
6. Das moderne bürgerliche Milieu der Mittelschicht hat sich erst nach 1991 aus dem kleinbürgerlichen Milieu entwickelt, indem Elemente eines modernen Lebensstils übernommen wurden. Es entspricht dem gleichnamigen Milieu in Westdeutschland.
7. Das „statusorientierte und karriereorientierte“ Milieu der Mittelschicht bestand vor allem aus der früheren Funktionärsschicht der DDR. Nach Vester et. al. hat sich ein Teil dieses Milieus an die westlichen Bedingungen und die Marktwirtschaft angepasst und blieb erfolgreich. Während es 1991 9% der Bevölkerung umfasste, waren es 1997 nur noch 5%.
8. Das „hedonistische“ Milieu besteht meist aus Jugendlichen. Es handelt sich primär um eine Jugendkultur. Wie in Westdeutschland wird ein radialer Individualismus vertreten, Lebensplanung wird abgelehnt; eine Abgrenzung gegen die „Spießer“ der Elterngeneration ist charakteristisch. Im Unterschied zum westlichen hedonistischen Milieu werden materielle Güter gering geschätzt.
9. Das „kleinbürgerlich-materialistische“ Milieu umfasste 1997 noch 12% gegenüber 23% der Bevölkerung im Jahr 1991. Da die Selbstständigen nach 1950 deklassiert wurden, hat das Milieu nach Vester et al. bei den Facharbeitern, Meistern und mittleren Angestellten „überwintert“. Heute gehören ihm auch kleine Beamte, Angestellte und Selbständige an.
10. Das traditionsbewusste Arbeiter- und Bauernmilieu; es zeichnet sich durch „Bescheidenheitsethik, Gerechtigkeitssinn, Arbeits- und Gemeinschaftsethos und Misstrauen gegen die Mächtigen über ihnen und die ‚Faulpelze‘ unter ihnen“ (Vester u. a. 2001, S. 534-535) aus. Es ist das Herkunftsmilieu des „modernen Arbeitnehmermilieus“ und des „aufstiegsorientierten Pioniermilieus“.

29 Da ein Teil dieses Milieus nach 1990 ausgegrenzt wurde und sich deswegen auf das alte System wieder bezog, spricht Sinus von „DDR-verwurzeltem Milieu“.

11. Das „traditionslose Arbeitermilieu“; es zeichnet sich durch Arbeitende aus, die ungelernte oder angelernte Tätigkeiten ausüben. Viele von ihnen sind nach 1990 auf staatliche Versorgung angewiesen.

Wie gehen anhand der Ergebnisse unserer Fallstudien davon aus, dass eine neue Landkarte der Milieus zu entwickeln ist. Die Verlierer der Systemtransformation und beruflich Deklassierten stammen aus unterschiedlichen Milieus. Aus den Befunden unserer Studie wird deutlich, dass sich die Deklassierten aus unterschiedlichen Milieus teilweise angleichen, aber auch unterschiedliche Unterschichtmilieus entstanden sind. Eine Deklassierte aus einem eher leistungsorientierten Milieu unterscheidet sich von einer Frau aus dem „traditionslosen Arbeitermilieu“, auch wenn die materielle Situation ähnlich ist.

Die Zuordnung der interviewten Frauen zu diesen Milieus der alten DDR-Gesellschaft erweist sich aus diesen Gründen in mehreren Fällen als schwierig bzw. unbefriedigend. Ein Grund dafür ist die Bedeutung der Mehr-Generationen-Perspektive, wie im Folgenden an einigen Beispielen deutlich gemacht wird:

Der Großvater einer Befragten, Frau Lohmeier (Interview 18), war Gymnasiallehrer, der mit 45 Jahren an Tuberkulose starb. Der Vater, ältester Sohn der Familie, absolvierte eine kaufmännische Lehre und übernahm eine leitende Stellung in einer Handelsfirma in der Karibik. Er heiratete eine Französin. Diese besuchte mit ihrer Tochter (Frau Lohmeier) die Familie väterlicherseits in Deutschland; da sie wegen des Ersten Weltkriegs nicht in die Karibik zurück reisen konnten, wuchs Frau Lohmeier in der Familie der Großmutter auf. Im Interview finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass Frau Lohmeier sich diesem Milieu, das als evangelisch und bürgerlich-humanistisch charakterisiert werden kann, verbunden fühlte und noch heute verbunden fühlt. Sie selbst konnte jedoch aus mehreren Gründen – u.a. verarmte die Familie durch die Inflation – keinen entsprechenden beruflichen Status erreichen und wurde Krankengymnastin. Von daher wäre sie einem Milieu der Mittelschicht zuzuordnen, dies würde aber ihrem Habitus nicht gerecht werden.

Eine weitere Befragte, Frau Weimar (Interview 1), entstammt einer sorbischen Bauernfamilie und müsste nach der Kollektivierung der Landwirtschaft dem „traditionsverwurzelten Arbeiter- und Bauernmilieu“ zugerechnet werden. Die Verwurzelung in der bäuerlichen Tradition, die sich von der Arbeitertradition deutlich unterscheidet, ist hier jedoch stark ausgeprägt. Im Unterschied zu dieser Familie wird es auch Bauernfamilien in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften gegeben haben, die sich eher an einem Arbeitermilieu orientierten, so dass in diesen Fällen von einem einheitlichen Milieu gesprochen werden könnte.

In einem dritten sperrigen Beispiel kam der Vater einer anderen Befragten, Frau Hofer, vor dem Zweiten Weltkrieg in die Region. Er heiratete eine Frau, deren Familie einen kleinen Hof hatte. Die junge Familie kaufte Land, um sich einen größeren Hof aufzubauen. Leistungsorientierung und bäuerliche Orientierung schienen hier zusammenzutreffen. Nach der Gründung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft studierte Frau Hofer Landwirtschaft und wurde Produktionsleiterin in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Sie könnte daher dem „rationalistisch-technokratischen Milieu“ der DDR-Oberschicht subsumiert werden. Ihre Tradition reicht jedoch weiter zurück, und daran kann sie nach der „Wende“ anknüpfen. Die Familie gründet einen landwirtschaftlichen Betrieb.

In diesen drei Fällen wirkten ältere Familientraditionen in die DDR-Wirklichkeit und bis in die Gegenwart hinein. Eine eindeutige Zuordnung zu einem sozialen Milieu sensu Vester et al. ist kaum möglich.

In den Vesterschen Milieus ebenfalls nicht berücksichtigt ist eine durch Mobilität entstandene Nivellierung von Milieus, von den Familien der Frauen ausgehend. Es gibt mehrere Fälle, in denen die Ehemänner in ein rationalistisch-technokratisches Milieu aufsteigen, die Frauen aber in einem Milieu der Mittelschicht verblieben und damit dem Mann auch eine Karriere ermöglichten. Einige dieser Frauen unterbrachen zeitweise ihre Berufsarbeit für die Kindererziehung. In einem Fall (Interview 20) ist es der Ehemann, der in einem traditionsbewussten Arbeiter- und Bauernmilieu verbleibt, während die Ehefrau als Agrar-Ingenieurin/-Ökonomin eher dem rationalistisch-technologischen Milieu zuzuordnen ist. Zwei Beispiele mögen dies nachvollziehbar machen:

Frau Neumann (Interview 7) stammt aus einer „kleinkapitalistischen Familie“. Sie selbst wurde Kindergärtnerin und heiratete einen „Studenten der ABF“³⁰, der Offizier wurde. Sie selbst arbeitete wegen Familienpflichten und beruflichen Versetzungen des Mannes in wechselnden Stellen ohne aufzusteigen. Von daher müsste sie einem anderen Milieu als dem des Ehemannes zugerechnet werden, gleichwohl hat sie aber Anteil daran.

Frau Lohmann (Interview 19) stammt aus einer Arbeiterfamilie. Sie heiratete einen selbstständigen Handwerker (Bäcker und Müller), der auch zu DDR-Zeiten selbstständig blieb. Die Familie lässt sich so keinem der Vesterschen Milieus zuordnen. Die Orientierung dieser Familie unterschied sich deutlich von der anderer Familien.

In 16 von 26 Interviews ist eine Zuordnung aus den hier dargestellten Gründen schwierig. Dies ist zwar eine geringe Zahl, aber dennoch ergibt sich die Frage, inwieweit die „Landkarte“ weiter ausdifferenziert werden müsste. Mehr qualitative Fallstudien und Fallvergleiche wären hierzu erforderlich.

Auch die im folgenden vorgenommene Zuordnung der anderen Familien bleibt hypothetisch, da häufig nicht genügend Indikatoren für die Zugehörigkeit zu dem jeweiligen Milieu feststellbar waren.³¹

Zwei Frauen (Interview 3 und 16) gehören am ehesten dem linksintellektuell-alternativen Milieu an. Beide waren Lehrerinnen (Aufstieg über Arbeiter- und Bauernfakultät), die der SED distanziert gegenüber standen. Distanz zu materieller Orientierung ist ebenso wie Genügsamkeit bei ihnen erkennbar. Eine von ihnen, Frau Weihmann (Interview 16), war zunächst technische Zeichnerin. Angeregt durch einen Aufruf der FDJ absolvierte sie zusätzlich eine Junglehrerinnenausbildung. Distanz zum System entstand u. a. dadurch, dass ihr Schwiegervater als ehemaliges NSDAP-Mitglied diskriminiert wurde. Sie und ihr Mann traten nicht in die Partei ein, obwohl dies beruflich vorteilhaft gewesen wäre. Die Wiedervereinigung wurde begrüßt, wobei es weniger um die materielle Seite als vielmehr um die Freiheit der Meinungsäußerung ging. Dies entspräche einer Orientierung an nicht-materialistischen Werten des linksintellektuell-alternativen Milieus. Kritische Distanz besteht auch gegenüber dem neuen System.

30 Arbeiter- und Bauernfakultäten waren in der DDR eine Möglichkeit für Arbeiter und Handwerker, das Abitur nachzuholen.

31 Die Erhebung war nicht speziell auf diese Fragestellung fokussiert.

Zwei Frauen (Interview 2 und 14) könnten dem rationalistisch-technokratischen Milieu zugeordnet werden. Nach der Sinus-Landkarte 1997 hat sich dieses Milieu durch dessen Deklassierung in ein „DDR-verwurzeltes Milieu“ transformiert. Eine solche soziale Deklassierung haben die beiden Frauen nicht erlebt. Eine von ihnen war als selbstständige Landwirtin erfolgreich, die andere bis kurz vor dem Rentenalter erwerbstätig. Sie hatte an einer Finanzhochschule studiert und war Finanzbuchhalterin in einem Betrieb. Ihr Mann war Ingenieur. Persönlich war sie mit dem Leben in der DDR zufrieden, kritisierte im engeren Kreis jedoch den „Schmutz“ bei der Planerfüllung. Nach 1990 konnte sie ihre Arbeitsstelle halten, wurde mit 59 jedoch krank und nach Absprache mit dem Chef entlassen. Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit kam dann die Berentung ohne Abzüge.

Einige Frauen (Interview 4, 10, 12) können dem traditionslosen Arbeitnehmermilieu und zwei weitere (Interview 15, teilweise auch 23) eher einem traditionsverwurzelten Arbeitnehmermilieu zugeordnet werden.

Die von Vester et al. bis 1997 vor allem in der Mittelschicht festgestellte Ausdifferenzierung (s. Vester et al., S. 51) kann mit den vorliegenden Daten nicht bestätigt werden. Dies kann daran liegen, dass es sich um ältere Frauen handelt; denn soziale Milieus, die sich durch die familiäre und berufliche Sozialisation entwickeln, dürften sich bereits im mittleren Lebensalter verfestigt haben.

Für die Entwicklung einer neuen Landkarte der Milieus, die nicht nur hypothetisch ist, wären weitere empirische Studien erforderlich. Im Rahmen dieses Projektes war dies kein zentrales Thema und insofern nicht leistbar. Auf einige Aspekte, die bei einer solchen Rekonstruktion bedeutsam wären, sei im Folgenden dennoch eingegangen.

7.3 Soziale Milieus älterer Frauen

7.3.1 Sozialer Aufstieg aus der Arbeiterschaft oder der unteren Mittelschicht

Aufstieg mit Leistungsorientierung und Erfolgsstolz

Einen sozialen Aufstieg aus der Arbeiterschaft oder unteren Mittelschicht haben einige Befragte erreicht (Interviews 5, 7, 8, 11, 13, 14 und 22).

Allgemeine Beschreibung. Die Frauen und Männer nutzten die Chancen, die das DDR-System ihnen bot. In der DDR wurden Angehörige der Schicht der Arbeiter und Bauern systematisch gefördert. Durch die Wirtschaftsabwanderung vor dem Bau der Mauer und der Schließung der Grenzen 1961 entstand ein Fachkräftemangel, der teilweise durch Weiterbildung und Fernstudium ausgeglichen werden konnte. Für die Biografien der Einzelnen bedeutete das einen leichten Zugang zu Bildung und Aufstiegsmöglichkeiten in mittlere Positionen. Wir berücksichtigen zudem die Generationslagen (die Jahrgänge von 1930 bis 1945) und vermuten, dass für die Jüngsten und auch für die Ältesten dieser Generationslage eine geringere soziale Mobilität zutrifft. Die Angehörigen dieses ersten Milieus vertreten die Einstellung, dass man in der DDR „etwas werden“ konnte, wenn man genügend leistungsbereit war. Deutlich werden Parallelen zum „status- und karriereorientierten Milieu“ der Mittelschicht, aber auch zum rationalistisch-technokratischen Milieu der Oberschicht, die beide leistungsorientiert waren. Gegenüber dem System dominierte eine Loyalitätsverpflichtung,

von der die diesem Milieu zugeordneten befragten Frauen, die meist dem Typus der „Zufriedenen“ entsprechen, berichten.

Diese Frauen waren in der DDR stolz auf das, was sie erreichten. Sie berichten von dem Gefühl, sich etwas leisten zu können – zum Beispiel Reisen oder in Besitz eines Autos zu sein. Im Vordergrund stand das Leistungsprinzip. Sie forderten sich selbst ebenso wie Kolleginnen und Kollegen und erbrachten eine gute Arbeitsleistung. Die Gemeinschaft – das Arbeitskollektiv – spielte für sie eine große Rolle.

Nach der Wende ist eine Differenzierung des Milieus feststellbar. Ein Teil der Frauen erlebte einen Bruch durch Arbeitslosigkeit und sozialen Abstieg. Manche Berufskarrieren waren einer völligen Entwertung unterworfen; frühere, gesellschaftlich anerkannte Leistungen zählten nicht mehr. Bei anderen kam es nicht zu einer Deklassierung, wenn mindestens einer der Lebensgefährten eine gute berufliche Position erhalten oder eine neue erringen konnte, das Haushaltseinkommen lag in diesen Fällen über dem Durchschnitt. War jedoch einer der Lebensgefährten arbeitslos, entstand ein Gefühl der Enttäuschung.

In diesem Milieu besteht die Fähigkeit, sich strategisch an die neuen Systembedingungen im Beruf anzupassen. Eine Differenzierung ergibt sich einerseits aus den vorherigen Berufen und andererseits aus deren Zugehörigkeit zu bestimmten Wirtschaftszweigen. So war zum Beispiel die Textilindustrie stärker vom wirtschaftlichen Niedergang betroffen als die Bauindustrie. Ältere Arbeitnehmerinnen im öffentlichen Dienst hatten größere Chancen, ihren Arbeitsplatz zu behalten als Arbeiterinnen in Industriebetrieben. Aber auch die Anpassungsfähigkeit an die neuen Bedingungen stellt ein Kriterium dar. Die Frauen stehen dem neuen System kritisch, distanziert oder abwägend gegenüber, auch wenn sie sich materiell besser stellen. Nachdem das Rentenalter erreicht ist, kommt es wieder zu einer Angleichung. Auch die deklassierten Vertreter dieses Milieus verfügen jetzt über ein ausreichendes Einkommen. Die Frauen sind gemeinschaftsorientiert und ehrenamtlich engagiert. In den meisten Fällen schätzten die Interviewerinnen die Kleidung der Frauen als eher preiswert, konservativ und ordentlich ein. Keine der Frauen war geschminkt – ein jedoch eher schwaches Unterscheidungskriterium –, während dies auf fünf der insgesamt 26 befragten Frauen laut Beobachtungsbögen zutrifft. Bezogen auf den Berufsstatus sind heterogene und homogene Paare zu unterscheiden. Letztere Unterscheidung – homogene Paare – meint, dass beide beruflich aufgestiegen sind.

Einzeldarstellungen. Frau Wagner (vgl. Fallstudie Wagner, Interview 11) erlebte nach der Wende einen Bruch in der Milieuzugehörigkeit. Sie lernte Industrieschneiderin, legte später die Meisterprüfung ab und arbeitete als Abteilungsleiterin in der Textilindustrie. Ihr Mann leitete einen kleineren Betrieb. Diese beruflichen Erfolge werden relativiert – auch andere hätten das gekonnt:

Bestätigt als Frau? Man konnte sich fortbilden als Frau, och ohne große Gebühren. Man hat uns eben ein Ingenieurstudium angeboten, wo man gehen konnte. Also, wer bei uns in der DDR damals nüsch geworden is', der wollte wahrscheinlich ni'. So muss ich das immer sagen, denn grade die Bildung und die Fortbildung, die hatte man bei uns und hatte man ohne Geld, wo jetzt ja das Geld wieder eine große Rolle spielt und doch manche wahrscheinlich, an den jungen Leuten, zurücktreten müssen, weil's Geld in der Familie ni' reicht (Interview 11, S. 4).

Die Formulierung „bei uns in der DDR“ verweist auf eine kollektive Identität. Wer sich in der DDR nicht beruflich entwickelte, trägt selbst die Verantwortung dafür. Frau Wagner antwortet auf die Frage nach der Stellung der Frau in der DDR, dass alle Frauen Chancen hatten.

Die Erzählende ist der Auffassung, dass man „schönes Geld“ verdienen konnte, wenn man gute Arbeit leistete:

A: Und wir müssen sagen, wir ham of Leistung gearbeitet bei uns im Betrieb. Und wer fleißig war, der hat oh schönes Geld verdient.

I: Also war's doch schon leistungsabhängig?

A: Bei uns war's leistungsabhängig, ja (Interview 11, S. 7).

Frau Wagner schränkt ihre Erfahrungen auf die Tätigkeit in der Textilindustrie ein – „bei uns war es leistungsabhängig“. Die Frauen dieses Milieus waren zu DDR-Zeiten in der Regel mit ihrem Lebensstandard zufrieden. Ähnlich äußert sich Frau Neuhaus (Interview 13):

Also, ich muss sagen, zum politischen System der DDR hatte ich eigentlich 'ne positive Einstellung. Wir konnten uns viel leisten. Wir sind jedes Jahr in Urlaub gefahr'n, wir sind zwar zelten gefahrn, an die Ostsee und so, aber weil's ja keene Ferienplätze und so weiter gab. Oder in die Tschechei, ham wir mit dem Zelt alles unternomm'. Und ich muss sagen, wir sind eigentlich über die Runden gut gekomm'. Ham uns och gespart und, also, wir hatten och ein Auto. Erst en Mossi [Moskwitsch – d. A.] und dann ein Wartburg. Nach (...) vierzehnehalb Jahre hatten wir dann den Wartburg, warn wir glücklich. Und eigentlich ham wir mehr an dem Mossi gehang' dann. Dieses Blubbern von diesem Zweetakter, das war dann irgendwie doch nicht so (lacht). Hat uns irgendwie ni so richtig gefallen, aber das war eben, war eben unser Auto, na ja gut (lacht) (Interview 13, S. 2).

Aus westdeutscher Perspektive würde man vielleicht von einem bescheidenen Lebensstandard sprechen, Frau Neuhaus ist jedoch der Auffassung, dass sie sich vieles leisten konnte. Möglicherweise wird hier auch eine generationstypische Bescheidenheit ausgedrückt. Die Generationen früherer DDR-Bürgerinnen und -Bürger erlebten eine schlechte Nachkriegszeit und lernten sparsam und bescheiden zu sein. Sie unterscheiden sich darin von den jüngeren Generationen, die seit der Wende mit einer größeren Bereitschaft Kredite aufnehmen und Schulden machen. Diese „Bescheidenheitsethik“ ist kein spezifisches Kriterium für dieses Milieu. Hinzu kommt, dass sich die Normen und Wertvorstellungen der DDR-Bürgerinnen und -Bürger stark von denen in Westdeutschland unterschieden. Dies verdeutlicht folgendes Beispiel:

Fünf Jahre wohn' wir erst hier, nu'. Und ham erst in 'ner Neubauwohnung gewohnt. Und das war lustig. Ich war so stolz of diese Wohnung. Ne Vier-Raum-Wohnung, das war ja damals schon en ganz tolles Ding. Und, nach der Wende kam ja diese Nürnberger zu uns und mein Kollege, der hatte sich überhaupt ni' darum gekümmert und so. Ich dacht', na Mensch, das kann ja gar ni' sein, der hatte seine Frau mitgebracht, da möchte man ja vielleicht ma' die einladen oder so, und das kann ja ni' sein, dass die bloß, dass die bei uns nur so rum-, rumhuppen. Und abends sich selber so überlassen sind und so. Dacht' ich, ach, hab' ich erst ma' gefragt, muss ja mein' Geschäftsführer fragen, ob das überhaupt, ob ich den einladen kann, ni' wahr. Das hätt' ja könn' ins Fettnäppel treten oder was weeiß ich was. Mich anschmeicheln oder was weeiß ich, wie das dann ausgelegt wird, das weeiß man ja alles ni'. Und da war er froh. Und da hab' ich gesagt, na gut, da kann er ja ma' zu uns komm', abend oder so. Und da dacht' ich, da kann ich meine schöne Wohnung zeigen (klatscht in die Hände und lacht). Die ham mir: „Und hier wohnst du?“ Ich sag': „Ja, wir fühlen uns hier wunderbar wohl.“ „Was? In den, in dieser Wohnung fühlt ihr euch wohl? Das kann ja ni' wahr sein“ (betont das Unverständnis der Besucher) (Interview 13, S. 24).

Frau Neuhaus arbeitete damals als Sekretärin bei einer Gewerkschaft; die westdeutschen Kollegen waren angereist, um bei den Umstrukturierungen zu helfen. Was in der DDR eine

„schöne“ Neubauwohnung darstellte, auf die die Erzählende stolz war, wurde aus westdeutscher Perspektive als hässlicher Plattenbau bewertet. Eine Neubauwohnung bot einen relativ modernen Wohnkomfort, und der Bau von Eigenheimen war in der DDR nicht so verbreitet wie nach 1990. Frau Neuhaus macht hier eine Diskrepanzerfahrung, weil ihr westdeutscher Kollege die Begeisterung für ihre Wohnung nicht teilt. Deutlich wird auch die Unsicherheit im Umgang mit den westdeutschen Kollegen. Frau Neuhaus hat Zweifel, ob sie sich richtig verhält. Es handelt sich um eine Situation der Fremdheit im eigenen Land. Der Fremde muss Situationen, in denen andere selbstverständlich und habitualisiert handeln, als neu erkennen und neu definieren (vgl. Alfred Schütz 1972). Die Familie Neuhaus erlebte nach 1990 keinen Milieubruck. Beide Ehepartner behielten ihre Arbeit und kauften sich ein eigenes Haus.

Frau Wagner (Interview 11) antwortet auf die Frage, ob sie sich in der BRD eingelebt habe, dass sie die letzten zehn Jahre „überlebt“ habe:

I: Und sind Sie jetzt, ham Sie sich jetzt in der BRD eingelebt? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben in der BRD?

A: Doch. Doch. Ich meine, wir ham die zehn Jahre überstanden. Bei mir warns zehn Jahre, ich musste ja glei' nach der, weil der Betrieb kaputt ging, glei' nach der Wende eben raus. Die Jahre ham wir überlebt. Und könn' eigentlich jetzt in Ruhe und Frieden das tun, worauf wir Lust ham (Interview 11, S. 3).

„Überleben“ meint die Weiterexistenz nach Kriegen, Krankheiten und Hungersnöten. „Überleben“ ist hier anders im Sinne von „überstanden“ gemeint – eine drastische Äußerung zur Einschätzung des neuen Systems. Frau Wagner macht den Staat dafür verantwortlich, arbeitslos zu sein.

Einige der befragten Frauen äußern sich kritisch zu den Entwicklungen der letzten zwölf Jahre, obwohl sie materiell nicht „verloren“ haben:

Ja, und wir ham Karl Marx gelernt, das Kapital. Ja und, da könnt' ich mich, das passt jetz' vielleicht ni', aber trotzdem sag' ich das, (...) da könnte ich mich ofregen, wenn die sich im, im Fernsehn über den Kopp in, in Chemnitz streiten. (...) Über diesen Karl-Marx-Kopp da. Eener will'n weg ham, der andre will'n stehn lassen. Of der andern Seite wolln se in Berlin das zertrümmerte Schloss ofbaun. Das is' Geschichte. Ja, das hier aber och. Und was Karl Marx gesagt hat, das stimmt ja och. Vom Kapital, von der herrschenden Klasse. Das is' doch so. Wir ham's damals gelernt, da war das natürlich der böse Kapitalismus und, und, und. Das war ja so. Und heute? Heute stecken wir mitten drin. Und (...) wenn wir uns da unterhalten, manchmal, da sagen wir, wir ham's ja gelernt, Karl Marx, 's stimmt, was er gesagt hat, es is' wirklich so (Interview 14, S. 14/15).

Frau Hauser (Interview 14) arbeitete vor und nach der Wende als Finanzbuchhalterin. Inzwischen erhält sie Rente. Sie besitzt ein eigenes Auto und reist viel – ein Hinweis darauf, dass die Milieubindung stärker ist als die Veränderungen durch ihre materielle Situation.

Diskussion der Daten: Es handelt sich hier um ein in der DDR entstandenes soziales Milieu von Fachleuten und mittleren Führungskräften, das dem alten System relativ loyal gegenüber stand. Es identifizierte sich mit ihm und seinen offiziellen Zielen, auch wenn es sich nicht in jedem Fall um politisch aktive Parteimitglieder dabei handelt. Einzelne Missstände wie der „Schmu“ bei der Planerfüllung (Interview 14) werden kritisch bemerkt. Der berufliche Werdegang verdankt man dem System. Sie waren in der DDR leistungsfähige und leistungsbereite Arbeitnehmer und erwarben sich ihre Qualifikationen häufig durch Fern-

studien und berufsbegleitende Weiterbildungen. Ein weiteres Kriterium für dieses Milieu ist die soziale Mobilität vor dem Hintergrund einer spezifischen sozialen Entwicklung. Einem Vergleich mit westdeutschen Aufsteigermilieus, zum Beispiel nach der Bildungsexpansion in den 60er Jahren, kann hier nicht standgehalten werden.

Für eine Zuordnung zu den sozialen Milieus sensu Vester et al. kommen unterschiedliche in Frage: das rationalistisch-technokratische Milieu und das bürgerlich-humanistische Milieu der Oberschicht sowie das status- und karriereorientierte Milieu der Mittelschicht.

7.3.2 Sozialer Aufstieg mit Distanzierung zum DDR-System

Frau Gerdes (vgl. Fallstudie Gerdes im Anhang, Interview 3) lernte „Fachkraft für Schreibtechnik“, legte über die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät ihr Abitur ab und studierte Lehrerin. Politisch blieb sie auf Distanz zum System, trotz verschiedener Anfragen trat sie nicht in die Partei ein. 1989 nahm Frau Gerdes an Demonstrationen teil und schloss sich dem „Neuen Forum“ an. Später wechselte sie zur SPD. Über ihren Familienhintergrund berichtet die Interviewte wenig, außer:

(...) ich stamme wirklich aus einem einfachen Elternhaus, und meine Eltern waren froh, dass ich 'ne Lehre angefangen habe (Interview 3, S. 10).

Als engagierte Lehrerin mied die Befragte politische Äußerungen in der Schule.

Eine weitere Probandin, Frau Weihmann (Interview 16), stammt aus einer christlich-bürgerlichen Familie. Ihr Vater fiel im Zweiten Weltkrieg; die Mutter heiratete einen Mann, der in der DDR politisch engagiert war. Die Befragte wurde zum Verdruss der Familie mütterlicherseits Mitglied der FDJ. Der Wunsch, zu studieren, konnte nicht erfüllt werden, da der Stiefvater dagegen war. Frau Weihmann absolvierte deswegen eine Lehre als Teilekonstrukteurin und lernte während dieser Zeit ihren späteren Mann kennen. Sie folgte einem Aufruf der FDJ und meldete sich für eine Lehrerausbildung. Ihre politische Einstellung hatte sich in der Zwischenzeit geändert. Der Vater ihres Ehemanns litt unter dem DDR-System, weil er vor 1945 Mitglied der NSDAP war. Frau Weihmann wurde eine engagierte Lehrerin; dem ostdeutschen Staat gegenüber blieb sie distanziert – eine Biografie, in der die Einflüsse mehrerer Milieus ihre Spuren hinterlassen haben.

Vor allem durch die Distanzierung gegenüber dem DDR-System unterscheiden sich diese Befragten gegenüber dem zuvor dargestellten Typus. Beide Frauen lassen sich am ehesten noch dem links-intellektuell alternativen Milieu zuordnen (s.o.), obgleich sie nicht der Oberschicht angehören.

7.3.3 Deklassierte aus dem bildungsbürgerlichen Milieu

Vor dem Hintergrund der Interviews 18 und 12 wurden die folgenden Merkmale herausgearbeitet.

Allgemeine Beschreibung. Die Herkunftsfamilien dieser Frauen stammen aus dem Bildungsbürgertum; die Befragten sehen sich selbst in dieser Tradition. Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände konnten sie ihre Ansprüche nicht in einer entsprechenden beruflichen Position umsetzen. Von den Vertretern dieser „niedrigeren“ sozialen Schicht unter-

scheiden sie sich durch ihren Bildungsanspruch. Die Deklassierung ist eine Folge des Ersten und des Zweiten Weltkriegs und der Krisen der Nachkriegsjahre. Eine Deklassierung im DDR-System liegt in beiden Fällen nicht vor. Die Frauen bewältigen die Deklassierung mit unterschiedlichem Erfolg. Die Angehörigen dieses Milieus sind kulturell interessiert und besuchen häufig Konzerte, Theateraufführungen, Museumsausstellungen.

Einzeldarstellungen. Frau Lohmeier (Interview 18) stammt aus einer evangelischen Familie. Ihr Großvater war Gymnasialprofessor in Niederschlesien. Die Bindung an diese Familientradition wird in folgendem Zitat deutlich:

(...) also nich' zur CDU oder CSU gehören, das nicht, aber ich bin auch keine Atheistin. Bin lutherisch, aber – das hätte ich nie fertig gebracht, dass ich meinen Glauben der Politik wegen aufgeben könnte, das hätt' ich nie gemacht. Dazu hab ich zu viele Vorfahren, die darin tätig waren (Lachen). Und da hätt' ich das ja als Verrat (Lachen) angesehen, wenn ich das gemacht hätte (Interview 18, S. 3).

Mit 45 Jahren starb der Großvater an Tuberkulose. Aus diesem Grund konnte Frau Lohmeiers Vater nicht studieren. Nach einer Kaufmannslehre in Bremen leitete er die Vertretung einer englischen Firma auf Haiti. Dort heiratete er eine Französin; 1910 wurde Frau Lohmeier geboren, ein Jahr später ihr Bruder. Die Mutter fuhr mit beiden Kindern nach Deutschland und wurde dort vom Ersten Weltkrieg überrascht, weshalb sie mit den Kindern bei der Familie der Schwiegermutter blieb. Nach 1918 kehrte der Vater nach Deutschland zurück, doch durch Krieg und Inflation verlor er sein Vermögen; er musste wieder von neuem beginnen und starb relativ früh. Frau Lohmeier absolvierte eine Fachschule für Krankengymnastik. Da sie danach keine Arbeit fand, half sie zunächst ihrem Onkel in seiner Arztpraxis und ging dann als Hausmädchen nach England. Nach ihrer Rückkehr fand sie Arbeit in einem Krankenhaus in der Region, in dem sie bis zum Rentenalter und noch einige Jahre darüber hinaus tätig war. Frau Lohmeier ist nicht verheiratet und hat keine Kinder.

In diesem Fall besteht über drei Generationen hinweg eine starke Bindung an die Traditionen der Familie. Dies zeigt sich unter anderem an dem Interesse der Befragten für Kunst, klassische Musik und Fremdsprachen (Englisch und Französisch). Vor diesem Hintergrund nahm Frau Lohmeier eine ablehnende Haltung zur DDR ein:

I: Was haben Sie so über die Politik der DDR-Regierung gedacht, damals?

A: Na ja, furchtbar, furchtbar war's. Und dass so, ich will mal sagen, das Unterste (...) nach oben kam, das war doch, (...) also wirklich schlimm. In einer Beziehung, muss ich sagen, haben wir nich' gelitten. Das war kulturell, unser Theater war sehr auf der Höhe. Ich hab', ich war abonniert, und ich war auch in dem so genannten „Vereinigung der Musikfreunde“, und habe wunderbare (betont) Konzerte gehört (Interview 18, S. 2/3).

Die Sequenz, dass „das Unterste nach oben kam“, kann auf ein Elitebewusstsein hinweisen. Die Hierarchie der früheren bürgerlichen Gesellschaft wurde zerstört und ein „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ aufgebaut. Trotz Krisen konnte sich Frau Lohmeier aus eigener Sicht gut behaupten. Im zweiten Fall ist das anders.

Über die Herkunftsfamilie von Frau Wichert (Interview 12) gibt es keine genauen Angaben. Aus verschiedenen Äußerungen im Interview entsteht jedoch der Eindruck, dass hier ein bildungsbürgerlicher Hintergrund vorliegt:

Und, da muss ich Ihnen ehrlich sagen, geistig fühlte ich mich schon über diese Menschen –. Ähm, denn ich hab' an mir selbst gearbeitet, ich kam och aus 'nem Elternhaus, wo man sehr of geistvolles Leben achtete. Und, aber ich bin ni' der Mensch, der das dann den anderen hat fühlen lassen. Ich meine, es gibt so viel Möglichkeiten, der eine hat das Talent dazu, an sich selbst zu arbeiten, ich habe Vorträge besucht und solche Sachen, pädagogische Vorträge und naturwissenschaftliche Vorträge, damit hab' ich mir eben ein, ein breites Spektrum geschaffen. Ich hab' (...), keen' Schulabschluss, keen' Oberschulabschluss. Ich bin aus der achten Klasse rausgegangen. Aber (...) mein Allgemeinwissen, das hab' ich mir eben angeeignet. Ich sag' ja, ich hab' Ohren zum Hören (Interview 12, S. 5).

Frau Wichert ging nach der Volksschule in eine Schneiderlehre. Danach war sie als Arbeiterin in einer Textilfabrik tätig. Die erste Sequenz des Zitats bezieht sich auf die damaligen Kolleginnen, denen sie sich geistig überlegen fühlte, und zwar deswegen – so wird erklärt –, weil im Unterschied zu anderen die Fähigkeit reklamiert wird, an sich selbst zu arbeiten. Musikerin oder Ärztin wäre die Befragte gerne geworden, wären die Verhältnisse besser gewesen. Die faktische berufliche Laufbahn steht dazu allerdings in deutlichem Kontrast. Die Erwerbstätigkeit wird unterbrochen, um die Eltern und einen behinderten Bruder zu pflegen, sie selbst leidet unter eigenen Behinderungen und Krankheiten (eine vererbte Gelenkserkrankung, Diabetes, Verformung des Rückgrats nach einem Unfall als Kind). Die erste Ehe wurde geschieden, der zweite Mann kam kurz nach der Heirat bei einem Arbeitsunfall ums Leben. Nach dem Tod der Eltern arbeitete Frau Wichert als Kaffeeköchin in der Kantine eines Betriebs. Da die Arbeit physisch und psychisch als sehr anstrengend empfunden wurde, kam die Entlassung nach der Wende gelegen.

Fremdheit gegenüber der Umgebung zeichnet sich hier ab. Als Rentnerin gehört Frau Wichert zu den „Distanzierten“ und meidet intensivere Beziehungen (vgl. Kapitel „4.12.3.4. Sozial zurückgezogen“). Sie ist gern allein. Sich bilden heißt für sie an sich selbst arbeiten:

Und, wie gesagt, da such' mir eben (...) meine geistige Linie such' ich mir dann eben alleene. Da brauch' ich die andern ni' dazu (Interview 12, S. 12).

Inwieweit Frau Wichert tatsächlich aus einer bildungsbürgerlichen Familie stammt, bleibt ungewiss. Sie selbst betont das „geistvolle“ Erbe der Eltern („wo man sehr auf geistvolles Leben achtete“). Hier wird jedenfalls deutlich, wie wichtig die Mehr-Generationen-Perspektive bei der Bestimmung sozialer Milieus ist.

7.3.4 Deklassierte aus Bauern- und Handwerkerfamilien

Hierzu zählen zwei Frauen aus Bauernfamilien mit Haupterwerbsbetrieben (Interview 1 und 6) und eine Frau, die in eine Handwerkerfamilie (Interview 19) einheiratete.

Allgemeine Beschreibung. Selbstständige Mittelständler, Bauern und Handwerker galten in der DDR wegen ihres privaten Besitzes als ideologisch suspekt. Die Angehörigen dieser Schicht standen zumeist in Opposition zum System und waren in den ersten Jahrzehnten deutlich distanziert. Beide Bauernfamilien waren gezwungen, in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft einzutreten.³² Die Handwerkerfamilie konnte den eigenen Betrieb aufrechterhalten, fühlte sich aber in verschiedener Hinsicht benachteiligt. Nach der Wende wur-

32 Im Unterschied zur DDR-Ideologie sind wir der Auffassung, dass ein LPG-Mitglied nicht zur Bauernklasse gehörte. Es fehlte die Verfügbarkeit über eigenen Grund und Boden.

den die beiden Bauernfamilien nicht wieder selbstständig; sie unternahmen diesen Versuch erst gar nicht, da die Voraussetzungen nicht erfüllt waren. Der Handwerksbetrieb schloss bereits vor der Wende, weil unter anderem kein Erbe vorhanden war, der die Produktion hätte weiterführen können.³³

Einzeldarstellungen. Frau Weimar (Interview 1) war Hoferbin. Sie stammt aus einer sorbischen Familie. Ihr Mann, den sie 1957 heiratete, ist ebenfalls Sorbe. Das Ehepaar plante, selbstständig auf dem Hof zu arbeiten, als die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft gegründet und der Eintritt in diese Form gefordert wurde. Die Befragte charakterisiert den Eintritt als Enteignung; sie hörte auf, sich als Bäuerin zu fühlen:

A: Aber es tut ja weh, wenn man zurückdenkt, dass man eigentlich auf dem Hof hier immer als Magd und Knecht war, in der sozialistischen Zeit –

I: – Auf Ihrem eigenen Hof?

A: Auf unserem eigenen Hof, ja, mussten uns was sagen lassen (Interview 1, S. 1).

Sie fühlten sich wie „Magd und Knecht auf dem eigenen Hof“ – eine paradoxe Konstruktion. Besonders Frau Weimars Vater war gegen die DDR eingestellt:

Gerade in unserer Familie war es, wir haben viel durchgemacht, die, die sozialistischen Jahre. Mein Vater, der war (...) ein Gegner und hat immer quer gemacht und (...) (Lachen), das war vielleicht auch dadurch, dass, na ja, er war eben mit Leib und Seele Sorbe und und es so ist und, na ja, da wars vorbei mit der Fahrerei, dann durfte er nicht mehr fahren. Hatte das eben gesehen, dass das eben so nich' ging. (...) Aber da war man schon froh, dass diese Knute einfach weg war. Dass man nu' einfach wieder bissel freier atmen konnte und och e' mal ein Wort reden konnte, (...) denn es war ja, gerade mein Vater, der war im Westen gewesen, und als er nach Hause gekommen und hat dann in Bautzen, bei seinem Pass-Umtauschen da erzählt, was er so erlebt hatte und wie die Bauern dort leben und wie, na ja, da wars vorbei mit der Fahrerei, dann durfte er nicht mehr fahren (Interview 1, S. 4).

Offenbar wurden die Äußerungen des Vaters als feindliche Propaganda gewertet und mit einem Ausreiseverbot sanktioniert. Herr Weimar arbeitete im Stall der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft und als Traktorist. Frau Weimar blieb zunächst Hausfrau und kümmerte sich um die eigenen vier Kinder. Als Herr Weimar an Krebs erkrankte, wurde die Befragte ebenfalls in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft tätig. Die Familie hegte lange die Hoffnung, den Hof eines Tages wieder übernehmen zu können und unternahm einiges in dieser Richtung nach der Wende. Der jüngste Sohn schloss eine landwirtschaftliche Ausbildung in Bayern ab. Doch der Plan scheiterte, da die Familie keinen Kredit erhielt und im Umkreis kaum noch Pachtland zu erhalten war. Die eigenen 25 Hektar genügten nicht für eine moderne Landwirtschaft.

Auch Frau Bauer (Interview 6) stammt aus einer sorbischen Bauernfamilie. Zusammen mit dem jüngeren Bruder musste sie schon früh auf dem elterlichen Hof hart arbeiten. Die Familie versuchte, den Hof als eigenständigen Betrieb zu erhalten. Dann erkrankte der Vater an Krebs.

I: Mhm. Musste Ihr Vater nich' in die LPG eintreten?

A: (Luft holend) Ja, das war noch nich' ganz so strenge dort. Der musste schon – der is' dann oh noch, aber (...) nur aus dem Grunde, weil er krank war, sonst wär' ma' vielleicht noch ne, aber

33 Nach Einschätzung der Interviewerinnen waren die Frauen meist preiswert gekleidet und nicht geschminkt.

es war schwer zu wirtschaften. Die LPG hat das ja – es wurde ja so hingesteuert, dass die Bauern alleine nich' mehr konnten. Dass das zur Großfläche wurde. Nu', ja nu', is' schon wieder – nu' is' schon wieder anders (Interview 6, S. 19).

Frau Bauer heiratete einen Lehrer, der wie sie einer sorbischen Familie entstammt; sie war als Arbeiterin in einer Molkerei und anschließend als Köchin in einem Kinderheim tätig. Keines der fünf Kinder der Familie Bauer erlernte einen landwirtschaftlichen Beruf. Dies verweist auf eine Umorientierung der Familie. Mit dem Verlust der Selbstständigkeit entfiel die Notwendigkeit der Sozialisation eines Hoferben.

Auch für den Handwerksbetrieb der Familie Möhlmann gab es keinen Nachfolger. Frau Möhlmann (Interview 19) stammt aus einer Arbeiterfamilie. Während des Zweiten Weltkriegs lernte sie ihren späteren Mann kennen, dessen Vater eine Mühle und eine Bäckerei besaß. Sie heirateten nach dem Krieg. Zur Situation einer Selbstständigen in der sozialistischen DDR wird folgendes ausgeführt:

Ja, wir hatten ja die Mühle und die Bäckerei, und ich muss sagen, (...) also ich für meinen Teil, hab' empfunden, dass wir in all den Jahren wie Kapitalisten arbeiten mussten (lacht etwas). Denn wir hatten ja keine Zuwendungen staatlicherseits. Wir mussten das, was wir ausgeben wollten, erarbeiten. S war ne so, dass wir im Angestelltenverhältnis waren. Und um uns herum war die LPG, die wam alle enteignet. Ich kann mich och in die Lage der Leute versetzen, die ham gedacht, für uns is' das so ganz wunderbar, wir könn' noch weiter in unserem Eigentum schalten und walten, und damit war ja och mit Sicherheit was dran ... (Interview 19, S. 3).

Aus Sicht der Befragten musste sie härter arbeiten als Frauen, die in einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft oder in einem volkseigenen Betrieb angestellt waren. Die Sequenz „dass wir in all den Jahren wie Kapitalisten arbeiten mussten“ deutet eine Ironisierung der offiziellen Staatsideologie an. Diese Situation wurde von anderen, die dachten, die ehemalige Bäuerin könnte in ihrem Eigentum schalten und walten, nicht richtig eingeschätzt. Von den sozialen Möglichkeiten des Sozialismus konnte Frau Möhlmann nicht profitieren, unter anderem, weil sie als mithelfende Familienangehörige nicht zu den Berufstätigen gezählt wurde.

Aber ich hab' och manchmal gesagt, der Sozialismus is' an uns vorübergegangen. Ich hab' gesehen, wie die Frauen die Möglichkeit hatten, die in den Betrieben gearbeitet haben. Die konnten ihre Kinder, wussten ihre Kinder versorgt, konnten mittags die Beine untern Tisch stecken. S gab Betriebe, die hatten Wahlessen. Und die hatten och die Möglichkeit, mal gelobt zu werden. Ich habe hier Hand in Hand von früh bis Abend mit meinem Mann arbeiten müssen. Das is' ganz gut gegangen, weil wir 'ne große, also viel Arbeit hatten, hatte jeder sein, seine Abteilung, sag' ich mal. Ich war mehr für die Bäckerei zuständig und hab mich da gekümmert, mein Mann für die Mühle (Interview 19, S. 4).

Die anderen Frauen hatten – so wird es gesehen – Vorteile wie Kinderbetreuung oder Pausenversorgung. Der Familienbetrieb wurde nicht enteignet. Frau Möhlmann berichtet jedoch von ihrer Angst, weil ihr Mann anfangs offen seine kritische Meinung zu dem DDR-System äußerte:

I: Und Sie hatten auch Angst, dass Sie auch enteignet werden würden?

A: Ja. Ich hab', wissen Sie, wie ich mich gefühlt hab'? Eben grade in den Jahren? Mein Mann hielt och ne hinterm Berge mit seiner Meinung und konnte das ne alles für gut befinden. Der hat dann och ne die Hand gehoben, und das wusste och jeder. Ich hab' wirklich Angst gehabt und manchmal zu ihm gesagt, was soll aus uns werden, wenn du im (...) Bus ohne Fenstern

hier drüben vorbei fährt? Ich meinte da die „Grüne Minna“, dass er abgeholt wird. Wir hatten ja keine Redefreiheit (Interview 19, S. 4).

Frau Möhlmann hat drei Töchter, von denen mindestens zwei ein Studium absolvierten. Keine der Töchter erlernte den Beruf des Vaters oder heiratete einen Mann mit einem vergleichbaren Beruf. Die Bäckerei schloss bereits vor der Wende. Die Mühle produzierte weiterhin, bis Herr Möhlmann 1998 an Krebs starb. Frau Möhlmann selbst stammt aus einem anderen Milieu als ihr Mann – einer Arbeiterfamilie, die das nationalsozialistische Regime ablehnte. Doch ihre aktuellen Einstellungen und Haltungen sind stark von dem Milieu des Mannes geprägt.

Deutlich wird, dass in der DDR-Zeit die alten handwerklichen oder bäuerlichen Milieus weitgehend zerstört wurden. Betriebe in Privateigentum wurden entweder enteignet oder im Wirtschaften behindert, so dass ihr Besitz unattraktiv wurde und Erben nicht sozialisiert werden konnten. Die Nachkommen aus dem Milieu der mittelständischen Handwerksbetriebe oder Bauernhöfe stehen dem DDR-System eher distanziert bis ablehnend gegenüber. Eine der Töchter Frau Möhlmanns reiste vor der Wende mit ihrer Familie nach Westdeutschland aus. Nur in einem Fall (Interview 2) gelang einer Bauernfamilie die Rückkehr in die Selbstständigkeit.

Ein Kontrast zu diesem Milieu der deklassierten Bauern- und Handwerkerfamilie ergibt sich aus einem anderen Interview (Nr. 9).

Handwerkertochter mit hoher Arbeitsethik

Die Familie der befragten Frau Daume zog nach dem Krieg aus Schlesien in die Region. Der Vater übernahm eine Landbäckerei. Die Tochter, Frau Daume, hätte gern den Beruf einer Lehrerin erlernt, wurde jedoch nicht angenommen, da sie kein „Arbeiter-und-Bauern-Kind“ war, wie von ihr ausgeführt wird. Nach einer Lehre als Verkäuferin arbeitete sie als Verwaltungsangestellte und später in der Buchhaltung einer Firma. Sie heiratete einen Diplom-Ingenieur. Das Ehepaar verhielt sich distanziert zum DDR-System. Da ihre Kinder häufig krank waren und sie immer wieder Fehlzeiten in Kauf nehmen musste, unterbrach Frau Daume die Anstellung und blieb mehrere Jahre zu Hause. Danach arbeitete sie als Gruppenleiterin der Kassiererinnen in einer Kaufhalle. Ihre Grundhaltung charakterisiert sie folgendermaßen:

Ich habe weder meine Arbeit verloren noch habe ich mich dem Ideal Geld geopfert. Ich habe eigentlich, wenn auch sehr, sehr hart mein Leben so weitergeführt. Ich habe früher nach besten Kräften und viel gearbeitet, aber mehr um, na, wie würde ich's sagen, weniger, um anderen zu imponieren oder dem Staat zu helfen, sondern einfach, um mein Ansehen als Mensch, als Frau, als jemand, der anderen Vorbild sein sollte, zu rechtfertigen. Und nachher, nach der Wende, wo dann rund rum alles entlassen wurde, dann hab' ich schon manchmal auch Angst gehabt, dass ich meine Arbeit verliere. Weil ja auch in dem Betrieb, wo ich gearbeitet habe, die Besitzverhältnisse sehr schnell und einige Male gewechselt haben und ich auch das entsprechende Alter auch hatte. Aber dass ich auch vorher und nachher gut gearbeitet habe, das beweist mir, dass ich fast praktisch bis zu meinem 59. Lebensjahr arbeiten konnte. Durchgängig, ohne ein' Tag dem Arbeitsamt zur Last zu fallen (Lachen beide), da ich ja Jahrgang 41 bin und nach dem neuem Rentengesetz länger arbeiten muss, jetzt nutze ich also bis zum Rentenanschluss diese Arbeitslosenzeit (Interview 9, S. 1).

Die geschilderte Haltung lässt die ihr zugrunde liegende Arbeitsethik erkennen. Mit harter Arbeit rechtfertigt Frau Daume ihr Ansehen als Frau und als Vorbild für andere. Zu DDR-Zeiten erlebte sie als Vorgesetzte Probleme mit Untergebenen, von denen viele wenig Leis-

tungsbereitschaft zeigten. Doch aus ihrer Sicht hat sie gelernt, sich durchzusetzen. Zu Kolleginnen wurde eine kritische Haltung eingenommen, da sie sich vor Arbeiten drückten oder Gelegenheiten für Schiebereien nutzten. Nach der Wende wurden viele Kolleginnen entlassen, während sie bleiben konnte. Durch viele Überstunden und harte Arbeit trat Überforderung, schließlich Krankheit und Entlassung ein („Ich bin physisch und psychisch zusammengeklappt“, Interview 9, S. 12). Mit 59 Jahren bestand Anspruch auf zweieinhalb Jahre Arbeitslosengeld. Die Zahlungen des Arbeitsamts helfen über die Jahre, die nach der neuen gesetzlichen Regelung noch bis zur gesetzlichen Rente gearbeitet werden müssen.

Die Arbeitshaltung dieser Befragten steht in einem Zusammenhang mit der Herkunft. Das hohe Arbeitsethos führt zum Konflikt mit Untergebenen. Im Unterschied zum Vater wählte die Befragte nicht die selbstständige, sondern eine abhängige Beschäftigung. Im Beschäftigungsverhältnis entwickelte sich jedoch die hohe Leistungsbereitschaft zu einer Falle, da die Befragte sich ohne entsprechenden eigenen Nutzen verausgabte.

7.3.5 Sozial abweichende Fälle

Unter diese Rubrik fallen die Daten (Interviews 4 und 24), die keinem spezifischen Milieu zugeordnet werden können.

Allgemeine Beschreibung. Zu den Herkunftsmilieus gibt es keine genauen Angaben. Die Frauen litten unter verschiedenen Krankheiten, die sie in ihren beruflichen Möglichkeiten stark einschränkten. Verschiedene Formen abweichenden Verhaltens lassen die betreffenden Frauen den Behörden oder in ihrer Umgebung auffallen, und müssen sich gegen Stigmatisierungen und Vorwürfe wehren. Nach der Wende tritt schnell Arbeitslosigkeit ein, das Einkommen liegt im unteren Bereich (500 bis 700 DM), nahe der Sozialhilfegrenze.³⁴

Einzeldarstellungen. Frau Walter (Interview 4) litt an einer Krankheit, bei der sie „umfallen und bewusstlos“ werden konnte, möglicherweise handelte es sich um Epilepsie. Deswegen konnte sie den Wunschberuf einer Unterstufenlehrerin nicht erlernen, stattdessen wurde sie Verkäuferin ohne Ausbildung

So, damit irgendwas, die Zeit musste ja irgendwie genutzt werden, habe ich eene Anstellung in eenen Bäckerladen bekommen und hab' dort als Verkäuferin gearbeitet. Und meiner Mutter gefiel das, dass ich Geld nach Hause brachte (hebt am Ende jedes Satzteils die Stimme wie bei einer Frage) (Interview 4, S. 6).

Die hier beschriebene Haltung der Mutter deutet auf ein Unterschichtmilieu hin, in dem ein schneller Verdienst wichtiger ist als eine Ausbildung. Frau Walter brachte ein uneheliches Kind zur Welt. Während der Arbeit in einem Lazarett lernte sie ihren ersten Mann kennen, der Mitglied in der SED war. In dieser Ehe wurden zwei Kinder geboren. Frau Walter erklärte sich bereit, Kandidatin der SED zu werden, konnte sich dann jedoch nicht für die Mitgliedschaft entscheiden („Ich wurde och Kandidat, aber mir fehlte die Einstellung dazu“, Interview 4, S. 8). Die Ehe wurde geschieden; beim Streit um das Sorgerecht für die Kinder wurde die Ablehnung der SED-Mitgliedschaft als nachteilig ausgelegt. Dies könnte als politische Diskriminierung bezeichnet werden, Frau Walter selbst bezeichnet sich als einen unpolitischen Menschen.

³⁴ Nach Einschätzung der Interviewerinnen sind die Frauen eher preiswert gekleidet.

Schlussendlich behielt die Befragte das Sorgerecht. Zeitweise lebte eines der Kinder aufgrund von Erziehungsproblemen in einem Kinderheim. Frau Walter heiratete ein zweites Mal, doch auch diese Ehe wurde geschieden. Insgesamt hat sie sechs Kinder. Die Arbeit als Köchin in einem Altenheim wird nach der Wende als zu belastend empfunden, Mobbing durch die Kollegen kommt hinzu. Nach einem Zusammenbruch und einem halben Jahr Krankschreibung legte der Arbeitgeber nahe, zu kündigen, und Frau Walter willigte ein. Seither ist sie arbeitslos.

Eine weitere Befragte, Frau Pohlmann (Interview 24), lernte technische Zeichnerin und schloss eine Weiterbildung als Teilekonstrukteurin ab. Sie hat zwei uneheliche Kinder, die inzwischen erwachsen sind und eigene Familien haben. Als ledige Mutter fühlte sie sich stigmatisiert – „Man war ja auch mit Frau und Kindern ohne Mann, warn se sowieso gar nichts“ (Interview 24, S. 11). Schon vor der Wende kam es häufig wegen Krankheiten zu mehreren wochenlangen Ausfällen. Damals erhielt sie allerdings von Betrieb und Kolleginnen Unterstützung:

Die haben sich zusammengetan, Leute, wo is' zu helfen. Wo ist hier was los, wo müssen wir eingreifen? Ich war ja oftmals krank, und ich hatte die Kinder, also kleene Schulkinder warn se damals. Und wenn so wochenlang krank war, da kamen ni' bloß die Kollegen nach vierzehn Tagen zu Besuch. Pflichtbesuche war'n das ja, die mussten ja kommen. Danach kam nach vier Wochen der Frauenausschuss uns zu besuchen, die Frauen, ja. Und dann brachten die mit, sagt se: „Du, D, pass off, Blumen nützen dir jetzt nichte. Du brauchst was zu essen.“ Ne Tüte Eier, ne Tüte Äppel, die wussten, was ne Frau braucht, wenn se Kinder hat. Da konnte man mit denen reden (Interview 24, S. 10).

Um welche Krankheit es sich handelt, wird hier nicht erwähnt. Die Interviewerin erfährt später, dass 1995 Multiple Sklerose diagnostiziert wurde. Zu dieser Zeit bestand schon einige Jahre Arbeitslosigkeit. Die Befragte bezieht zum Zeitpunkt des Interviews eine Erwerbsunfähigkeitsrente. Im Vordergrund ihres Lebens steht die Bewältigung eines schwierigen Alltags.

7.3.6 *Kontinuität innerhalb der Arbeiterschaft oder der Schicht kleinerer Angestellter*

Zwei Interviews (10 und 15) wurden hier zugeordnet.

Allgemeine Beschreibung. Die Frauen gehören zur Arbeiterschaft oder zur Schicht der kleineren Angestellten. Im Vergleich zur Herkunftsfamilie sind weder sie noch ihre Männer sozial aufgestiegen. Mit dem Leben in der DDR waren sie nicht unzufrieden; sie sind den „Zufriedenen“ oder „Unpolitischen“ zuzuordnen. Diesen Frauen sind Diskriminierungen und Benachteiligungen im DDR-System bekannt, doch persönlich betroffen davon fühlten sie sich nicht. Sie passten sich an die Bedingungen an, ohne Anhängerinnen des Systems zu werden. Gleiches gilt für die Zeit nach der Wende. Die Möglichkeiten, die das neue System bietet, werden genutzt. Mit der eigenen materiellen Situation besteht Zufriedenheit.³⁵

Einzeldarstellungen. Eine der Befragten, Frau Mainert (Interview 10), arbeitete bis 1990 als Altenpflegerin. Ihr Mann war Handwerker, später Verkäufer. Er starb noch zu DDR-Zeiten. Frau Mainert wurde 1990 entlassen, weil sie mit 60 Jahren die gesetzliche Rentenaltersgrenze erreicht hatte. Mit dem Leben in der DDR war sie zufrieden:

35 Nach Einschätzung der Interviewerinnen sind die Frauen eher preiswert gekleidet.

(...) hier in der DDR auch keine Not gelitten, nich'. Wir ham zu essen gehabt, ich mein', gut, man konnte damals ne zum Fleischer gehen und sagen, jetzt will ich 'ne Zunge, oder jetzt will ich das, oder jetzt will ich das. Ich mein', wir ham das genommen, was mir gekriegt haben, aber satt ham wir uns immer gegessen (Interview 10, S. 1).

Die Befragte schlug es aus, Brigadeleiterin zu werden, da sie keine Schulungen besuchen wollte. Sozial auffällig wurde sie dabei nicht. Für ihre Arbeit erhielt sie offene Anerkennung. Von Politik verstehe sie wenig, sagt sie:

Aber es war eben erscht emal doch, dass es eben kein geteiltes Deutschland mehr, dass nich' zwei Deutschlands sind, sondern es is' nur eins, nich'. (...) In politischen Sachen, muss ich Ihnen ehrlich sagen, da bin ich ne Null, ich hab' da keine Ahnung. Da (...) könnt' ich gar nichts sagen (lacht). Ich mein', man sieht schon wie oder was, nich'... (Interview 10, S. 3).

Die unpolitische Haltung fand wohl Akzeptanz; es gibt keinen Hinweis darauf, dass die Befragte deswegen benachteiligt wurde. Auch Frau Sonntag (Interview 15) nahm eine unpolitische Haltung ein. Sie arbeitete als Dekorateurin, ihr Mann ebenfalls als Handwerker. Auch sie fühlte sich in der DDR nicht diskriminiert:

(...) keene Schwierigkeiten gehabt. Ich weeiß ni', andre vielleicht ja, aber wir da eigentlich unbehelligt gewesen in unserm kleen Laden (Interview 15, S. 4).

Im Arbeitskollektiv gab es drei Parteimitglieder, die offenbar keine Probleme verursachten. Die Haltung der Befragten wird in folgendem Zitat deutlich:

I: Und wie, wie warn Sie so mit dem politischen System der DDR zufrieden?

A: Naja. Was will ich dazu sagen. Ich bin früh of Arbeit gegang' und bin abends nach Hause gekomm', hatte meine Familie und da kann ich (...) sagen, wir warn en Kollektiv von, von, wie gesagt achtzehn Leuten, und davon warn dreie bei der Partei (Interview 15, S. 4).

Auf die Frage nach dem politischen System antwortet Frau Sonntag mit einer Darstellung des Alltags, der durch Arbeit und Familie bestimmt war. Nicht die Politik, sondern die Bewältigung dieses Alltags spielt im Leben eine Rolle.

7.3.7 Diskussion

Deutlich wird, dass die individualbiografische und familiengeschichtliche Perspektive für die Rekonstruktion der sozialen Milieus eine entscheidende Bedeutung hat. Das System der DDR führte zu Transformationen von Milieus, wobei auch in den aktuellen Prozessen historische Ursachen weiterwirken. Der Einfluss reicht über mehrere Generationen und wird bei dem deklassierten bäuerlichen Milieu und dem der sozial Aufgestiegenen am deutlichsten. Beide Perspektiven werden in den quantitativen Untersuchungen Vesters et al. zu den sozialen Milieus zu wenig berücksichtigt.

Auf der Grundlage der vorhandenen Datenbasis wurden Vorarbeiten für eine systematische Rekonstruktion sozialer Milieus ermöglicht, die jedoch weitere qualitative Folgestudien erfordern. Die Strategie der minimalen Kontrastierung führt zur Überprüfung und Verdichtung hypothetischer Milieukonstruktionen. Maximale Kontrastierungen ermöglichen Erklä-

rungen für die Entstehung und Veränderung von Milieus. So angelegte empirische Anschlussuntersuchungen könnten zu inhaltvollen Milieubeschreibungen führen.

Abschließend sei ein Habitus, der nicht milieu-, sondern generationsspezifisch konstruiert ist, dargestellt.

7.3.8 *Weil ich von jeher nicht so materiell orientiert war“ – Zur „Bescheidenheitsethik“*

Bereits in älteren quantitativen Untersuchungen taucht der Begriff einer „Bescheidenheitsethik“ der älteren Generationen auf.³⁶ Diese Haltung findet sich in unserem Datenmaterial (beispielsweise: Interview 5, 9, 10, 12, 24 und 25) wieder.

Allgemeine Merkmale. Die betreffenden Frauen lernten in den „schlechten“ Zeiten der Kriegs- und Nachkriegsjahre sparsam zu leben und sich mit Wenigem zufrieden zu geben. Sie passen den eigenen Lebensstandard den jeweiligen Möglichkeiten an und nutzen diese Möglichkeiten. In der DDR keine Not gelitten zu haben, ist zufriedenstellend. Selten werden Schulden aufgenommen; gegen eine anklagende Anspruchshaltung jüngerer Generationen grenzt man sich ab.

Einzeldarstellungen. Die Frauen, zu deren Habitusformation v. a. eine „Bescheidenheitsethik“ zählt, gehören allen drei untersuchten Altersgruppen an. Sie verfügen über ein geringes bis mittleres Einkommen. Frau Pohlmann (Interview 24) zum Beispiel ist eine 60-jährige Frau mit einem geringeren Einkommen:

Ich hab' gesagt, mir geht's gut, wunderbar, und so lange ich mir een Kaffee unterwegs leisten kann. (...) Ich geh' sehr gerne Kaffee trinken. Wenn ich mir een Kaffe unterwegs leisten kann, een guten Kaffee. Und mich wo hinsetzen kann, wenn ich das alles noch habe und mein Essen habe und mein Dach überm Koppe, anzuziehen hat man, was man braucht. Dann geht's mir gut, dann meckre ich nich'. In diesen Meckerton, der rund rum war, den wollt' ich überhaupt nich' einsteigen, überhaupt ni'. Wenn einer sagt: „Oha, hast de schon gesehen?“, ich sag: „Hör off mit Geld, ich will nichts hörn. Wenn de nichts andres zu erzähl'n hast, dann geh' mal raus, ich will nichts hörn“ (Interview 24, S. 6).

Mit 1000 bis 1400 DM (laut Fragebogen) liegt Frau Pohlmanns Rente relativ niedrig. Dennoch grenzt sich die Erzählende gegenüber denjenigen ab, die „meckern“. Sie bemerkt Veränderungen in den Einstellungen der Menschen um sie herum:

Das Denken in der Familie ist sofort anders geworden, sofort wurde an Geld gedacht. An Verdienste gedacht. Wenn's hier ni' klappt, müssen wir abhauen, gehen wir rüber, immer, immer der Drang nach dem Geld. Aber es ist also auch zwangsläufig so (Interview 24, S. 30).

Nach der Wende wurde „sofort an Geld“ gedacht. An anderer Stelle des Interviews kritisiert Frau Pohlmann das Überangebot an Waren nach der Wende. Die materielle Einstellung ist es auch, die Leute veranlasst, „rüber“ in den Westen zu gehen. Auch Frau Mainert (Interview 10) übt in dieser Beziehung Kritik an ihren Angehörigen:

- I: Und wenn wir jetzt noch mal an die Wende zurückdenken, hat die Wende Veränderungen in Ihrer Familie gebracht, für die Kinder und Enkelkinder?
- A: Also meine, die, die jüngste Tochter, die warn also, die, die hatten sich schon verkalkuliert, darum stecken se auch bis heute noch nicht – mein Schwiegersohn wollte eben unbedingt

36 vgl. Institut Infratest Sozialforschung u. a. 1991, S. 54

gleich 'n Auto haben, nich'. Und das ham' se sich dann auch gekauft auf Abzahlung. Sie hatten ja beide gute Arbeit, sie sind ja beide arbeiten gegangen. Und da klappte das erscht ganz, ganz prima, und schlagartig wurden se beide auf einmal arbeitslos. Naja, und dann saßen se fest auf ihrem Auto. Das wurde dann wieder abgeholt und (schnauft) –

I: Oje, das war schlecht.

A: Und ham se sich eben, da ham se sich reingestürzt bis über – das durfte ja auch nich' ee gebrauchtes Auto sein, nich'. Es musste een neues sein, nich' (Interview 10, S. 37).

Deutlich wird, dass es sich hier nicht um ein familienspezifisches, sondern generationsspezifisches Muster handelt. Die älteren Frauen geben sich mit dem zufrieden, was sie haben:

Ja, es war also, die Schieberei ging so weit, dass nicht einmal die eigenen Kollegen kriegten, wenn die guten Kunden, die auch mal was zusteckten, eher eine haben wollten. Es ist wirklich so gewesen, und das hat mir dann gereicht. Da hab' ich auch, wenn zu mir mal jemand kam, da hab' ich dann immer gesagt: „Mhm, gehen Sie mal zu der Kollegin, die hat den meisten Einfluss in der Abteilung. Versuchen Sie mal, ob Sie bei der Glück haben.“ Es war wirklich so! Und das sind die Dinge, hah, die mir persönlich nicht gefallen haben, weil ich von jeher nicht so materiell orientiert war. Ja, ich hab's nicht gekriegt, dann bin ich eben essen gegangen, aber ich hab' da keinen Aufstand gemacht. Ich habe da nicht gesagt: „Ihr seid ja gemein“ oder irgendwas, „ich bin doch eine Kollegin von euch“ (Interview 9, S. 6).

Frau Daume war an den Schiebereien der Kolleginnen nicht beteiligt, weil sie nach eigener Einschätzung nicht materiell orientiert war. Diese Haltung steht in Kontrast zum Erleben des westdeutschen Systems:

Wenn Westdeutsche drüben waren, also damals die Altbundies hier rüberkamen, die haben dann manchmal selbst gesagt auch, das fehlt und das fehlt – das haben wir gar nicht empfunden. Wir haben das von Anfang an als Überfluss empfunden (Interview 9, S. 6/7).

Die Mangelwirtschaft der DDR, wie sie von Besuchern aus Westdeutschland gesehen wurde, empfand Frau Daume nicht als solche. Das heutige Angebot an Konsumwaren bewertet sie als „Überfluss“. Auch wenn sie mit der materiellen Situation nicht unzufrieden war, stand sie der DDR eher distanziert gegenüber.

Diskussion. Die „Bescheidenheitsethik“ dürfte in der DDR länger als im Westen des Landes erhalten geblieben sein. Kade (1994, S. 47) vertritt die Auffassung, dass bereits die Generationen, die nach 1930 geboren wurden, nicht mehr der Verzichtslgik der älteren Generationen folgten. Nicht mehr Gehorsam, Sparsamkeit und Fleiß, sondern Anpassung und Leistung seien zentrale Werte dieser neuen Generationen gewesen. Die DDR war nicht vergleichbar mit der durch Konsum geprägten bundesrepublikanischen Gesellschaft. Während der 50er und 60er Jahre erlebte Westdeutschland die Zeit des „Wirtschaftswunders“ mit Vollbeschäftigung und relativ hohen Löhnen und Gehältern – Jahre, in denen die nach 1930 geborenen Frauen und Männer junge Erwachsene waren. Auch die Bevölkerung der DDR lernte eine Verbesserung des Lebensstandards kennen, doch keinen vergleichbaren Wohlstand und „Konsumrausch“ wie in Westdeutschland. Für die älteren ostdeutschen Frauen war dies ein Grund für ihr Empfinden von Fremdheit nach der Wende. Die Orientierungen ihrer Angehörigen, Freunde und Nachbarn veränderte sich ebenfalls. Die jüngeren Generationen entwickelten eine andere Haltung, weil sie die „schlechten“ Zeiten nicht mehr miterlebt hatten.

8 Zusammenfassung und abschließende Diskussion

Im Folgenden werden zentrale Ergebnisse zusammengefasst und – an manchen Stellen – unter Bezug auf die Fachdiskussion diskutiert sowie Schlussfolgerungen für Soziale Arbeit und Sozialpolitik formuliert. Zur Erleichterung der Rezeption werden die Ergebnisse fortlaufend durchnummeriert.

8.1 Ausgewählte Forschungsergebnisse im Kontext der Fachdiskussion

Strukturwandel des Alterns

1. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie legen die Annahme nahe, dass parallel zum Prozess der Systemtransformation ein Strukturwandel des Alterns stattgefunden hat. Die Lebenslagen und sozialen Positionen älterer Menschen veränderten sich in der Zeit zwischen 1990 bis zum Beginn der Erhebungen 2001 grundlegend. Dabei muss die These des Strukturwandels des Alterns (vgl. Tews 1991)³⁷ für die neuen Bundesländer spezifiziert werden. Dies gilt vor allem für die „Verjüngung“ bzw. die „Entberuflichung des Alters“.³⁸ In den alten Bundesländern begann die Entberuflichung des Alters Ende der 70er Jahre durch den wirtschaftlichen Strukturwandel. Vielen war diese Entberuflichung willkommen, wenn sie über Abfindungen und Vorruhestandsregelungen finanziell abgesichert waren. In der DDR gab es eine vergleichbare Entwicklung nicht. Um ihre dürftige Rente aufzubessern, arbeiteten viele sogar länger (vgl. z.B. Frau Lohmeier, Interview 18). Eine starke Entberuflichung gab es erst nach 1990. Viele, die das Rentenalter von 60 Jahren erreicht hatten, mussten, wie Frau Büchner (Interview 20), in Rente gehen. Hinzu kamen Frühverrentungen, wie dies bei Frau Weimar der Fall war (Interview 1) – mit 55 Jahren wurde sie Rentnerin. Abgesehen davon, dass dieser Strukturwandel im Osten plötzlich und unvorbereitet einsetzte, waren zunächst die Entwicklungen in Ost und West in etwa vergleichbar. Großzügige Regelungen für eine Entberuflichung wurden dann aber abgebaut. Es entstanden nun solche Erwerbsbiografien wie die von Frau Wagner (Interview 11), in denen sich bis zum Rentenalter Zeiten der Arbeitslosigkeit, Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen abwechselten.³⁹

2. Fünf verschiedene Hintergründe für Entberuflichung sind aus den Interviewaussagen rekonstruiert worden: Arbeitslosigkeit, Vorruhestand, geblockte Altersteilzeit, Rente aufgrund von Erwerbsunfähigkeit und Altersrente. Welches Erleben verbindet sich damit? Die Arbeitslosigkeit wird in den meisten Fällen am negativsten erlebt. Nur wenige Frauen, die nach dem 58. Lebensjahr arbeitslos wurden, fügten sich in diesen Status, da sie ihn als Vorruhestand interpretierten. Der Vorruhestand wurde als weniger negativ empfunden, da er mit einem sicheren Einkommen verbunden ist. Doch die Möglichkeit, über einen Vorruhestand den Ar-

37 Durch die historische Entwicklung ändern sich Bedeutung und die Struktur des Alters. Mehr Menschen erreichen das Rentenalter, und der Anteil der Hochaltrigen wächst. Frühverrentungen führen zur „Verjüngung“ und „Entberuflichung“ des Alters. Der Anteil der Frauen wächst (Feminisierung), gleichzeitig differenziert sich das Alter.

38 Die Aspekte „Zunahme der Hochaltrigkeit“ und „Feminisierung“ können hier ausgeklammert werden, da sich in diesem Punkt Ost und West nicht grundlegend unterscheiden.

39 Dies gibt es zwar auch im Westen, vor allem dann, wenn es zu Werksschließungen kommt, da dann der Kündigungsschutz nicht greift. Der Unterschied ist quantitaiv: In den neuen Bundesländern kam es in viel größerem Ausmaß zu solchen Werksschließungen.

beitsmarkt vorzeitig zu verlassen, ist weggefallen. Das Modell der geblockten Altersteilzeit, das nur Angestellten in bestimmten Arbeitsverhältnissen zur Verfügung steht, wird als eher positiv gesehen. Doch auch die Altersteilzeit ist ein Auslaufmodell. Schließlich bleiben nur drei von den oben genannten Wegen der Entberuflichung: Arbeitslosigkeit, Rente durch Erwerbsunfähigkeit, Altersrente.

3. Der Strukturwandel wirkte sich auf die verschiedenen Gruppen älterer Menschen unterschiedlich aus, so auch auf die befragten Frauen: Ein Teil der Frauen wurde regulär rentet, andere über eine noch relativ günstige Altersteilzeit aus dem Erwerbsleben verabschiedet, wiederum andere nahmen Arbeitslosigkeit kurz vor der Rente freiwillig in Kauf. Manche gehören, wie Frau Wagner, zu den Ausgegrenzten. Eine Differenzierung des Alters durch soziale Ungleichheit setzte ein. In Zukunft ist eine noch stärkere Differenzierung zu erwarten. Bereits ein Teil der jüngsten Altersgruppe in der vorliegenden Stichprobe weist größere Lücken in den Erwerbsbiographien durch Arbeitslosigkeit auf, während andere Frauen bis zur Rente berufstätig bleiben konnten. Diese Unterschiede werden sich in den kommenden Jahren noch deutlicher ausprägen.

Bedeutung des Strukturwandels für die Rentnerinnen

4. Ein Ost-West-Vergleich gibt keine Hinweise darauf, dass ostdeutsche Rentnerehepaare gegenüber westdeutschen generell benachteiligt wären. Vor allem die älteren Rentnerehepaare profitierten in besonderem Maße von den finanziellen Transferleistungen aus den alten Bundesländern.⁴⁰ Die älteren ostdeutschen Frauen greifen in vielen Fällen auf mehr Versicherungsjahre zurück und erhalten daher eine höhere eigene Rente als westdeutsche Rentnerinnen. Dies rechtfertigt weder sozialen Neid, wie er von manchen Befragten der westdeutschen Seite zugeschrieben wurde, noch eine Haltung, die von generell benachteiligten Rentnerinnen im Osten ausgeht.

Die Lebenslage der Mehrheit der Rentnerinnen verbesserte sich also im Vergleich zur DDR-Zeit, und sie ist auch im Vergleich zu arbeitslosen oder geringverdienenden Ostdeutschen im erwerbsfähigen Alter besser. Die meisten Befragten schätzen ihre Situation selbst entsprechend zufrieden ein. Sie fühlen sich finanziell abgesichert und als „Gewinnerinnen“ der Wende. „Rentnerin“ zu sein wird demnach zu einem erstrebenswerten Sozialstatus, den manche arbeitslose ältere Frau herbeisehnt. Auch die Wohnverhältnisse der Rentnerinnen verbesserten sich mehrheitlich.

5. Mit der veränderten Lebenslage der Rentnerinnen veränderte sich das Verhältnis zwischen den Generationen in einer Familie. So werden die Jüngeren in nicht wenigen Fällen von den Älteren finanziell unterstützt. Das Schicksal von Kindern und Enkelkindern hat für ältere Menschen eine besondere Bedeutung; die Rentnerinnen fühlen sich daher auch von negativen biographischen Entwicklungen der Jüngeren tangiert.

6. Durch den Strukturwandel verändert sich der Lebenszyklus der verheirateten Frauen. Es kann angenommen werden, dass Frauen zu DDR-Zeiten meist früher als ihr Ehemann be-

40 Die Notwendigkeit eines solchen Transfers als Solidarleistung der westlichen Beitragszahler ergab sich daraus, dass die Rentnerinnen der neuen Bundesländer nicht in das westliche Rentensystem eingezahlt hatten. Auch die Beiträge der Männer und Frauen der neuen Bundesländer, die nach 1990 in das Rentensystem einzahlten, reichten nicht aus, die aktuellen Renten nach dem Umlageprinzip zu finanzieren.

rentet wurden, wenn dieser nicht mehr als fünf Jahre älter war. Dies änderte sich mit der Wende; in den Interviews werden unterschiedliche Formen von Entberuflichung deutlich:

- beide Ehepartner werden gleichzeitig arbeitslos,
- der Ehemann geht früher in Rente, während die Frau weiterarbeitet,
- die Ehefrau geht früher in Rente, während der Mann weiterarbeitet.

Diese Formen wirken sich unterschiedlich auf die Gestaltung des Ehelebens aus. Wenn der Mann eher Rentner ist, kann er mehr Arbeiten im Haushalt übernehmen. Tritt dann die Frau in die erwerbsfreie Phase, müssen beide Partner die Verteilung der Hausarbeit neu verhandeln. Das stärkere Engagement des Mannes zu Hause kann von den Frauen positiv und als eine Freisetzung für eigene Aktivitäten erlebt werden, aber auch negativ, weil hier eine ureigene Domäne besetzt wird.

7. Die Situation der ledigen und geschiedenen Rentnerinnen ist problematischer, als sie sich im Westen darstellt. Frauen, die noch zu DDR-Zeiten geschieden wurden, erhielten keinen Versorgungsausgleich. Sie erhalten auch keine Witwenrente. Zwar hatten Frauen in der DDR weniger und kürzere Lücken in ihrer Erwerbsbiographie. Es gab aber solche Lücken, und im Ergebnis der Befragung ist zu sehen, dass einige Frauen auch zugunsten der Kinder und des Mannes auf Karrieremöglichkeiten verzichteten. Die Situation lediger Frauen dürfte in Ost und West vergleichbar gewesen sein; sie mussten für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Die Löhne waren in der DDR jedoch niedriger, und dies macht für die Rentnerin einen erheblichen Unterschied aus.

Die Altersgruppen 50 plus und 60 plus

8. Die jüngste Gruppe der befragten Frauen – 50 plus – ist von einem größeren Strukturwandel geprägt. Sie erlebten den Zusammenbruch ganzer Wirtschaftsbereiche sowie eine Zeit, die von Arbeitslosigkeit und Unsicherheit geprägt war. Doch auch diese Frauen zählen nicht insgesamt zu den „Verliererinnen“ der Wende, vielmehr ist es angemessen, in der Alterskohorte zwischen „Verliererinnen“ und „Gewinnerinnen“ zu differenzieren. Vor allem in der Gruppe der jüngsten älteren Frauen – 50 plus – lassen sich Erscheinungen sozialer Ungleichheit beobachten. Die Frauen gehören einer benachteiligten Generation an, wobei nicht alle Angehörigen dieser Generation von dieser Benachteiligung betroffen sind. Die Benachteiligung ergibt sich aus der Generationslage. Wer 1990 im Rentenalter oder wenige Jahre davor war, musste Arbeitslosigkeit und Renteneinbußen durch Arbeitslosigkeit kaum befürchten. Wer jünger als 40 Jahre alt war, hatte noch Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sowohl in den alten wie auch in den neuen Bundesländern. Zu den „Verliererinnen“ sind vor allem jene Frauen zu zählen, die kurz nach der Wende aus unterschiedlichen Gründen ihre Arbeit verloren („leistungsgeminderte“ und „abgeschobene“ Frauen). Es ist nicht nur die materielle Situation, in der sich Benachteiligung ausdrückt. Für diese Frauen wird Altern am ehesten zu einem Stigma. Sie haben aufgrund ihres Alters kaum Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sie sammeln negative Erfahrungen im Kontakt mit den Arbeitsämtern; Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen zeigen nicht den erwünschten Effekt. Alter wird zu einem Marginalisierungsrisiko.

9. Als angemessen erscheint insofern eine Differenzierung nach Generationslagen: Die jüngere Altersgruppe 50 plus ist stärker benachteiligt als die mittlere (61 bis 70 Jahre). Während letztere die Vorruhestandsregelung in Anspruch nehmen konnten, mussten sich viele

jüngere bis zum Rentenalter zwischen Arbeitslosigkeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen zurechtfinden. Für diese Frauen und auch bereits für unter 50-Jährige stellt sich die Situation dramatisch dar: Aufgrund ihres Alters haben sie weniger Chancen als junge Menschen auf dem Arbeitsmarkt.⁴¹

10. Die Lebenslage der „Gewinnerinnen“ hat sich nach der Wende verbessert. Die Frauen verfügen über ein überdurchschnittliches Haushaltseinkommen, in vielen Fällen sind beide Ehepartner berufstätig. Daher ist die soziale Ungleichheit zwischen „Verliererinnen“ und „Gewinnerinnen“ in dieser Altersgruppe der jüngsten älteren Frauen besonders groß.

11. Auch weibliches Altern ist einem Strukturwandel unterworfen. Die hohe Arbeitslosigkeit älterer Frauen stellt viele weibliche Lebensentwürfe in Frage. Vor allem diejenigen, die sich als leistungsfähig einschätzen, können sich nicht mit dem Rückzug auf die Hausfrauenrolle abfinden. Aufgrund dieser Erfahrungen wird verständlich, dass viele Ostdeutsche die Situation von Frauen in der DDR positiver einschätzen, als sie sie nun im gesamtdeutschen Staat wahrnehmen.

Je länger die Arbeitslosigkeit andauert, desto deutlicher werden die negativen Auswirkungen auf eine eigenständige Altersversorgung der Frauen sein. In einer besonderen Lage befinden sich diejenigen, deren Ehemänner ein überdurchschnittliches Einkommen (zum Beispiel Interview 26) erzielen. Sie haben deswegen keinen Anspruch auf Arbeitslosenhilfe. Diese soziale Ungleichheit setzt sich im Rentenalter fort.

Allerdings wird in Zukunft eine negative Nivellierung eintreten, da für langzeitarbeitslose Frauen, die Anspruch auf ALG II haben, nur noch minimale Beträge in die Rentenversicherung eingezahlt werden, sodass die Differenz zu den Frauen ohne Anspruch auf ALG II geringer wird.

12. Die beschriebene Situation dürfte sich in Kürze, wenn die ab 1990 zur Welt gekommenen, geburtenschwachen Jahrgänge auf dem Arbeitsmarkt erscheinen und die geburtenstärkeren Jahrgänge in den Ruhestand treten, erneut verändern; neue Effekte sind dann aufgrund des demografischen Wandels erwartbar.

Rainer Münz stellt dazu fest:

Zuerst werden die Kinder und Jugendlichen weniger, später die jungen Erwachsenen. Schließlich schrumpft die Zahl der erwerbsfähigen Personen insgesamt. Jugendliche können bald zwischen zwei oder mehr Lehrstellen wählen. Massenarbeitslosigkeit wird es in Zukunft nicht mehr geben (Rainer Münz: Verzweifelt gesucht: mehr Menschen, in: Die Zeit 18/2001, Internetausdruck).

Der Zeitpunkt des Beginns dieser Entwicklung kann nicht genau bestimmt werden, zumal die starke Abwanderung in den neuen Bundesländern hier seit einiger Zeit schon für einen Fach-

41 Wensierski (1996, S. 227 ff.) rekonstruiert in seiner Arbeit zu Biografien ostdeutscher Jugendlicher und junger Erwachsener vier typische Verlaufsmuster, u. a. das der „Wende als biografischer Einbruch“, zu dem der von uns rekonstruierte Typus der „abgeschobenen“ Frauen Ähnlichkeiten aufweist; ihre Erwerbsbiografien verlaufen nach der Wende krisenhaft. Dem von ihm rekonstruierten zweiten Typus „Wende als berufliche Chance“ kann u.a. eine jüngere Sozialarbeiterin zugerechnet werden, deren Biografie wir in einer früheren Publikation (Steinert und Müller 2002, S. 234-258) beschrieben: Daniela Krause, vordem Krippenerzieherin, gelang eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin und die anschließende berufliche Integration. Frau Ehlert (Interview 17) ist ein weiteres Beispiel; sie schulte zur Bewährungshelferin um. Im Unterschied zu Wensierskis Befunden zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen war ein Teil der älteren Frauen institutionell im alten Gesellschaftssystem verankert. Um die Wende als eine berufliche Chance wahrnehmen zu können, mussten die Frauen in der DDR eine gute Qualifikation erworben haben. Eine gute Qualifikation konnte leichter erreichen, wer nicht zu distanziert dem System gegenüber stand.

kräftemangel gesorgt hat. Da gerade bei den Jahrgängen im erwerbsfähigen Alter die Abwanderung – von Frauen – besonders hoch ist, wird dieser Mangel an Fachkräften auf längere Sicht bestehen.

Individuelle und kollektive Wahrnehmung der Transformation

Keine der befragten Frauen engagierte sich vor 1989 aktiv in der Opposition, eine schloss sich 1989 dem „Neuen Forum“ an. Die meisten Frauen erklären, nicht unter dem DDR-System gelitten zu haben; nur wenige Ältere beschreiben Schwierigkeiten mit diesem System.⁴²

13. Vor diesem Hintergrund zeigt unsere Untersuchung, dass im Rahmen der Transformationsprozesse mehrere Stigmatisierungsprozesse im Leben einzelner Frauen wirken.⁴³ Dabei geht es weniger um eine allgemeine Stigmatisierung als Frau oder „alte“ Frau, sondern um spezifische Situationen:

14. Stigmatisiert fühlen sich ältere Arbeitslose, die aufgrund ihres Alters bei Bewerbungen chancenlos sind und exkludiert werden.

15. Besonders belastend ist – und dies kann wohl als Ausdruck einer kollektiven Identität gesehen werden – das Stigma „Ossi“. Mit ihm werden Lebensleistung und Mentalität der Ostdeutschen negativ bewertet, Identität „beschädigt“; ein kollektives Leiden ist feststellbar.

16. In den Interviews wird der Vorwurf einer „Kolonialisierung“ erhoben; dieser ist nicht nur bei „Verliererinnen“, sondern auch bei „Gewinnerinnen“ und quer durch die Alterskohorten hinweg feststellbar. Nach ihm wurde das westdeutsche System der DDR „übergestülpt“, westdeutsche Unternehmer verdienten auf Kosten ostdeutscher Arbeitnehmer schnelles Geld, es wurde „viel kaputt gemacht, das nicht hätte sein müssen“. Dabei wird die angenommene Stigmatisierung des „Ossi“ mit der des „Wessi“ erwidert. Von Interesse sind diese Stigmata als eine Realität eigener Art, die sich in der Interaktion auswirkt.⁴⁴

Krankheit und Pflege

Viele der befragten Frauen fragen sich, wie sie sich verhalten sollen, wenn Angehörige pflegebedürftig werden. Die emotionalen und sozialen Aspekte einer solchen Pflegeleistung sind beachtlich. Sowohl in der gerontologischen Forschung als auch in der Frauenforschung kommen sie zu kurz. Ebenso wenig wird dem Sterben des Ehemanns oder Partners als lebenszyklisches Ereignis in weiblichen Biografien Beachtung geschenkt. Hier ist an die Arbeiten

42 Darunter sind zwei Frauen aus Bauernfamilien, die in die LPG gezwungen wurden, sowie eine mithelfende Ehefrau in einem selbstständigen Handwerkerbetrieb. Wir differenzierten ferner zwischen den „Zufriedenen“ und „Distanzierten“ hinsichtlich der Haltung der Befragten zum politischen System der DDR.

43 Die Untersuchung des Strukturwandels des Alterns war von der konkreten historischen Situation des gesellschaftlichen Umbruchs geprägt. Wir befragten Frauen, die den größten Teil ihres Erwerbslebens in der DDR verbrachten. Für spätere Generationen trifft das nicht zu. Es folgen in den neuen Bundesländern Generationen von Frauen, für die Erwerbstätigkeit über die Dauer von 30 bis 40 Jahre zwar erstrebenswert, aber nicht selbstverständlich ist. Dann ermöglichen eventuelle Nachfolgeuntersuchungen einen Vergleich zwischen den verschiedenen Generationslagen.

Die Wirkung von Arbeitslosigkeit auf ältere Frauen stand nicht im Vordergrund dieser Untersuchung. Die biografischen Verläufe und sozialen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit genauer zu untersuchen, bleibt nachfolgenden Untersuchungen überlassen. Deutlich werden aber unterschiedliche Prozessverläufe und Prozessierungen.

44 Eine andere Fragestellung ist, wie 40 Jahre DDR die soziale Identität ihrer Bürger prägten. Roethe (1999) trägt dazu einige Einschätzungen vor, deren Werturteile allerdings fraglich sind und sich auf eine unzureichende empirische Grundlage stützen. Weitere Untersuchungen sind unabdingbar.

von Glaser und Strauss zu „dying trajectories“ (vgl. Glaser und Strauss 1968) anzuknüpfen. Der Tod des Lebensgefährten kann eine existentielle Krise auslösen, die einem tiefen biografischen Einschnitt gleichkommt.⁴⁵

17. Die Pflege, vor allem die palliative Pflege des kranken Ehemanns, ist häufig eine Aufgabe der Ehefrauen im Alter. Sie führt bei einigen Befragten genauso zu existenziellen Krisen wie die Pflege von Müttern oder Schwiegermüttern. Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach der Bedeutung der bisherigen Biografie und der Gestaltung des weiteren Lebens werden aufgeworfen. Es kommt zu Reflexionen darüber, was in der verbleibenden Lebenszeit wichtig und was weniger wichtig ist. Soziale Identität wandelt sich in einigen Fällen hierdurch. Das Durchleben dieser Krisen war für die weitere Biografie wichtig. Hierzu gehört es, sich sagen zu können, den Mann bis zuletzt gepflegt zu haben.

18. Unsere Daten verdeutlichen unterschiedliche Sterbeverläufe, in die die Interviewten als Ehepartnerinnen involviert waren: Das Ereignis kann plötzlich und unerwartet auftreten (s. Frau Hausers Mann [Interview 14], der plötzlich an einem Herzinfarkt starb). Hier geht es darum, das Ereignis mit Hilfe von Verwandten, Freunden und vielleicht auch von professionellen Helfern zu bewältigen. In anderen Fällen sind (wie bei Frau Baumeisters [Interview 5] und Frau Mainerts [Interview 10] Ehemännern) die Prozesse langfristiger. Auf eine Phase der Ungewissheit zum Krankheitsverlauf – oder auch seiner Verleugnung – folgt eine längere, physisch und psychisch belastende Pflegephase (Frau Baumeister [Interview 5]: „wie in der Wüste“). Fragen nach Suizid und Euthanasie werden in dieser Zeit gestellt. Typisch ist auch soziale Isolation, da man den Kranken nicht lange alleine lassen kann. Eine Höhepunkt Krise kurz vor dem Tod, die detailliert erzählt wird, scheint eine besondere Bedeutung zu haben (zum Beispiel: Sind die Kinder dabei?). Nach dem Tod kommt es vielfach zu einem psychischen Zusammenbruch.

19. Zu den existentiellen Dimensionen des Alterns zählt ebenso die Bewältigung eigener chronischer Krankheiten, insbesondere die von Krebs. Ein Beispiel hierfür stellen Frau Gerdes (Interview 3) und Frau Baumeisters Biographien (Interview 5) dar. Die Begrenzung des Lebens wird deutlich (Frau Gerdes: „vielleicht noch fünf Jahre“).

20. In einigen Biografien kommt es zu multiplen Krisenverläufen – zum Beispiel bei Frau Baumeister: Ihre eigene Arbeitslosigkeit und Krankheiten wie Krebs, Depressionen der Tochter, Arbeitslosigkeit des Mannes, Krebserkrankung des Mannes und dessen Tod – all dies wird von den Betroffenen mit der „Wende“ in Verbindung gebracht.⁴⁶

Lebensstil

21. Bei einer qualitativen Untersuchung von Lebensstilen im Alter wird schnell der Zusammenhang zu Lebenslage und zur biografischen Entwicklung deutlich. So ist zum Beispiel ein familiär-häuslicher Lebensstil an bestimmte Bedingungen geknüpft: die berentete Ehefrau nimmt dem herzkranken, aber noch berufstätigen Mann Arbeiten in Haushalt und Garten ab, Kinder und Enkel vermitteln der „Oma“ das Gefühl, gebraucht zu werden. Auch Lebensstile

45 Nach Angaben des Statistischen Jahrbuchs 2001 (S. 74) erleben von 100.000 Männern mehr als 86.000 das 60. Lebensjahr, bei den Frauen sind es mehr als 92.000. Immerhin die Hälfte aller Männer erlebt das 75. Lebensjahr. Und schließlich erlebt mehr als die Hälfte aller deutschen Frauen das 80. Lebensjahr. Auf diese Art wird das Sterben des Ehemannes oder Partners zunehmend in die zweite Lebenshälfte verlagert.

46 Es handelt sich um subjektive Krankheitstheorien der Frauen. Über psychosomatische Zusammenhänge wird hier nichts ausgesagt.

tragen Prozesscharakter. Veränderungen der Bedingungen führen zu einer Transformation des Lebensstils. Veränderte Bedingungen erfordern Anpassung und Flexibilität. Diese Aufgabe stellte sich den Ehepaaren im Übergang zum Rentenalter, wobei in einigen Fällen die Frau, in anderen der Mann zuerst in Rente ging. Nähe und Distanz sowie das Maß gemeinsamer und eigenständiger Aktivitäten mussten neu ausgehandelt werden.

22. Außerhäusliche Aktivitäten sind Teil des Lebensstils. Gesundheitliche Einschränkungen im hohen Alter führten bei manchen Frauen zur Einschränkung von Außenaktivitäten, auch wenn sich die langfristige Orientierung hingegen nicht geändert hat (s. Frau Lohmann, Interview 18). Auch der Partnerverlust (vgl. z.B. Interview 19) führte zu einer Reduktion von Außenkontakten. In Forschungsarbeiten über Lebensstile älterer Menschen (vgl. Infratest Sozialforschung u. a. 1991, S. 81 ff.) finden derartige Rahmenbedingungen wenig Berücksichtigung.

23. In unserer Untersuchung wird deutlich, dass ehrenamtliches Engagement oder intensive Freizeitaktivitäten bei der Bewältigung von Krisen, die mit der Berufsaufgabe oder mit einer Krankheit verbunden sind, unterstützend wirken.

Genderaspekte

24. Ein Vergleich zwischen weiblichem und männlichem Altern kann nur gedankenexperimentell erfolgen, da wir ausschließlich Frauen befragten. Einige plausible Vergleichsmöglichkeiten bieten sich an: Von 26 befragten Frauen arbeiteten 21 mehr als 30 Jahre. Einige Frauen verzichteten zugunsten der Kindererziehung oder der Pflege von Angehörigen zeitweise auf die eigene Erwerbstätigkeit. Sie unterbrachen ihren beruflichen Werdegang für einige Jahre, arbeiteten nur halbtags oder in schlechter qualifizierten Stellen. Drei Frauen waren zugunsten der Kindererziehung weniger als 30 Jahre berufstätig. Diese Tatsachen führen im Alter zu einer geringeren Rente. „Typisch weiblich“ ist auch die Pflege von Familienangehörigen, meist der Mütter und Schwiegermütter. Hier übernahmen in allen Fällen die Frauen die Hauptarbeit. Gleiches gilt für die Pflege eines kranken oder sterbenden Ehepartners. Diese beiden körperlich und emotional stark belastenden Lebensphasen gehören in besonderem Maße zum weiblichen Altern, ebenso die Bewältigung des Lebens als Witwe.

Soziale Milieus

25. Vor dem Hintergrund unserer Befunde weist der Milieuansatz sensu Vester et al. Schwächen auf; es fehlt an einer historischen und einer Mehr-Generationen-Perspektive. Die soziale Mobilität zwischen verschiedenen Milieus führt zu einer Differenzierung derselben. Frauen aus deklassierten Schichten gleichen sich nicht ohne weiteres an Milieus unterer Schichten an. Berücksichtigt werden muss, dass die hohe Arbeitslosenquote in Ostdeutschland – zwischen 18 und 25% – zu Deklassierungen in den sozialen Milieus führt. Die soziale Ungleichheit zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen bzw. den schlechter und den besser gestellten Rentnerhaushalten hat die Sozialstruktur in den neuen Bundesländern grundlegend verändert. Hier handelt es sich um mehr als nur einen „feinen Unterschied“. Diskutiert werden zurzeit in den Medien Begriffe wie „neue Unterschicht“ oder „abgehängtes Prekariat“.⁴⁷ Die meisten Frauen unserer Stichprobe sind nicht dieser Schicht zuzurechnen, auch wenn einige Arbeitslosigkeit und vorübergehend Armut erlebten. Dies erklärt sich damit, dass sie zu DDR-Zeiten

47 Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, auf die sich die Diskussion bezieht, war noch nicht veröffentlicht.

langjährig berufstätig waren und so entsprechende Rentenansprüche erworben haben. Das Rentenalter führt auch bei vorher arbeitslosen Frauen zu einer finanziellen Verbesserung. Dies kann aber bei den jüngeren Jahrgängen mit längeren Zeiten der Arbeitslosigkeit anders werden.

Die meisten Befragten (7) konnten in der DDR aus der Arbeiterschaft oder der unteren Mittelschicht durch ihre hohe Leistungsorientierung einen sozialen Aufstieg erreichen und sind stolz auf das, was sie damals erreichten. Eine nahezu ebenso große Gruppe (6) kann durch eine „Bescheidenheitsethik“ und Genügsamkeit beschrieben werden, die nicht nur für die Zeit in der DDR, sondern auch in der Gegenwart gilt.

8.2 Anwendungsbezogene Überlegungen

Die Studie zeigt einen mehr oder weniger brisanten Handlungsbedarf vor allem in drei Bereichen auf: 1. die prekäre Situation der Frauen, die der Altersgruppe 50 plus angehören, 2. die misslungene innerdeutsche Verständigung, 3. die mit einer „typisch weiblichen“ Biografie einhergehenden besonderen Belastungen, wie sie durch die Pflege von Angehörigen entstehen und 4. die Einschränkungen alleinstehender alter Frauen.

Ad 1: Die prekäre Situation der Frauen, die der Altersgruppe 50+ angehören

Mittelfristig ist mit einer steigenden Arbeitslosenquote älterer Frauen zu rechnen. Die Situation wird sich erst dann entspannen, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge in den Arbeitsmarkt eintreten und die stärkeren Geburtenjahrgänge ins Rentenalter kommen. Die nächste Frauengeneration wird, ähnlich wie die untersuchte Gruppe der 55- bis 61-Jährigen, weiterhin benachteiligt sein, d. h. sie werden Langzeitarbeitslosigkeit, Umschulungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Beschäftigung im Niedriglohnssektor, also unsichere Beschäftigungskarrieren mit psychosozialen Stress und späteren niedrigen Renten zu bewältigen haben.

Auch bei einem aufnahmefähigen Arbeitsmarkt ist die Gruppe der älteren, leistungsgeminderten Frauen – die nicht als erwerbsunfähig eingestuft sind, aufgrund von Krankheiten und Behinderungen jedoch keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben oder aus verschiedenen Gründen wenig mobil sind⁴⁸ – kaum vermittelbar.

Das in der Studie zum Ausdruck gekommene individuelle Leid von „Leistungsgeminderten“, „Abgeschobenen“, „Kranken“, „Enttäuschten-Resignierten“ (vgl. Kap. 3.3), welches mit krisenhaften Verläufen von Erwerbsbiografien verbunden ist, macht die Brisanz deutlich, mit der integrationsfördernde Maßnahmen zu entwickeln wären. Unter anderen sind zwei solcher Maßnahmen als Konsequenzen der Untersuchungsergebnisse naheliegend:

(1) Freiwilliges bürgerschaftliches Engagement wird von Befragten selbst als eine erfolgreiche Coping-Strategie gegen die Folgen von Arbeitslosigkeit benannt.⁴⁹ Mittlerweile ist der

48 Geringe regionale Mobilität hat verschiedene Ursachen: Eine verheiratete Frau, deren Mann erwerbstätig ist, müsste längere Trennungszeiten in Kauf nehmen („Wochenendehe“). Es entstünden Fahrtkosten oder Kosten für eine doppelte Haushaltsführung. Auch Wohneigentum oder die räumliche Nähe der Kinder und Enkel sind Mobilitätshindernisse. Schließlich stellt das auch das Alter selbst einen Grund dar, nicht mehr mobil sein zu wollen – je älter die Betroffenen sind, desto dringender wird die Frage, ob sich ein Umzug oder ein zweiter Haushalt wegen wenig verbleibenden Erwerbsjahren lohnt.

49 Vgl. auch Deutscher Bundestag, Abschlussbericht der Enquete-Kommission „Demografischer Wandel“, Drucksache 14/8800, S. 82 ff.).

Ruf danach, die Bedürfnisse älterer Menschen im Alltag stärker zu berücksichtigen und ihre Fähigkeiten besser einzusetzen, ihr reiches Erfahrungswissen, ihre Kompetenzen und enormen geistigen und schöpferischen Leistungen besser zu nutzen, vernehmlich geworden. Ein neues Alters- und Altenbild ist gefragt, welches sich u. a. durch „Mitmachmentalität“, Kompetenz und Kreativität auszeichnet. Derzeit setzt beispielsweise das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit dem bundesweiten Modellprogramm Erfahrungswissen für Initiativen (EFI) diesen Anspruch um und hat etwa 1000 „seniorTrainerInnen“ ausgebildet, die ihre Erfahrungen weitergeben können. Sie starten neue Projekte und unterstützen solche, in denen ältere – aber auch jüngere – Menschen freiwillig aktiv werden. In allen Bereichen wird so das freiwillige Ehrenamt gestärkt, werden mit Unterstützung der Seniorenbüros, Freiwilligenagenturen und Selbsthilfekontaktstellen neue Verantwortungsrollen für Ältere unter der Bezeichnung „seniorTrainerin“ erprobt.⁵⁰ Bei diesem Ansatz hat Sozialarbeit keine Funktion, handelt es sich doch um selbst organisierte Dienstleistungen, bei denen Ältere sich für Ältere und andere Altersgruppen engagieren.

(2) Integration kann über Selbstinitiativgruppen gefördert werden. Der Wunsch nach langfristigen Beziehungen, gemeinsam etwas unternehmen, sich aussprechen oder einen Gedankenaustausch zu ernsteren Themen führen, kann hier aufgegriffen werden. Klehm (1996, S. 195 ff.) skizziert drei Funktionen solcher Beziehungsnetzwerke: social support, companionship und social convoy. Social support meint die soziale Integration der Teilnehmer und Sinnstiftung. Companionship betrifft die gegenseitige, stressreduzierende Unterstützung der Teilnehmer in Krisensituationen. Der Unterschied zu Selbsthilfegruppen (wie „Frauen nach Krebs“) besteht darin, dass nicht nur ein Thema im Vordergrund steht. Solche Gruppen sind auch nicht primär und dauerhaft, vielmehr nur dann, wenn es erforderlich ist, mit Krisenbewältigung befasst. Social convoy erfasst die Lebenslaufperspektive und unterstützt die Mitglieder bei der Anpassung und Entwicklung in der Lebensphase Alter. Hierzu zählt die Begleitung bei der Bewältigung lebenszyklischer Krisen im Alter in einer Gruppe Gleichaltriger (Peer-Group). Das von Klehm (vgl. Klehm 2002) entwickelte Konzept beruht auf einer Balance zwischen der Handlungsebene (Zielfindung, Planung und Durchführung gemeinsamer Aktivitäten) und der Beziehungsebene. Erfahrungen (vgl. Klehm 2002) zeigen, dass dieses Konzept sowohl für die Weiterbildung von Initiativgruppen als auch für bürgerschaftlich engagierte Gruppen geeignet ist (vgl. Klehm und Müller 2002).

Soziale Arbeit kann die Bildung solcher Gruppen (vgl. Klehm 1996, Klehm 2002) ermöglichen. Diese können zu persönlichen und verlässlichen Sozialbeziehungen im Sinne eines „social convoy“ (Klehm 1996) führen oder in kritischen Lebenssituationen unterstützend wirken. Solche Gruppen wie zum Beispiel die Initiative ZWAR (vgl. Klehm 1996) wurden vor allem für Vorruheständler entwickelt. Die Situation von Vorruheständlern unterscheidet sich jedoch von der der älteren Arbeitslosen. Erstere sind finanziell abgesichert und verfügen dauerhaft über erwerbsarbeitsfreie Zeit. Die Situation der Arbeitslosen kann sich dagegen durch Arbeitsaufnahme, eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme oder Umschulung kurzfristig ändern; es wird ja doch eine Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt angestrebt. Prekäre Karrieren entstehen. In solch einer Selbstinitiativgruppe für ältere Arbeitslose müsste insofern mit einer höheren Fluktuation gerechnet werden; sie sollte zudem den formulierten Bedürfnissen der arbeitslosen Frauen entsprechen.

50 <http://www.efi-programm.de/dokumente/fachtagung/berlin06/Gesamtdokumentation.pdf>

Sozialräumliche Sozialarbeit für ältere Menschen, die o. g. Angebote organisiert, sollte sich von den traditionellen, häufig konsumtiven Angeboten in Altenbegegnungsstätten abheben. Weniger Betreuung als vielmehr Förderung von Eigeninitiative und Engagement der älteren Menschen ist dabei gefragt. Letztendlich erfordert dies größere berufliche Kompetenzen von Sozialarbeitern.

Ad 2: Die misslungene innerdeutsche Verständigung

Den Aussagen einer Reihe von Befragten ist zu entnehmen, dass sich die Kluft zwischen der ostdeutschen und der westdeutschen Bevölkerung eher vergrößert hat. Dieser Befund bezieht sich nur auf ältere Frauen; wie ältere Männer oder jüngere Generationen zu dem Thema der innerdeutschen Verständigung stehen, war kein Thema. Offen bleiben muss, wie weit die rekonstruierten Schemata des Kolonialisierungsvorwurfs, der Kapitalismuskritik und die empfundenen Stigmata unter den älteren Bürgerinnen in den neuen Bundesländern verbreitet sind. Doch offensichtlich ist jene Gruppe älterer ostdeutscher Frauen, die sich durch Westdeutsche stigmatisiert fühlt und große Vorbehalte gegenüber „arroganten Wessis“ hat, nicht klein. Der interkulturelle Diskurs ist offenbar misslungen. Auf der anderen Seite handelt es sich dabei aber auch um eine Generationenproblematik; viele Interviewte weisen darauf hin, dass sich die jüngeren Menschen in einer anderen Situation befinden. Frauen fortgeschrittenen Alters erlebten den Aufbau der DDR und beteiligten sich aktiv daran. Sie gründeten eine Familie, zogen ihre Kinder auf, gingen ihren Freizeitinteressen nach, erlebten den Alltag in der DDR. Wer 1990 über 40 Jahre alt war, hatte seine Berufsausbildung lange abgeschlossen und einen entscheidenden Teil seiner Berufsbiografie hinter sich gebracht. Diese Frauen traf der Zusammenbruch der DDR, der in den meisten Fällen einem beruflichen Neuanfang gleichkam, in ganz besonderem Maße. Diejenigen Frauen, die zurzeit der Wende Jugendliche oder junge Erwachsene waren, befanden sich ohnehin in Statuspassagen unterschiedlicher Art, wie nach einer abgeschlossenen Ausbildung oder am Ende der Jugendzeit, was ähnliche Orientierungsleistungen abforderte.

Die zum Ausdruck kommende innere Emigration der älteren Frauen erfordert integrationsfördernde Maßnahmen, die Teilhabe an der gesellschaftlichen Entwicklung ermöglichen. Ein teilhabe- und partizipationsfreundliches Klima der Gemeinden und Kommunen steht auf der Agenda; sozialräumliche Sozialarbeit ist gefordert, daran mitzuwirken, eine bürgernahe Regional- und Kommunalentwicklung einzulösen.⁵¹

Ad 3: Die mit einer „typisch weiblichen“ Biografie einhergehenden besonderen Belastungen, wie sie durch die Pflege von Angehörigen entstehen

Die Pflege der eigenen Mutter, Schwiegermutter, des Ehemanns oder anderer Angehöriger gehört fast zur weiblichen Normalbiografie. Pflege bringt große psychosoziale Belastungen mit sich und kann darüber hinaus mit anderen Verpflichtungen kollidieren. Eigene Pläne und Bedürfnisse werden oftmals zurückgestellt. Die Aussagen der betroffenen Frauen zeigen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Pflegeaufgabe und die damit verbundenen hohen persönlichen Kosten übernommen wurden. Dass man selbst dabei Unterstützung brauchen könnte, ist außerhalb der Vorstellungswelt.

51 Vgl. hierzu Steinert/Zillich 2007. Die Beiträge einer Tagung zum Thema „Perspektive Pensionopolis! Anfragen an eine alternde Gesellschaft am Beispiel der Europastadt Görlitz/Zgorzelec in der Euroregion Neiße“ sind hier zusammengestellt.

Möglichkeiten individueller Entlastung stärker zugänglich zu machen, ist eine Schlussfolgerung. Darüber hinaus ist es sozialpolitisch von Bedeutung, dass sich in der Region die Voraussetzungen für Familienpflege nicht verschlechtern. Je mehr jüngere – weibliche – Menschen aus der Region abwandern, umso weniger Frauen wird es einige Jahrzehnte später geben, die die Fürsorge für ihre Familienangehörigen übernehmen.

Ad 4: Die Einschränkungen alleinstehender alter Frauen

Allein lebende ältere Frauen sind nicht pauschal als vereinsamt zu sehen. Außenkontakte können jedoch durch gesundheitliche Beeinträchtigungen oder Ängste behindert werden. Manche Frauen sind „aktiv, reiselustig und kontaktfreudig“ (vgl. Kap. 4.3), aber es fehlt an einem Partner oder einer Partnerin für spezifische Freizeitaktivitäten und Urlaubsreisen. Verlässliche und in Krisensituationen tragfähige Beziehungen spielen für Ältere aber eine besondere Rolle.

Solchen Problemen kann relativ leicht mit einfachen Dienstleistungen abgeholfen werden: Fahrdienste, Personenbegleitung, Vermittlung von Menschen, die ähnliche Interessen haben. Sozialarbeit kann darüber hinaus durch Gruppen- oder Gemeinwesenarbeit dabei unterstützen, ein Netz von sozialen Beziehungen aufzubauen.

Bildung stellt darüber hinaus eine für Ältere wichtige Möglichkeit der Vergesellschaftung dar, wenn spezifische Anforderungen erfüllt sind: subjektiv bedeutsame Lerninhalte und -ziele, die kurzfristig erreichbar sind.

9 Literatur

- APFELBAUM, B. und MÜLLER, H. (Hrsg.) (1998): *Fremde im Gespräch*, iko Verlag, Frankfurt a. M.
- BACKES, G. M. (1993): Frauen zwischen „alten“ und „neuen“ Altersrisiken. In: Naegele, G. und Tews, H. P. (1993): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 170-187
- BACKES, G. M. (1993): Was bedeuten sich verändernde Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen für ihre künftige Situation im Alter. In: Gather, C., Gerhard, U., Prinz, K., Veil, M. (Hrsg.) (1993): *Frauen-Alterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter*, Edition Sigma Bohn, Berlin
- BACKES, G. M. (1997): *Alter(n) als „gesellschaftliches Problem“?*, Westdeutscher Verlag, Opladen
- BACKES, G. M. (2001): Altern als weibliche Vergesellschaftungsform? – oder: Überlegungen zur hierarchischen Komplementarität des Geschlechterverhältnisses im Alter. In: Naegele, G., Reichert, M., Maly, N. (Hrsg.) (2001): *10 Jahre Gerontologische Forschung in Dortmund*, Lit-Verlag, Münster, S. 57-77
- BACKES, G. M. und CLEMENS, W. (1998): *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*, Juventa, Weinheim
- BALTES, M. M. (Hrsg.) (1989): *Erfolgreiches Altern: Bedingungen und Variationen*, Huber, Bern u. a. O.
- BALTES, M. M. (1999): Die heutigen Generationen bauen die Straßen, auf denen die nächsten fahren: Über den Lebenslauf und die Zukunft des Alters. Festrede anlässlich der SPD-Veranstaltung „Leitbilder für das 21. Jahrhundert: Die neue Rolle des aktiven Alters“ am 4.2.1999, Bonn
- BALTES, P. (1997): Gegen Vorurteile und Klischees: Die Berliner Altersstudie. Neue Erkenntnisse über die Zielgruppe alte Menschen. In: *Häusliche Pflege* Nr. 2./1997, S. 46-51
- BEAUVOIR, S. DE (1977): *Das Alter*, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg
- BECHTLER, H. (1997): *Zwischen Resignation und Neubeginn: Zu Problemen und Beratungsbedürfnissen von Frauen zwischen 45 und 60 Jahren*, Dissertation 1995, Berlin
- BECK, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1993): Familie und Alter. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik*, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 158-169
- BECKER, S., VEELKEN, L. und WALLRAVEN, K. P. (2000): *Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft*, Leske + Budrich, Opladen
- BEHNKE, C. und MEUSER, M. (1999): *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Leske und Budrich, Opladen
- BIB-MITTEILUNGEN 2/2001, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, www.bib-demographie.de
- BIESECKER, A. (2001): Bürgerschaftliches Engagement in der Freien Wohlfahrtspflege: Anerkennen, Aufwerten, Ermöglichen – keine Sonntagsreden, sondern Handlungskonzepte. In: *Dokumentation der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in NRW, Bürgerschaftliches Engagement und Freie Wohlfahrtspflege*, Nov. 2001
- BLIMLINGER, E. u. a. (1996): *Lebensgeschichten. Biografiearbeit mit alten Menschen*, Vincentz, Hannover
- BLUME, O. (1968): *Möglichkeiten und Grenzen der Altenhilfe*, Paul Siebeck Verlag, Tübingen
- BREMER, H. (1999): *Soziale Milieus und Bildungsurlaub*, agis, Hannover
- BRÖDEL, R. (Hrsg.) (1998): *Lebenslanges Lernen – lebensbegleitende Bildung*, Kriftel, Neuwied
- BÖHNISCH, L. und LENZ, K. (Hrsg.) (1997): *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*, Juventa, Weinheim/München
- BOHNSACK, R. U.A. (1995): *Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe*, Leske + Budrich, Opladen
- BOURDIEU, P. (1985): *Sozialer Raum und Klassen*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.

- BOURDIEU, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- BRAUNS, J. und OPIELKA, M. (1992): Selbsthilfeförderung durch Selbsthilfekontaktstellen, Kohlhammer, Stuttgart u. a. O.
- BREMER, H. (1999): Soziale Milieus und Bildungsurlaub, Vincentz, Hannover
- BROCKMANN, H. (1998): Die Lebensorganisation älterer Menschen. Eine Trendanalyse, Deutscher Universitäts Verlag, Wiesbaden
- BUBOLZ-LUTZ, E. und RÜFFIN, H.-P. (2001): „Selbstbestimmtes Lernen“ Älterer für ein selbstgewähltes ehrenamtliches Engagement, Montabaur
- BUDE, H. (1984): Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biografieforschung bringt. In: Kohli, M. und Robert, G. (Hrsg.) (1984): Biografie und soziale Wirklichkeit, Metzeler, Stuttgart, S. 7-28
- BUDE, H. (1987): Deutsche Karrieren, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- BULLINGER, M. u. a. (1995): Die Bürgerbüros. Zwischenbericht der Initiative drittes Lebensalter, Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung Baden-Württemberg, Stuttgart
- BUNDESMINISTER FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) (1996): Altenhilfe in Europa, Kohlhammer, Stuttgart
- CLEMENS, W. (1997): Frauen zwischen Arbeit und Rente, Westdeutscher Verlag, Opladen
- DALLINGER, U. und NAEGELE, G. (1993): Sozialpolitik und Lebenslage älterer Menschen in den neuen Ländern – Wandel im System sozialer Sicherung und Versorgung. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 301-313
- DIECK, M. und NAEGELE, G. (1993): „Neue Alte“ und alte soziale Ungleichheiten – vernachlässigte Dimensionen in der Diskussion des Altersstrukturwandels. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 43-60
- DERICHS-KUNSTMANN, K. (1996): Frauen lernen anders. In: Stadelhofer, C. (Hrsg.) (1996): Kompetenz und Produktivität im dritten Lebensalter, Kleine Verlag, Bielefeld, S. 97-102
- DEUTSCHER BUNDESTAG (2002): Schlussbericht der Enquete-Kommission „Demografischer Wandel – Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik“, Drucksache 14/8800,
- DEUTSCHES ZENTRUM FÜR ALTERSFRAGEN (Hrsg.) (1998): Wohnbedürfnisse, Zeitverwendung und soziale Netzwerke älterer Menschen. Expertenband 1 zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung, Campus Verlag, Frankfurt a. M./New York
- DEUTSCHES ZENTRUM FÜR ALTERSFRAGEN (Hrsg.) (1998): Regionales Altern und Mobilitätsprozesse Älterer. Expertenband 2 zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung, Campus Verlag, Frankfurt a. M./New York
- DITTRICH, C. (1997): Prävention und Selbsthilfeorientierung im Alter, Peter Lang Verlag, Frankfurt a. M./Berlin/Bern
- EIERDANZ, J. (1992): Bildung für das Alter oder gegen das Altern? Zum aktuellen Stand und zu den Perspektiven einer Altenbildung. In: Glaser, H. und Röbbke, T. (Hrsg.) (1992): Dem Alter einen Sinn geben. Wie Senioren kulturell aktiv sein können, Hüthig, Heidelberg, S. 167-197
- ELIS, P. (2000): Biografische Brüche in Ostdeutschland. Der politische Umbruch und seine Folgen für die Subjekte, Verlag Dialogische Erziehung, Oldenburg
- ENGEL, F. u. a. (1996): Weiblich, ledig, kinderlos und alt: Soziale Netzwerke und Wohnbiografien alter allein stehender Frauen, Leske und Budrich, Opladen
- ENGELN-KEFER, U. (1993) Frauenerwerbstätigkeit im demografischen Wandel. In: Klose, H.-U. (Hrsg.) (1993) Altern hat Zukunft. Bevölkerungsentwicklung und dynamische Wirtschaft, Westdeutscher Verlag, Opladen
- ERBSLÖH, E. und WIENDIECK, G. (1974): Der Interviewer. In: Koolwijk, J. v. und Wicken-Mayser, M. (Hrsg.) (1974): Techniken der empirischen Sozialforschung, Oldenbourg, München

- EVERS, A., LEICHSENING, K. und PRUCKNER, B. (1993): *Alt genug, um selbst zu entscheiden*, Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br.
- FENGLER, C. und FENGLER, T. (1980): *Alltag in der Anstalt. Wenn Psychiatrie praktisch wird*, Psychiatrie-Verlag, Rehburg-Lockum
- FLADE, A. (1997): *Wohnen im Alter aus psychologischer Sicht*. In: Blonski, H. (1997): *Wohnformen des Alters*, Beltz, Weinheim/Basel
- FREY, H. P. und HAUSSE, K. (1987): *Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung*. In: Frey, H. P. und Haußer, K. (Hrsg.) (1987): *Identität*, Enke Verlag, Stuttgart, S. 3-26
- FOOKEN, I. (1990): *Partnerverlust im Alter*. In: Mayring, P. und Saup, W. (Hrsg.) (1990): *Entwicklungsprozesse im Alter*, Kohlhammer, Stuttgart u. a. O., S. 57-74
- GARFINKEL, H. (1973): *Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen*. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1973): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Band 1, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg, S. 189-262
- GARFINKEL, H. (1977): *Bedingungen für den Erfolg von Degradationszeremonien*. In: Lüdersen, K. und Sack, F. (1977): *Seminar abweichendes Verhalten III*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 31-40
- GARMS-HOMOLOVA, V. und KORTE, W. (1993): *Altern in der Stadt und auf dem Lande – Unterschiede oder Angleichung?* In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (1993): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 215-233
- GATHER, C., GERHARD, U., PRINZ, K. und VEIL, M. (Hrsg.) (1993): *Frauen-Alterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter*, Edition Sigma Bohn, Berlin
- GENZ, M. und KUBE, K.-D. (1993): *Auswirkungen des sozialen Wandels in den neuen Bundesländern auf die Lebenssituation, den Gesundheitszustand und die Bildungsbedürfnisse älterer Menschen*. In: Kühnert, S. und Naegele, G. (Hrsg.) (1993): *Dortmunder Beiträge zur angewandten Gerontologie*, Band 1, Perspektiven moderner Altenpolitik und Altenarbeit, Lit-Verlag, Münster S. 53-70
- GEREBEN, C. und KOPINITSCH-BERGEN, S. (1998): *Auf den Spuren der Vergangenheit. Eine Anleitung zur Biografiearbeit mit älteren Menschen*, Maudrich, Wien u. a. O.
- GILDEMEISTER, R. und ROBERT, G. (1987 A): *Identität als Ziel und Gegenstand psychosozialer Arbeit*. In: Frey, H.-P. und Haußer, K. (Hrsg.) (1987): *Identität*, Enke Verlag, Stuttgart, S. 219-232
- GILDEMEISTER, R. und ROBERT, G. (1987 B): *Probleme beruflicher Identität in psychosozialen Berufen*. In: Frey, H.-P. und Haußer, K. (Hrsg.) (1987): *Identität*, Enke Verlag, Stuttgart, S. 71-87
- GLASER, B. (1978): *Theoretical Sensitivity. Advances in the methodology of grounded theory*, Eigendruck, Mill Valley CA
- GLASER, B. und STRAUSS, A. (1964): *Awareness context in social interaction* In: *American Sociological Review* 29 (1964), S. 669-679
- GLASER, B. und STRAUSS, A. (1968): *Time of dying*, Aldine, Chicago
- GLASER, B. und STRAUSS, A. (1967): *Awareness of dying*, Weidenfeld and Nicolsen, London
- GLASER, B. und STRAUSS, A. (1974): *Interaktion mit Sterbenden*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- GRATHOFF, R. (1979): *Über Typik und Normalität im alltäglichen Milieu*. In: Sprondel, W. und Grathoff, R. (1979): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Enke Verlag, Stuttgart, S. 89-107
- GRATHOFF, R. (1989): *Milieu und Lebenswelt*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- GROTH, G. und STAHLHOFEN, M. (1988): *Bildungsvorstellungen, Einstellung zur Lernfähigkeit und Lernbegriff älterer Erwachsener: Ergebnisse eines empirischen Vergleichs älterer Menschen*. In: *Zeitschrift für Gerontologie* 21/1988, S. 206-216
- GOFFMAN, E. (1977): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- GÖCKENJAN, G. und KONDRATOWITZ, H.-J. (Hrsg.) (1988): *Alter und Alltag*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.

- HELMSTAEDTER, C. (1996): Berliner Altersstudie zur Lebenslage von 70- bis 100-Jährigen. In: Pro Alter. Magazin des Kuratoriums Deutsche Altershilfe, Okt. 1996, Heft 2
- HILDENBRAND, B. (1983): Alltag und Krankheit, Klett-Cotta, Stuttgart
- HILDENBRAND, B. (1994): Methodik der Einzelfallstudie, Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Kurseinheit 1 bis 3, Fernuniversität Hagen
- HILDENBRAND, B. (1999), Fallrekonstruktive Familienforschung, Leske + Budrich, Opladen
- HILDENBRAND, B. und MÜLLER, H. (1984): Misslungene Ablöseprozesse Jugendlicher aus ihren Familien. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1984): Beiträge zu einer Soziologie der Interaktion, Campus Verlag, Frankfurt a. M./New York
- HOHMEIER, J. und POHL, H.-J. (1978): Altern als Stigma oder wie man alt gemacht wird, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- HÖPFLINGER, F. (1994): Frauen im Alter – Alter der Frauen, seismo, Zürich
- HUININK, J. und MAYER, K. U. (1995): Lebensläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft. In: Joas, H. und Kohli, M. (Hrsg.) (1995): Der Zusammenbruch der DDR, Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 151-171
- INSTITUT INFRATEST SOZIALFORSCHUNG, SINUS und BECKER, H. (1991): Die Älteren. Zur Lebenssituation der 55- bis 70-Jährigen, Diez Nachf., Bonn
- JAHODA, M., LAZARSFELD, P. und ZEISEL, H. (1978): Die Arbeitslosen von Marienthal. Eine soziografische Untersuchung, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- JAKOB, G. (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biografieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements, Leske und Budrich, Opladen
- KADE, S. (1994): Altersbildung, Lebenssituation und Lernbedarf, DIE, Frankfurt a. M.
- KADE, S. (1997): Modernisierung des Alters – Von der Bildungsbiografie zur biografischen Bildung. In: Krüger, H.-H. und Olbertz, J. H. (Hrsg.) (1997): Bildung zwischen Staat und Markt, Leske + Budrich, Opladen
- KADE, S. (2000): Lernen im Alltag. In: Becker, S., Veelken, L. und Wallraven, K. D. (2000): Handbuch Altenbildung, Leske + Budrich, Opladen, S. 234-246
- KADE, S. (2001): Selbstorganisiertes Alter – Lernen in reflexiven Milieus, W. Bertelsmann, Bielefeld
- KARL, F. (1993): Sozialarbeit in der Altenhilfe, Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br.
- KENDSCHEK, H. (2005). Demografische Entwicklung einer alternden Gesellschaft und ihre sozialen und wirtschaftlichen Folgen: Zur Situation in Sachsen und der Oberlausitz, Vortrag im Rahmen der trinationalen wissenschaftlichen Tagung „Perspektive Pensionopolis? Anfragen an eine alternde Gesellschaft am Beispiel der Europastadt Görlitz/Zgorzelec in der Euroregion Neisse“ vom 24. – 25.11.2005, TRAWOS-Institut der Hochschule Zittau/Görlitz
- KICKBUSCH, I. und RIEDMÜLLER, B. (1984): Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- KIRCHHÖFER, D. (1996): Biografische Brüche im Kindes- und Jugendalter – Risiken künftiger Entwicklung? In: Krüger, H. H. und Marotzki, W. (Hrsg.) (1996): Erziehungswissenschaftliche Biografieforschung, Leske und Budrich, Opladen, S. 201-217
- KLEBERT, K., SCHRADER, E. und STRAUB, W. G. (1980): Moderationsmethode Preisinger, München
- KLEHM, W.-R. (1996): ZWAR (Freizeitinitiativen zwischen Arbeit und Ruhestand). In: Schweppe, C. (1996): Soziale Arbeit. Pädagogische Ansätze und Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter, Juventa, Weinheim, S.187–206
- KLEHM, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept: Moderation, Animation und existentielle Begegnung in der Gruppenarbeit mit „jungen Alten“. Rekonstruktion und Reflexion auf der Grundlage ethnografischer Bildungsforschung, Lit-Verlag, Münster u. a. O.
- KLEHM, W.-R. (2002): Die Positionierung des Ansatzes. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 33 -57
- KLEHM, W.-R. und MÜLLER, H. (2002 A): Einleitung. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 9-16

- KLEHM, W.-R. und MÜLLER, H. (2002 B): Sozialgerontologische Überlegungen. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 17-27
- KLEHM, W.-R. und MÜLLER, H. (2002 C): Das Konzept. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 58 -117
- KLEHM, W.-R. und MÜLLER, H. (2002 D): Abschließende Diskussion und weiterführende Fragestellungen. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 227-241
- KLEHM, W.-R., MÜLLER, H. und REMMERS, E. (2002): Erwachsenenbildung für ältere Menschen und Lernen. In: Klehm, W.-R. (Hrsg.) (2002): Das ZWAR-Konzept, Lit-Verlag, Münster u. a. O., S. 28-33
- KRAPPMANN, L. (1988): Soziologische Dimensionen der Identität, Klett-Cotta, Stuttgart
- KRIMMER, H. (2000): Zur Einkommens- und Vermögensstruktur ost- und westdeutscher Seniorenhaushalte. In: informationsdienst altersfragen Mai/Juni 2000, S. 7-10
- KOHLI, M. u. a. (1993): Engagement im Ruhestand, Leske und Budrich, Opladen
- KÜHNE, K. D. u. a. (1990): Die Halberstädter gerontologische Studie zur Beurteilung des altersabhängigen psychophysischen Funktionszustandes (biologisches Altern) von Vorrentnern. In: Zeitschrift für Altersforschung 45/1990, S. 289-295
- LEHR, U. (1994): Psychologische Aspekte des Alterns. In: Reimann, H. und Reimann, H. (1994): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, Enke Verlag, Stuttgart, S. 202-229
- LIDZ, T. (1970): Das menschliche Leben. Die Entwicklung der Persönlichkeit im Lebenszyklus, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- MAIER, G. (2000): Erwerbstätigkeit von Frauen in der zweiten Lebenshälfte. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Band 33, Heft 4/2000, S. 276-283
- MALY, N. (2000): Töchter, die ihre Mütter pflegen, Lit-Verlag, Münster
- MANNHEIM, K. (1978): Das Problem der Generationen. In: Kohli, M. (Hrsg.) (1978): Soziologie des Lebenslaufs, Luchterhand, Frankfurt a. M.
- MAYRING, P. (1997): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Deutscher Studienverlag, Weinheim
- MICHEL, M., ERNST, J. und RIEDEL, S. (1993): Strukturwandel in Ostdeutschland – eine Herausforderung für die Altenpolitik. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 268-300
- MÖRCHEN, A. (1999): Selbstgesteuertes Lernen in Gruppen. Überlegungen, Erkenntnisse und Erfahrungen aus dem KBE-Projekt. In: Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (1999): Selbstgesteuertes Lernen, Dokumentation zum KAW-Kongress vom 4.-6.11.1998 in Königswinter, Reinheim, S. 66-79
- MÖRCHEN, A. und BUBOLZ-LUTZ, E. (1999): Wege zum selbstorganisierten Lernen in Gruppen. In: Bergold, R. u. a. (Hrsg.) (1999): In der Gruppe liegt das Potential – Wege zum selbstorganisierten Lernen, Echter, Würzburg, S. 29-51
- MOTEL, A. und SPIESS, K. (1995): Finanzielle Unterstützungsleistungen alter Menschen an ihre Kinder: Ergebnisse der Berliner Altersstudie (BASE). In: Forum, Heft 7/Febr. 1995,
- MÜLLER, H. (1979): Die Arbeits- und Lebenswelt eines Alten- und Altenpflegeheims – Eine soziografische Untersuchung, unveröffentlichte Diplomarbeit, Bielefeld
- MÜLLER, H. (1995): Suchttherapie und Supervision, Lang, Frankfurt a. M.
- MÜNZ, R. (2001 A): Verzweifelt gesucht: mehr Menschen. In: Die ZEIT 18/2001, nach www-zeit.de/2001/18/Politik/200118_einwanderung.xml-html, S. 3)
- NAEGELE, G und ROHLER, C (2001): Bürgerschaftliches Engagement und Freiwilligenarbeit im Alter, in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, (11) 415 -421
- NAGEL, U. (1997): Ländliche Familien im Transformationsprozess Ostdeutschlands. In: BIOS 1/1997, S. 44-60
- NIEDERFRANKE, A. (1992): Ältere Frauen in der Auseinandersetzung mit Berufsaufgabe und Partnerverlust. Schriftenreihe des Bundesministers für Frauen und Jugend, Band 4, Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln

- NAUMANN, S., KLEHM, W.-R. und HAGEMANN, I.-M. (1997): „Junge Alte“ im Transformationsprozess. In: ZWAR-Projektberichte (1997), Band 3, Eigendruck, Dortmund
- OEVERMANN, U., ALLERT, T., GRIPP, H., KONAU, E., KRAMBECK, J., SCHRÖDER-CAESAR, E. und SCHÜTZE, Y. (1979): Zur Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Metzler, Stuttgart, S. 352-434
- OSWALD, F. (1996): Hier bin ich zu Hause. Beiträge zur Gerontologie, Band 6, S. Roderer Verlag, Regensburg
- PSATHAS, G. (1979): Die Analyse von Alltagsstrukturen und das ethnomethodologische Paradigma. In: Sprondel, W. und Grathoff, R. (1979): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Enke Verlag, Stuttgart, S.178-195
- RADEBOLD, H. u. a. (1989): Therapeutische Arbeit mit älteren Menschen, Lambertus, Freiburg
- REGGENTIN, H. und DETTBARN-REGGENTIN, J. (1992): Erhebung zur Bestandsaufnahme im Bereich der Altersselbsthilfe in Nordrhein-Westfalen, Bonner Universitäts-Buchdruckerei, Bonn
- RIEMANN, G. (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biografie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten, Fink, München
- ROETHE, T. (1999): Arbeiten wie bei Honnecker, leben wie bei Kohl. Ein Plädoyer für das Ende der Schonfrist, Eichborn, Frankfurt a. M.
- ROLOFF, J. (2001): Einige Bemerkungen zum Wanderungsgeschehen in Ostdeutschland, insbesondere zwischen Ost- und Westdeutschland. Nach ausgewählten Altersgruppen. In: BIB-Mitteilungen, 26. Jg. 2/2001, S. 14 - 19
- ROSENMAYR, L. (1999): Vor Greisengrau stehe ich auf. Alte Menschen im Spiegel der Geschichte und der Kulturen. In: Frahm, E. u. a. (Hrsg.): Funkkolleg Altern 1, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 51-99
- SAAKE, I. (1998): Theorien über das Altern. Perspektiven einer konstruktivistischen Alternsforschung, Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden
- SCHIEFF, T. (1973): Das Etikett Geisteskrankheit, Fischer, Frankfurt a. M.
- SCHMITZ-SCHERZER, R. (1998): Milieutherapeutische Ansätze in der stationären Altenhilfe. In: Kruse, A. (Hrsg.) (1998): Psychosoziale Gerontologie, Band 2, Hogrefe, Göttingen, S. 73-82
- SCHMITZ-SCHERZER, R., U.A. . (1994): Ressourcen älterer und alter Menschen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Kohlhammer, Stuttgart
- SCHNEIDER, B. (1999): Der Gestaltansatz in der Arbeit mit älteren Menschen. In: Fuhr, R., Sreckovic, M. und Gremmler-Fuhr, M. (Hrsg.) (1999): Handbuch der Gestalttherapie, Hogrefe, Göttingen, S. 985-1001
- SCHÜTZ, A. (1972): Gesammelte Aufsätze. Band 2. Studien zur soziologischen Theorie, Nijhoff, Den Haag
- SCHÜTZ, A. und LUCKMANN, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- SCHÜTZE, F. (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): Kommunikative Sozialforschung, Fink, München, S. 159-260
- SCHÜTZE, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews. In: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Universität Bielefeld. Nr. 1, Bielefeld
- SCHÜTZE, F. (1981): Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J. u. a. (1981): Biografie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberger Forschungsvereinigung, Nürnberg, S. 67-156
- SCHÜTZE, F. (1994): Professionelles Handeln, wissenschaftliche Forschung und Supervision. Versuch einer systematischen Überlegung. In: Lippenmeier, N. (Hrsg.): Beiträge zur Supervision. Band 3, Gesamthochschule Kassel, S. 262-389
- SCHWARZ, K. (2000): Familienstand und Kinderzahl 35- bis 39-jähriger Frauen in den alten Bundesländern 1998, BIB-Mitteilungen, www.bib-demographie.de/bib-mit4_2000.htm
- SCHWEPPE, C. (Hrsg.) (1996): Soziale Altenarbeit – Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter, Juventa, Weinheim

- SCHWITZER, K.-P. (1993): Theorie und Praxis des Alters und Alterns in Ostdeutschland. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 173-285
- SIEGERT, M. und CHAPMAN, M. (1987): Identitätstransformationen im Erwachsenenalter. In: Siegert, M. und Chapman, M. (Hrsg.) (1987): Identität, Enke Verlag, Stuttgart, S. 139-150
- SIMMEL, G. (1958): Soziologie, Duncker und Humblot, Berlin
- SMITH, D. (1976): K. ist geisteskrank. Die Anatomie eines Tatsachenberichtes. In: Weingarten, E., Sack, F. und Scheinin, J. (Hrsg.) (1976): Ethnomethodologie. Beiträge zur Soziologie des Alltagshandelns, Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 368-415
- SOMMER, B. (2002): Immer weniger Ehen. In: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamts vom 21.5.2002, presse@destatis.de, S. 75-3976
- STADELHOFFER, C. (Hrsg.) (1996): Kompetenz und Produktivität im Dritten Lebensalter, Kleine Verlag, Bielefeld
- STADLER, W. (2001): Bürgerschaftliches Engagement als Initialzündung und Basis der Wohlfahrtsverbände. In: Dokumentation der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in NRW: Bürgerschaftliches Engagement und Freie Wohlfahrtspflege, Nov. 2001, S. 7-12
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2000): Bevölkerungsentwicklung Deutschlands bis zum Jahr 2050, Wiesbaden, www.destatis.de
- STEINERT, E. (1998): Wissenschaftliche Standards qualitativer Sozialarbeitsforschung. In: Steinert, E., Stichergil, B. und Sommerfeld, P. (Hrsg.) (1998): Sozialarbeitsforschung: Was sie ist und was sie leistet. Eine Bestandsaufnahme, Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br., S. 32-50
- STEINERT, E. (Hrsg.) (1999): Sozialarbeit an der Grenze und über die Grenze hinaus. Grenzüberschreitende Vernetzung sozialer Arbeit in der Euro-Region Neisse, Lang Verlag, Frankfurt a. M.
- STEINERT, E. und THIELE, G. (2000): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis, Fortis, Köln
- STEINERT, E. und MÜLLER, H. (2002): Grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Ausbildung, berufliche Sozialisation und professionelles Selbstverständnis ostdeutscher SozialarbeiterInnen, Centaurus, Herbolzheim
- STEINERT, E. und ZILLICH, N. (Hrsg.) (2007). Perspektive Pensionopolis! Anfragen an eine alternde Gesellschaft am Beispiel der Europastadt Görlitz/Zgorzelec in der Euroregion Neiße. Band 1 der Görlitzer Beiträge zur regionalen Transformationsprozessen. Peter Lang, Frankfurt am Main
- STIERLIN, H. (1980): Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- STRAUSS, A. (1968): Spiegel und Masken, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- STRAUSS, A. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Wilhelm Fink Verlag, München
- TEWS, H. P. (1991): Soziologie des Alters, Quelle und Meyer, Heidelberg
- TEWS, H. P. (1994): Alter und Altern in unserer Gesellschaft. In: Reimann, H. und Reimann, H. (1994): Das Alter, Enke, Stuttgart, S. 30-74
- TEWS, H. P. (1993 A): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 15-42
- TEWS, H.-P. (1993 B): Altern Ost, Altern West: Ergebnisse zum deutsch-deutschen Vergleich. In: Naegele, G. und Tews, H.-P. (Hrsg.) (1993): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 314-325
- TIPPELT, R. (1999): Bildung und soziale Milieus, Oldenburger Universitätsreden, Oldenburg
- THOMAE, H. (1993): Die Bonner Gerontologische Längsschnittstudie. In: Zeitschrift für Gerontologie 26/1993, S. 142-150
- ULLRICH, I. (1997): Zu Hause leben oder im Heim. In: Blonski, H. (Hrsg.) (1997): Wohnformen im Alter, Beltz, Weinheim/Basel
- VESTER, M., OERTZEN, P. v., GEILING, H., HERMANN, T. und MÜLLER, D. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Anhang

1 Fallstudien und Kurzporträts

Im folgenden Kapitel des Anhangs werden zwei Fallstudien und fünf Kurzporträts vorgestellt. Dazu wurden solche Fälle ausgewählt, die unterschiedliche biografische Verläufe repräsentieren. Die beiden Fallstudien unterscheiden sich nach den Kriterien des maximalen Kontrastes bezogen auf die Erwerbsbiografie. In den Kurzporträts sind alle drei Altersgruppen vertreten. Während die Kontrastgruppe der ab 71-Jährigen durch ein Porträt vertreten ist, werden für die Altersgruppen I und II jeweils drei Porträts dargestellt.

Auf die Darstellung aller Kurzporträts und Fallstudien wurde aus Platzgründen verzichtet, auch wenn jeder dieser Fälle für eine einzigartige Biografie steht.

Mit Frau Wagners Fallstudie (s. Kapitel 1.1, alle Orts- und Eigennamen im Datenmaterial sind anonymisiert) wird jemand vorgestellt, die mit dem System der DDR zufrieden und in das Arbeitsleben integriert war, nach der Wende jedoch beruflich ausgegrenzt wurde. Ihre Erwerbsbiografie nach 1990 ist von dem Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit, Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen geprägt – ein für die neuen Bundesländer typischer Fall. Diese negativen Erfahrungen sind vermutlich der Grund für die kritische Haltung Frau Wagners gegenüber dem neuen System.

In einem maximalen Kontrast dazu steht Frau Gerdes Fallstudie (s. Kapitel 1.2). Frau Gerdes fühlt sich zwar dem alten System verpflichtet, weil sie an einer Arbeiter- und Bauern-Fakultät das Abitur ablegen und später ein Studium absolvieren konnte. Dennoch verhielt sie sich politisch distanziert und war dadurch gegenüber Parteimitgliedern im beruflichen Nachteil. Ab 1989 engagiert sie sich zunächst im Neuen Forum und später in der SPD. Sie nutzte die sich ihr bietende Möglichkeit und wurde Kommunalpolitikerin. Von besonderer Bedeutung im Leben von Frau Gerdes ist die Bewältigung ihrer Krebserkrankung, die sie immer wieder vor existenzielle Fragen stellt.

Mit Frau Wicherts Kurzporträt (s. Kapitel 1.3) wird eine Frau beschrieben, die nach der Wende zu den leistungsgeminderten älteren Arbeitslosen gehört. Diese Situation muss vor dem Hintergrund einer problematischen biografischen Entwicklung gesehen werden. Frau Wichert leidet unter chronischen Krankheiten und körperlichen Behinderungen, sie gibt früh ihren Beruf auf, um die Eltern und den behinderten Bruder zu pflegen. Die erste Ehe wird geschieden, der zweite Mann stirbt kurz nach der Heirat bei einem Unfall. Nach dem Tod der Eltern arbeitet sie halbtags als Hilfsköchin und wird nach der Wende arbeitslos. Chronische Krankheiten (erbliche Gelenkerkrankung, Diabetes, Rückenleiden) geben den Hintergrund dafür ab, froh zu sein, nicht mehr arbeiten zu müssen. Bis zum Erreichen des Rentenalters ist die finanzielle Situation angespannt, da die Witwenrente auf die Arbeitslosenhilfe angerechnet wird. Mit dem Rentnerinnenstatusverbindet sich die Empfindung, materiell abgesichert zu sein. Von besonderer Bedeutung ist in der Erzählung eine schwere Erkrankung, die indes nicht genau benannt wird.

Frau Pohlmanns Porträt (s. Kapitel 1.4) beschreibt eine Frau, die ebenfalls zu den leistungsgeminderten älteren Arbeitslosen im Zuge der Systemtransformation zu zählen ist. Sie wird zwei Jahre nach der Wende arbeitslos. Zur Zeit der DDR-Zeit verhält sie sich eher unpolitisch. Erst nach der Wende erkennt sie empört, eingesperrt gewesen zu sein. Betriebsleitung und Arbeitskollektiv werden positiv bewertet, weil diese sich während längerer

Krankheiten und Klinikaufenthalten um sie kümmerten. Als ledige Mutter zweier Kinder empfand sie mitunter Diskriminierungen. Das Leben war von der Doppelbelastung als Mutter und Alleinverdienende geprägt.

Frau Fischer (s. Kapitel 1.5) ist während der DDR-Zeit überzeugte Anhängerin des Systems und von dem politischen Ereignis der Wende schockiert. Da sie davon überzeugt ist, dass die Partei sich für die Bevölkerung einsetzt, kann sie den plötzlich ausbrechenden Hass der 1989 in ihrem Wohnort Demonstrierenden nicht verstehen. Bis 1990 als Sekretärin in der Kreisleitung der SED tätig, wird sie sofort entlassen und zieht sich enttäuscht von der Partei zurück. Der Ehemann, ein gelernter Schlosser, absolviert zu DDR-Zeiten ein Ingenieur-Fernstudium und steigt zum Betriebsleiter auf. Er war, wie Frau Fischer sowie die gemeinsame Tochter und der Schwiegersohn auch, Parteimitglied. Nach der Wende erlebt die Familie eine massive berufliche Ausgrenzung und Stigmatisierung wegen des früheren offenen Bekenntnisses zur Partei- und Staatsführung der DDR. Verschiedene Versuche des Ehepaars Fischer, sich beruflich neu zu orientieren und zu integrieren, scheitern. Während der Ehemann inzwischen Rentner ist, arbeitet Frau Fischer zum Zeitpunkt des Interviews im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei einem Wohlfahrtsverband. Sie hat die Hoffnung auf eine Anstellung auf dem ersten Arbeitsmarkt aufgegeben und kann aber noch keine Rente beantragen. Dem neuen System steht sie sehr kritisch gegenüber.

Frau Mainert (s. Kapitel 1.6) erreicht 1990 das Rentenalter. Bis dahin arbeitet sie bei einem Wohlfahrtsverband in der ambulanten Altenhilfe. 1990 entlassen, findet sie leicht damit ab, da sie bereits das Rentenalter erreicht hat. Mit dem Leben in der DDR zeigt sich Frau Mainert im Wesentlichen zufrieden. Als Christin gehörte sie keiner Partei an und ließ auch ihre Kinder nicht an der Jugendweihe teilnehmen. Dennoch fühlte sie sich nicht diskriminiert. Frau Mainert ist mit der Situation als Rentnerin zufrieden, macht sich jedoch Sorgen um die jüngeren Generationen, vor allem um ihre Kinder und Enkelkinder, die zum Teil arbeitslos sind und von ihr finanziell unterstützt werden. Damit ist zu erklären, warum die Zufriedenheit mit der eigenen materiellen Situation nicht unbedingt auch Zufriedenheit mit der Systemtransformation im Allgemeinen bedeutet. Frau Mainert gehört wie Frau Fischer (s. Kapitel 1.5) zu jenen, die sich als „Ossis“ diskriminiert fühlen und ihrerseits in den „Wessis“, die sich im Osten ansiedelten, Menschen mit negativen Eigenschaften sehen. Aus ihrer Sicht vergrößern sich die Spannungen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen eher, als dass sie sich verkleinern.

Frau Baumeister (s. Kapitel 1.7) erlebte nach der Wende eine individuelle und familienbiografische „Verlaufskurve“ (vgl. Schütze 1984) – einen Prozess, in dem die Betroffenen von den äußeren Entwicklungen getrieben werden und nur noch auf diese reagieren. Zu DDR-Zeiten arbeitete Frau Baumeister in solchen Positionen, die nur eine geringe Qualifikation erforderten und meist halbtags, da sie sich ihren Kindern widmen wollte. 1990 ist sie Arbeiterin auf einem kirchlichen Friedhof. Frau Baumeister ist nur eingeschränkt leistungsfähig aufgrund verschiedener Krankheiten wie Venenentzündung und Thrombose. Sie beschreibt, wie sich ab 1990 das Arbeitsklima verändert, Mitarbeiterinnen entlassen wurden und mehr Leistung verlangt wurde. Das erhöhte Arbeitstempo wurde nicht verkraftet; einer längeren Krankheit folgt die Aufforderung vonseiten der Kirche, die sich hier nicht anders als ein Wirtschaftsunternehmen verhält, das Arbeitsverhältnis zu beenden. Arbeitslosigkeit, psychische Krise, psychische und berufliche Probleme der Tochter, Arbeitslosigkeit des Ehemanns, Krebserkrankung und Tod des Mannes, die eigene Krebserkrankung, Erwerbsunfähigkeit und befristeter Rentenbezug markieren die biografische Verlaufskurve.

1.1 „Ausgegrenzt“

Vorbemerkung. Frau Wagner, Interview 11 (alle Orts- und Eigennamen sind anonymisiert), wurde aus der Altersgruppe II/Jahrgänge 1933–1939 für eine der Fallstudien ausgewählt, weil sie für einen typischen krisenhaften Verlauf der Erwerbsbiografie nach 1990 steht. Vor der Wende verlief diese eher „normal“ und ohne größere Probleme. Es muss also geschlussfolgert werden, dass die Systemtransformation das Leben von Frau Wagner stark veränderte. Damit verdeutlichen sich Probleme der Systemtransformation im Lebenslauf dieser älteren, ostdeutschen Frau.

Biografische Skizze. Frau Wagner war zum Zeitpunkt des Interviews 62 Jahre alt und wurde 1939 geboren. Zu ihrer Herkunftsfamilie ist im Interview nicht viel zu erfahren. Frau Wagner hatte fünf Geschwister. Sie lernte Industrieschneiderin und arbeitete unter anderem als Springerin. Wann sie heiratete, ist nicht bekannt. Ihr Mann, ein Maßschneider, leitete später einen kleineren Betrieb in der Region. Er war zum Zeitpunkt des Interviews 67 Jahre alt und somit fünf Jahre älter als seine Frau. Das Ehepaar hat eine gemeinsame Tochter. Seit 1960 lebt die Familie in einer Neubauwohnung am Rande einer Stadt in der Region. Während der Familienphase übte Frau Wagner zeitweise Heimarbeit im Auftrag ihres Betriebs aus. Als sie wieder außerhäusig erwerbstätig war, brachte sie die Tochter bei ihrer Schwester unter. Frau Wagner absolvierte eine Weiterbildung zur Meisterin und leitete daraufhin eine Abteilung. Weil ihr Betrieb „abgewickelt“ wurde, verlor sie bereits 1990 ihre Arbeit. Ihr Mann unternahm den Versuch, sich mit seinem Betrieb selbstständig zu machen, erhielt jedoch keine Kredite und trat unfreiwillig mit 57 Jahren in den Vorruhestand ein. Nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit nahm Frau Wagner an einer vom Arbeitsamt finanzierten Umschulung zur Hotelfachkraft in einer Hotelfachschule teil. Sie legte die Prüfung bei der IHK erfolgreich ab, fand jedoch keine Stelle. Schließlich absolvierte sie eine Weiterbildung zur Maßschneiderin, wiederum ohne eine Arbeit zu finden. Im Rahmen dieser Weiterbildung machte Frau Wagner ein Praktikum beim Demokratischen Frauenbund in ihrer Heimatstadt. Dort bekam sie dann auch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zugewiesen. Nach diesem Jahr war sie wieder arbeitslos, bezog erst Arbeitslosengeld und dann Arbeitslosenhilfe. Inzwischen ist Frau Wagner Rentnerin. Ihre eigene Rente lag zum Zeitpunkt der Befragung laut Fragebogen zwischen 700 und 900 DM, das Haushaltseinkommen der Eheleute Wagner zwischen 1500 und 1750 DM. Die Miete beträgt etwa 300 DM. Das Ehepaar besitzt ein eigenes Auto. Frau Wagner engagiert sich ehrenamtlich beim Demokratischen Frauenbund und ist Mitglied im Seniorenbeirat.

Methodischer und theoretischer Kommentar. Die Biografie Frau Wagners kann einer bestimmten Generationslage zugeordnet werden. Die Angehörigen dieser Generation erlebten als Kinder den Zweiten Weltkrieg und die ersten Nachkriegsjahre. Diese Zeit war durch Gefahren, Unsicherheit und materielle Not geprägt, aber auch von den politisch-gesellschaftlichen Veränderungen durch den Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems. In der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR wurde eine antifaschistische und antimilitaristische Grundhaltung propagiert. Andererseits war das System stalinistisch geprägt. Über die FDJ und eine Reihe anderer Massenorganisationen wurden die Angehörigen dieser Generation in das System eingebunden. Ihre Beteiligung am wirtschaftlichen Aufbau des Landes förderte die Identifikation mit demselben. Da bis 1961 viele Menschen in den Westen flohen, herrschte Fachkräftemangel. Dadurch boten sich den Dagebliebenen Karrieremöglichkeiten. Als die DDR zusammenbrach, gehörte Frau Wagner zu denjenigen Arbeitnehmern, die auf-

grund ihres Alters zuerst entlassen wurden und auch danach nur geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatten.

Die Erwerbsbiografie Frau Wagners wurde zwischen 1990 und 2000 durch das Arbeitsamt prozessiert. Die Befragte war zwar daran beteiligt, aber nicht als die eigentliche Akteurin, die plante und eigenständig handelte. Die Frage nach Sinn und Funktion der Interventionen des Arbeitsamts drängt sich auf. Ohne diese Maßnahmen wie Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wäre Frau Wagner wie viele andere arbeitslose Frauen in die Arbeitslosen- und Sozialhilfe „abgerutscht“. Die Maßnahmen tragen zur materiellen Sicherung der Benachteiligten bei und können als „Beschäftigungstherapie“ angesehen werden. Dazu kommt, dass eine Reihe sozialer Organisationen und kultureller Initiativen in Ostsachsen ihre Aufgaben ohne das Personal aus den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gar nicht erfüllen könnte. Den Betroffenen bieten sie jedoch keine mittelfristige Perspektive; für die Organisationen ist die „Job-Rotation“ zermürend und bestandsgefährdend. Frau Wagner profitierte einerseits von dieser Prozessierung und war andererseits ihr Opfer.

Zum Leben in der DDR. Frau Wagner beantwortet die Frage der Interviewerin nach dem Leben in der DDR nicht direkt und nicht sofort. Aus dem folgenden Beitrag kann geschlossen werden, dass eine eher positive Einstellung zur DDR bestand, dies jedoch nicht offen ausgesprochen wird:

I: Und wie war Ihre Einstellung zum System der DDR? War'n Sie da zufrieden damit oder –

A: Wir sind, also, wir sind da großgeworden, in der DDR, und ich muss sagen, ja –. So lange wie alles in Ordnung war und, und lief. Und ich möchte oh sagen, sind ja bestimmte, och ganz viele junge Leute, ich seh's selber an der Familie, wenn Arbeitslosigkeit mit ins Leben eintritt, is' eigentlich Vieles am Alten wieder gut, was jetzt andersrum läuft. Da muss ich ganz ehrlich sagen, wir ham nüscht auszustehn gehabt. Wir ham unsre gute Arbeit gehabt. Wir ham verdient gut. Wir konnten uns dort och schon vieles leisten, bis of das, was eben nach außerhalb ging. Was eben durchaus ni' möglich war (Interview 11, S. 3).

Hier entsteht der Eindruck, es sei unangemessen, eine positive Meinung von der DDR zu vertreten; die Einschübe wie „ich muss sagen“ und „ich muss ganz ehrlich sagen“ weisen darauf hin. Die Haltung, die die Interviewte der Interviewerin unterstellt, ist die der Kritik an den Zuständen in der DDR. Insofern schränkt Frau Wagner ihre positive Haltung ein: „So lange wie alles in Ordnung war und lief“. Demnach gab es eine Zeit, in der alles in Ordnung war, und eine, in der es nicht so lief. Diese Darstellung bezieht sich nicht nur auf frühere Einstellungen; die nächste Sequenz verdeutlicht dies: „Wenn Arbeitslosigkeit mit ins Leben eintritt, ist eigentlich vieles am Alten wieder gut.“ Frau Wagner vergleicht die frühere mit der jetzigen Situation. Angesichts der Arbeitslosigkeit heute war in der DDR vieles besser. Daraus folgt eine positive Bewertung der Lebenssituation vor der Wende.

Hierbei ist nicht bemerkenswert, dass frühere Bürgerinnen der DDR die damalige Zeit positiv bewerten, sondern wie mit dieser Einstellung umgegangen wird. Gegen die jetzige mehrheitliche Meinung wird eine „ehrliche“ Position bezogen. Frau Wagner und ihr Mann sind zu DDR-Zeiten offenbar beruflich relativ erfolgreich; sie sind der Auffassung, dass man in Ostdeutschland etwas „werden“ konnte:

Man konnte sich fortbilden als Frau, och ohne große Gebühren. Man hat uns eben ein Ingenieurstudium angeboten, wo man gehen konnte. Also, wer bei uns in der DDR damals nüscht geworden is', der wollte wahrscheinlich ni'. So muss ich das immer sagen, denn grade die Bildung und die Fortbildung, die hatte man bei uns und hatte man ohne Geld, wo jetzt ja das Geld wieder eine gro-

ße Rolle spielt und doch manche wahrscheinlich, an den jungen Leuten, zurücktreten müssen, weils Geld in der Familie ni' reicht (Interview 11, S. 4).

In der DDR hatte jeder die Chance, etwas zu werden, und wenn er keinen Erfolg hatte, lag es an ihm selbst, wird ausgeführt. Heute, so die Befragte weiter, ist eine gute Ausbildung von den Finanzierungsmöglichkeiten abhängig. Die positiven Seiten des DDR-Systems werden im Vergleich mit heute deutlich gemacht. So war die Anerkennung der Frau in der DDR gegeben. Positiv bewertet wird darüberhinaus das Zusammengehörigkeitsgefühl:

Na ja, ich muss sagen, wir war'n ja als Frauen schon immer, durch dass ich och immer 'n bisschen 'ne leitende Funktion hatte, war'n wir als Frauen eigentlich immer bestätigt. Und das Zusammengehörigkeitsgefühl, das kommt jetzt immer mehr wieder noch in' Vordergrund. Wenn so 'ne Brigade von dreißig Person eben war, die hielt zusamm (Interview 11, S. 4).

Frau Wagner erlebte die DDR positiv und konnte bis zur Wende berufliche Erfolge nachweisen. Umso deutlicher gestaltet sich der Kontrast zur Erwerbsbiografie seit 1990.

Das Erleben der Arbeitslosigkeit. Den Beginn der Arbeitslosigkeit bewertet Frau Wagner als den „schlimmsten Schritt“ in ihrem Leben:

Ja, das muss ich Ihnen sagen, das is' eigentlich der schlimmste Schritt gewesen in meinem ganzen Leben bisher, weil man ja das durchaus ni' wollte, ni' wahr. Das, das war 'ne Entlassung, ich konnte es mir ni' gut vorstell'n, weil ich arbeiten will. Weil ich arbeiten will und, und arbeiten, also überhaupt kein Anlass sah, irgendwie meine Berufstätigkeit aufzugeben. Und durch 'ne Kündigung, also ich selber empfand's ee bisschen böse. (...) Und muss oh sagen, offs Arbeitsamt gehen, fand' ich noch schlimmer. (...) So als, als Mensch, da is' man eben erzogen gewesen, dass das, wer zum Arbeitsamt gehn muss, das sin' welche, die ni' arbeiten woll'n. Aber ni' welche, die arbeiten eigentlich woll'n (Interview 11, S. 9).

Das damalige Erleben steht in starkem Kontrast zur Einstellung gegenüber der eigenen Erwerbstätigkeit und zum Arbeitsamt.

Wir war'n immer der Meinung, wir finden schon wieder 'ne Arbeit. War'n oh so eingestellt, wer keene Arbeit findet, der is' ni' willig zum Arbeiten. Aber da mussten wir uns schnell eines Besseren belehren lassen. Dass es wirklich so ist, dass die Altersgruppen dann eine große Rolle spielen. War ja immer wieder bis achtundzwanzig, bis fünfunddreißig die Jahrgänge, die sind gefragt gewesen. Aber alles andere is' wirklich schlecht (Interview 11, S. 2).

Frau Wagner wollte arbeiten und wurde trotzdem entlassen. Zum Arbeitsamt zu gehen ist eine Diskriminierung, ebenso die Erfahrung, dass die Altersgruppe nicht mehr gefragt ist:

(...) dass, wie gesagt, unsere Altersgruppe eine ganz schlechte is'. Wobei jede Altersgruppe ja ihre Probleme hatte, aber unsere eene ganz schlechte war. Und ich muss sagen, so mit über fünfzig Jahr'n dann zum Arbeitsamt zu gehen und zu sagen: „Ich hab keene Arbeit“, das is' eigentlich bedrückend, und das is' och das, was of den Menschen so gewirkt hat. Depressiv geworden. Gesucht, wo Arbeit irgendwo is'. Man war och mit 'ner niederen Arbeit zufrieden. Aber wie gesagt, unsere Altersgruppe war nimmer gefragt (Interview 11, S. 1).

Das Erlebnis der Arbeitslosigkeit ist ein bedrückendes Ereignis, das eigene Einstellungen in Frage stellt. Obwohl Frau Wagner bereit war, gering qualifizierte und bezahlte Arbeiten anzunehmen, gelingt die Rückkehr in die Erwerbstätigkeit nicht. Hinzu kommt die finanzielle Unsicherheit:

Und weil sich gar nüscht tat. Die Arbeits-, die Monate mit dem Arbeitslosengeld rückten ja immer näher. Es war ja oh ni', dass es unbegrenzt is'. Und daraufhin hab' ich mir eben die Arbeit als Umschulung gesucht. Und da stand zur Debatte entweder Rechtspflege oder hier Hotel. Und das nächste, was eben im, im Plan drinne war vom Arbeitsamt, war diese Hotelfachschule. Und da hab' ich gedacht, na ja gut, eh' du gar nüscht hast (Interview 11, S. 9).

Eine fremdbestimmte Prozessierung wird deutlich. Frau Wagners Anspruch auf Arbeitslosengeld war zeitlich begrenzt (für ältere Arbeitslose umfasst dieser zwischen 660 und 720 Tage). Aus dem Material ergibt sich, dass dieser Anspruch fast ausgeschöpft wurde. Das Ablaufen der Frist übte einen großen Druck aus. Die Formulierung „habe ich mir die Arbeit als Umschulung gesucht“ weist darauf hin, dass diese Umschulung und auch der damit verbundene finanzielle Status, eigentlich eine Ausbildung, als Arbeitersatz fungiert. Die Hotelfachschule wurde gewählt, nicht weil diese den Interessen und Begabungen entsprach, sondern weil es die als nächstes vom Arbeitsamt geförderte Maßnahme war – „Na ja gut, eh' du gar nichts hast“.

Kurzkommentar. Die arbeitslose ältere Frau wird in der Umschulung untergebracht. Eine einzelfallbezogene Beratung hätte darin bestanden, einerseits Frau Wagners Chancen auf dem Arbeitsmarkt und andererseits ihre Begabungen und Voraussetzungen zu prüfen. Umschulungen, die zu keinen verbesserten Chancen auf dem Arbeitsmarkt führen, wirken kontraproduktiv. Sie behindern die Eigeninitiative der Betroffenen und führen zu verlorenen Jahren, die besser hätten genutzt werden können. Frau Wagner nahm zwei Jahre an der Umschulung teil.

Und muss sagen, dass is' in dem Alter, komm' die Sprachen dazu, (...) is' das eigentlich schwer gewesen. Wo doch einige kapituliert haben und –. Es ist was für junge Leute, und och das Ergebnis hat's dann gesagt, man kann noch so'n guten Abschluss machen, in dem Alter is' man nicht mehr gefragt (Interview 11, S. 2). ...

A: Und eben 'ne komplette Ausbildung, mit Praktikum und IHK-Abschluss.

I: Und wie haben Sie dort die Arbeitssituation empfunden? Oder überhaupt die Zeit?

A: Ach, die Zeit, das war hier hinten bei uns glei' im, im X-Hof [Anonymisierung – d. A.], ehemals, also ein ehemaliger Betrieb, hier hinten. Das war 'ne Ausbildung, als wenn ich eben als junger Mensch zur Ausbildung geh', nach der Schule. Das war ja direkt eene Ausbildung. (...) Und da musste man sich eingliedern. War'n ja Mädchen von achtzehn bis – wir Ältere. Und das lief eigentlich ganz gut, muss ich sagen. Viel vermittelt gekriegt. Viel Lehrmaterial gekriegt. Eingekleidet wurden. Also, da ham'se uns wirklich alles geboten, was die Ausbildung zu bieten hat (Interview 11, S. 10).

Frau Wagner kapitulierte nicht wie andere Kursteilnehmerinnen, sondern schloss die Ausbildung erfolgreich ab. Ein guter Abschluss brachte sie jedoch nicht weiter, weil sie wegen ihres Alters nicht mehr gefragt war. Auch die anschließenden Vermittlungsbemühungen blieben erfolglos:

Die Arbeitsvermittlerin vom Arbeitsamt, die gab sich dann im Anschluss wirklich ganz viel Mühe. Wollte mich vermitteln. Natürlich in die Verwaltung, Rezeption oder so een Bereich. Und selbst mit Förderung vom Arbeitsamt is' keener gewillt gewesen, so 'ne ältere Person dort einzustellen. So muss man das klipp und klar sagen. So dass die, die Ausbildung praktisch zwar gemacht worden ist, möchte sagen, für mein persönliches Leben och sehr gut war. Zumal och noch Fremdsprachen dabei war'n. Und grade, was den Tourismus angeht, wo wir Rentner ja jetzt unsere Reisen machen und ausgiebig machen, das muss ich sagen. Äh, bissel Sprachkenntnis zu haben, so of diese Art und Weise erlernt zu haben, das is' schon ganz positiv (Interview 11, S. 2).

Frau Wagner kann der Umschulung durchaus etwas Positives abgewinnen. Als Rentnerin, die viele Reisen unternimmt, kann sie ihre neuerworbenen Fremdsprachenkenntnisse gebrauchen. Damals jedoch war sie 55 Jahre alt und wieder arbeitslos:

- A: Und, na diese, diese Fortbildung hab' ich noch gemacht. Und ansonsten die Zeit immer überbrückt mit Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe, hab' ich och bezogen, weil's Arbeitslosengeld nimmer reichte bis zur, bis zum Eintritt in die Rente (Pause). Na ja, und da war die Wendezeit, muss ich sagen, ich hab' angefang' mit hundertpaar'nsechzig Mark oder hundertpaar'nvierzig Mark wöchentlich. Als Arbeitslosengeld, also. Das sind erstma' solche Sachen, die se verarbeiten müssen, da, da is' man ni' jubelnd und sagt, nu' hier, was hat mir die Wende gebracht. (...) Das is' erste Mal wirklich deprimierend. Mei'm Mann ging's ähnlich so. Der hat ein Betrieb geleitet, hier so'n kleen' Betrieb. Der wollte sich weiter -, der ist drüben gewesen, um, um Teilhaber zu sein, irgendwo - (pffff) das Alter. Sie kriegen keen Kredit von der Bank und, und es is' nüscht. Das Alter war ni', der musste oh mit siebenundfuffzig ofhörn zu arbeiten.
- I: Mhm. Und wie hat sich das dann of Ihr Leben ausgewirkt?
- A: Also in der Zeit, muss ich sagen, man kümmert sich und man geht immer wieder och of Arbeitssuche, muss ich sagen, wenn sich irgendwo was anbietet (Interview 11, S. 11).

Die finanziell schwierige Situation und erfolglose Arbeitssuche prägen die Zeit. Was die „Wende“ gebracht hat, ist „deprimierend“. Frau Wagner nahm später an einer Fortbildung zur Maßschneiderin teil und erhielt eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme beim Demokratischen Frauenbund. Dort half sie älteren Menschen in der Hauswirtschaft und beim Umändern von Kleidung. Diese Tätigkeit, die sie später ehrenamtlich fortsetzte, entsprach ihren Neigungen:

Na ja, ich würde das schon anknüpfen, ich war vorher och, äh, gesellschaftlich tätig und habe mich jetzt genauso engagiert. (...) Erstens mal, um eben in der Zeit, wo man keene Arbeit hat, wo man zu Hause alleine war, wieder ein Anlaufpunkt zu haben. Und war eigentlich immer so eingestellt, wo Hilfe gebraucht wird, da muss sich irgendjemand dafür finden und irgendein Verein oder eine Gruppierung findet sich schon, wo man dann Halt kriegt und wo man mitarbeiten kann, um was zu bewegen (...) und selber och 'ne Bestätigung zu haben (Interview 11, S. 5).

Die berufliche und später ehrenamtliche Arbeit erfüllt mehrere Funktionen: Anlaufstelle und Möglichkeit, nicht arbeitslos zu Hause zu sitzen, Halt, Bestätigung und das Gefühl, etwas bewegen zu können. Nach dieser Maßnahme schließt sich wieder Arbeitslosigkeit an; Frau Wagner bezog bis zur regulären Rente Arbeitslosenhilfe. Die zehn Jahre zwischen Wende und dem Beginn des Rentenalters sind eine Zeit, die „überstanden“ wurde:

- I: Mhm. Und sind Sie jetzt, ham Sie sich jetzt in der BRD eingelebt? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben in der BRD?
- A: Doch. Doch. Ich meine, wir ham die zehn Jahre überstanden. Bei mir warn's zehn Jahre, ich musste ja glei' nach der, weil der Betrieb kaputt ging, glei' nach der Wende eben raus. Die Jahre ham wir überlebt. Und könn' eigentlich jetzt in Ruhe und Frieden das tun, worauf wir Lust ham (Interview 11, S. 3).

Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Umschulungen und Weiterbildungen stellen Möglichkeiten dar, die Zeit zu überbrücken. Das Erreichen des Rentenalters bringt Erleichterung mit sich:

- A: Und dann kam die Rente.
- I: War das für Sie -
- A: Das war, muss ich sagen, een, ein moralischer Schnitt wieder, weil man sagen kann, nun brauch' ich endlich nimmer dorthin zu gehen, nun krieg' ich jeden Monat mein Geld, was ich mir verdient habe (Interview 11, S. 13).

Mit dem Erreichen des Rentenalters entfällt die Verpflichtung, sich regelmäßig beim Arbeitsamt zu melden. Dazu kommt das monatliche, sichere Einkommen. Mit der Rente wird die Vorstellung verbunden, dass dieses Geld verdient ist. Von daher kann hier von einem „verdienten“ Ruhestand gesprochen werden, bei dem die Rente die nachträgliche Entlohnung für geleistete Arbeit versinnbildlicht.

Kurze Diskussion. Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen haben die Funktion, eine Wiedereingliederung der Arbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt zu ermöglichen. Davon kann in dem betrachteten Fall keine Rede sein. Hier handelt es sich vielmehr um Maßnahmen, die Betroffenen vorübergehend zu beschäftigen und ihre finanzielle Versorgung für eine Zeit zu sichern. Beides ist sinnvoll, wenn eine Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt nicht möglich ist. Ob jedoch die Maßnahmen als solche sinnvoll waren, ist fraglich. Frau Wagner wurde unter ein bürokratisches Programm des Arbeitsamts subsummiert, eine Prüfung der künftigen Chancen auf dem Arbeitsmarkt und der individuellen Voraussetzungen fand nicht statt. Die Subsumtion unter Programme und Pläne war auch in der DDR ein verbreitetes Muster, das hier reproduziert wird. Das Muster führt zu Unterordnung und Unselbstständigkeit. Der Tourismus als Wirtschaftsfaktor spielt in der Region durchaus eine Rolle, doch bei der hohen Arbeitslosenquote ist die Nachfrage nach Arbeitsplätzen größer als das Angebot. Ein weiteres Interview verdeutlicht, dass im Gaststätten- und Hotelgewerbe billige, ungelernete und jüngere Arbeitskräfte bevorzugt beschäftigt werden. Möglicherweise hätte Frau Wagner einen Arbeitsplatz gefunden, wenn sie aus der Region weggezogen wäre. So aber weckten die Umschulungen und Weiterbildungen falsche Erwartungen. Faktisch liegt hier eine Beschäftigungstherapie ohne berufsbiografische Relevanz vor, öffentliche Gelder wurden dafür verausgabt, wertvolle Lebenszeit verstrich.

Lebensstandard: Das Haushaltseinkommen des Ehepaars Wagner liegt etwas über dem durchschnittlichen Haushaltseinkommen in der Region, es ist jedoch aufgrund der strukturellen wirtschaftlichen Krise als relativ niedrig zu bewerten. Frau Wagner selbst scheint nicht ohne Abstriche zufrieden zu sein:

I: Mhm. Und haben Sie manchmal so finanzielle Nöte? Wo Sie sagen, da wird's knapp?

A: Ne, die machen wir uns ni', woll'n wir ma' so sagen. Die machen wir uns ni', ganz einfach, weil, wenn wir uns das ni' leisten könn', leisten wir uns das ni'. Und damit machen wir uns den Zwang, dass wir Nöte haben, also bis jetzt' ni'. Weil wir eben ganz einfach sagen, was ni' is', is' ni', da verzichten wir droff. Da würde man schon manchmal großzügiger leben. Grade mal Theater- oder Konzertbesuch mehr (Interview 11, S. 16).

Die Interviewerin fragte nicht nach dem Lebensstandard, sondern nach finanziellen Nöten. Diese Frage bildet den inhaltlichen Rahmen für die Antwort. In finanzielle Not gerät ein Mensch, wenn er ein zu geringes Einkommen hat oder wenn er über seine Verhältnisse lebt. Auf diese zweite Lesart bezieht sich die Antwort. Frau und Herr Wagner sind bestrebt, ihren Lebensstil ihrem Haushaltseinkommen anzupassen und so finanzielle Nöte zu umgehen. Was sie sich nicht leisten können, darauf verzichten sie. Frau Wagner beklagt sich nicht direkt, klar wird aber, dass sie sich gern mehr „leisten“ würde. Bei der Einschätzung des Lebensstandards muss berücksichtigt werden, dass Frau Wagner ihre Tochter und deren Familie unterstützt und sie selbst die finanzielle Situation der westdeutschen Rentner zum Vergleich nimmt:

I: Mhm. Und ham Sie das Gefühl, ähm, dass Sie bei der Rentenberechnung benachteiligt worden sind?

A: Ja, muss ich sagen, für das Ganze, och mit den, mit den Werten schaffen (...). Wenn ich eben in der BRD von Anfang een, ein Rentner gewesen wär', hätt' ich mir andre Werte schaffen könn', als was ich hier hatte. Das muss ich, das muss ich schon sagen. Da sind wir, wir sind ja aus'm Betrieb rausgegangen, und da muss ich oh wieder sagen, die Leichtindustrie, mit Abfindungen, manche ham ja nu' wirklich schöne Abfindung gekriegt, da war bei uns ja nüscht. Der Betrieb wurde platt gemacht und fertig isses. Da ham wir drei-, viertausend Mark gekriegt, und da war die Sache abgetan. Da sind die Frau'n eben raus und weg (Interview 11, S. 14).

Die Fragestellung der Interviewerin ist nicht neutral, sie enthält eine „Ladung“. Frau Wagner antwortet entsprechend und verweist auf die Einkommensunterschiede in Ost und West. Die Benachteiligung liegt darin, dass sie sich in der DDR keine wirklichen Werte schaffen konnte.⁵² Eine weitere Vergleichsebene bietet die jüngere Generation:

(Räuspert sich) An und für sich sagen wir immer, unsere Rente is' gesichert. Mehr Angst ham wir um die nächste Generation, die och ee ma' zu einer Rente komm' müsste, um dann leben zu könn'. (...) Aber wir in unsrer Generation denken immer, brauchen keene Angst vor der Zukunft ham, finanziell (Interview 11, S. 15).

In diesem Vergleich stellt sich die Situation als Rentnerin als die bessere dar. Frau Wagners Sicht auf die Zukunftsperspektiven der jüngeren Generationen ist pessimistisch. Das hat einen durchaus realen Hintergrund: Das Rentenreformgesetz von 1992 stellt langzeitarbeitslose Frauen und Männer schlechter. Diese müssen erhebliche Abschläge (bis zu 18%) hinnehmen, wenn sie vor dem 65. Lebensjahr in Rente gehen. Dazu sinkt die Rentenhöhe entsprechend der Zeiten von Arbeitslosigkeit durch geringere Beiträge und kürzere Beitragszeiten. Ähnliche Hinweise finden sich nicht nur ein Mal in den vorliegenden Interviews – die befragten älteren Frauen schätzen ihre Situation als Rentnerin vergleichsweise gut ein, wegen der schlechten allgemeinen Situation sind sie allerdings keineswegs optimistisch.

Alter: Hinsichtlich der Wahrnehmung des eigenen Alters äußert sich Frau Wagner wie viele andere Frauen auch:

I: Und ab wann is' dann 'ne Frau alt?

A: Tja, ich würde sagen, wenn sich Gebrechen einstell'n. Wenn ma' ni' mehr so kann wie man möchte. (...) Dann würd' ich sagen, dann, dann muss man sich Gedanken drüber machen, dann is' man alt geworden. Aber so, nö.

I: Und sehn Sie sich als alt?

A: Nö, nö. Möchte ich eben och noch gar ni' (Interview 11, S. 16).

Frau Wagner setzt Alter mit Gebrechlichkeit gleich. Dieses Alltagsverständnis kontrastiert maximal zu sozialgerontologischen Diskussionen, mit denen Alter weiter gefasst wird. Hier wird Alter im Gegenteil eingegrenzt. In anderen Zusammenhängen gibt Frau Wagner dem Alter eine andere Bedeutung, zum Beispiel, wenn sie sich als ältere Arbeitnehmerin ausgegrenzt fühlt. Das Gefühl von Alter hat auch einen Beziehungsaspekt:

A: (...) das is' für sozial Schwache und für Ältere, die sich das ni' leisten können, in ein anderes Konzert zu gehn. Wenn wir da so als Betreuer mitgeh'n, dann, dann fühl'n wir uns ganz jung. Und dann gib'ts alte Leute. So sieht man das Verhältnis dazu dann. Da denkt man, hier pass' ich eigentlich noch gar ni' dazu, obwohl wir das Alter och haben und Rentner sind. Muss man sagen (Interview 11, S. 17).

52 Dies könnte man als Kritik an der DDR interpretieren, was jedoch wohl so nicht gemeint ist.

Alt-Sein ist keine objektive Größe, alt oder jung ist man im Vergleich zu anderen. Daher ist ein abstrakter Altersbegriff wenig tauglich.

Rentnerleben: Ehe, Kinder und Enkel, soziales Engagement und Freundeskreis. Die Arbeitslosigkeit und der Rentnerinnenstatus führen dazu, dass mehr erwerbsarbeitsfreie Zeit zur Verfügung steht. Dies hat Auswirkungen auf die Ehebeziehung:

I: Zu Ihrem Partner, wenn Sie sagen, dass der och zu Hause is –?

A: Die erste Zeit, wenn beede Rentner wird'n, ha'm s'e 'ne Zeit, die sie brauchen, um sich abzuschleifen (...). Selbst das Eingemische in die Küche, wo mein Mann dann gerne mal mit ins Töpfchen guckt und wo so der Rhythmus wieder gefunden werden muss. (...) Und och der Freiraum für jeden. Er hat seine Beschäftigung, sein Hobby und ich hab meins. Und er geht zu der Zeit außer Haus, und ich zu der Zeit außer Haus. Da braucht man 'ne ganze Zeit, um sich da abzuschleifen. Da gibt och schon mal ein Wort, wo man sagt, ne, Revier und das kannst du machen und –. Doch die Zeit brauch man.

I: Und ham Sie den Rhythmus jetzt gefunden?

A: Ja, wir sind ja nu' schon lang genug zu Hause. Jetzt weeiß jeder, wo er hinmarschieren muss. (Lachen) Aber da ham se 'ne ganze Zeit, ja, wo sie, und vor allen Dingen, mein Mann hat ja oh so sehr zu tun, durch dass er so zeitig aus'm Beruf ging, da kommt das oh noch dazu (Interview 11, S. 20).

Frau Wagner benutzt das drastische Wort „abschleifen“ und macht damit deutlich, dass es für das Ehepaar nicht einfach war, sich auf die neue Situation einzustellen. Als Beispiel dient „das Eingemische in der Küche“, welche ihre Domäne, ihr „Revier“ ist. „Abschleifen“ führt zu einer räumlichen und zeitlichen Differenzierung persönlicher und gemeinsamer Sphären. Im Zentrum der Aufmerksamkeit der Befragten steht daher die Familie der Tochter, die sie gern unterstützt:

Als Oma in meiner Familie. (...) Da hab' ich meine täglichen Aufgaben, die ich zu erfüllen habe und die ich gerne mach', und da bin ich froh, dass die Enkelkinder davon profitieren könn', also Kinder und Enkelkinder davon profitieren könn'. Da hab' ich eene Bestätigung, und die andere such' ich mir, wie gesagt, in meiner gesellschaftlichen Arbeit. (Interview 11, S. 18/19)

Da meine Tochter die Kinder schon och beizeiten hatte, so dass das jetzt große Enkelkinder sind, erwachsene Enkelkinder sind, da hat sich da nüscht verändert, nö. Da 'is der Rhythmus der Oma ja immer schon gewesen. (Interview 11, S. 19/20)

Das is', das is' sehr wichtig, muss ich sagen. Und die jungen Leute, grade jetzt', wenn beede arbeiten gehen, die brauchen eigentlich och e bisschen Unterstützung, muss ich sagen. Da is' die Arbeit jetzt' so stramm, wer Arbeit hat, das merkt man immer wieder. Also, die sind schon ganz gut verbraucht, die Leute. Und da sind se ganz dankbar, wenn wir manche Arbeit abnehm' (Interview 11, S. 20/21).

Die Familie der Tochter wird materiell unterstützt, darüber hinaus übernimmt Frau Wagner wichtige innerfamiliäre Aufgaben, die Tochter und Schwiegersohn entlasten. Darüber hinaus engagiert sich die Befragte gesellschaftlich, indem sie sich für den Demokratischen Frauenbund und den Seniorenbeirat einsetzt. Ihr Mann fährt sie manchmal zu Versammlungen, da sie selbst keinen Führerschein hat.

Auch soziale Kontakte sind wichtig; das Ehepaar hat einen Freundeskreis, mit dem es sich seit 15 Jahren regelmäßig trifft:

Ne, in den Regionen sind wir ni'. Eigentlich ham wir unsre Freundschaften durchweg. Wir ham alle drei Wochen ein Treffen mit Freunden. Da sind wir acht Personen zusamm' und jeden Monat

einmal mit einem Paar zusamm'. Das sind eigentlich alles, die normale Berufe hatten, wo sich da nünscht, irgendwie, dass da jetzt' eener ee schlechtes Gewissen haben könnte oder, wie gesagt, das schlechteste Gewissen von allen is', jetzt' nach wie vor immer wieder, dass eener immer noch arbeitslos is'. (...) Aber so ham wir keene Verbindung in den Kreisen gehabt, wo vielleicht Stasi oder so was mitspielt. Das, das gab's bei uns hier ni'. Und da ham wir och keene Veränderung in der Richtung (Interview 11, S. 25).

Frau Wagner wurde gefragt, ob sich durch die Wende ihre sozialen Beziehungen veränderten. Verstanden wurde, ob sie oder die Freunde der Familie in das DDR-System verstrickt waren. Dies wird dementiert. Bemerkenswert ist die Anmerkung „dass jetzt einer ein schlechtes Gewissen haben könnte“. „Einer“ meint zum Beispiel einen Stasi-Mitarbeiter oder hohen Funktionär. Doch zu diesen „Regionen“ zählt sich die Befragte nicht, auch nicht die Freunde. Dies kann als Hinweis darauf geesehen werden, wie präsent die DDR-Vergangenheit heute noch ist.

Die nachbarschaftlichen Beziehungen bezeichnet Frau Wagner als gut, „aber mit Grenzen“. „Stubenkriechen“ gibt es nicht. Mit einer Gruppe von Verwandten und Bekannten fährt das Ehepaar regelmäßig in Urlaub. Der Garten wird gepflegt, und man besucht kulturelle Veranstaltungen.

Einschätzung: Nach eigener Einschätzung lebte Familie Wagner zu DDR-Zeiten relativ gut. Frau Wagner verstand es, die Möglichkeiten, die das alte System bot, zu nutzen und innerhalb des Betriebs beruflich aufzusteigen. Umso deutlicher zeichnet sich der Kontrast zu der Zeit nach dem Zusammenbruch der DDR ab. Die Befragte wurde arbeitslos und erlebte dies als kränkend und diskriminierend. Frau Wagner profitierte durchaus von den positiven Seiten der Systemtransformation, auch wenn für sie als Langzeitarbeitslose die negativen Seiten in den Vordergrund traten. Daher antwortet sie auf die Frage, ob sie es gut finde, in der Demokratie und in der BRD Rentnerin zu sein: „Das Schicksal hat es so gewollt.“ Frau Wagner hat eine Stigmatisierung als ältere Arbeitnehmerin hinter sich. Sie wurde Klientin eines bürokratischen Systems zur Prozessierung von Langzeitarbeitslosen. Leistungsfähig und -bereit, wurde sie dennoch ausgegrenzt. Alle diese Prozesse führen zu finanzieller Abhängigkeit und Unzufriedenheit.

Im Unterschied zur Zeit der Arbeitslosigkeit beschreibt Frau Wagner die Phase der Berentung als relativ unproblematisch. Zwischen den Ehepartnern wird eine neue Balance von Nähe und Distanz gesucht, wobei unterschiedliche Bereiche räumlich, zeitlich und sozial differenziert werden. Der nicht mehr durch den Arbeitstag vorstrukturierte Alltag muss nun selbst in Auseinandersetzung mit dem Partner strukturiert werden. Die Unterstützung der Tochter und deren Familie sowie Frau Wagners ehrenamtliches Engagement tragen zur erfolgreichen Bewältigung der Statuspassage Berentung bei.

1.2 „Erfolgreich-Chancen-Nutzend“

Biografische Skizze: Die diesen Typus repräsentierende Befragte, Frau Gerdes (Altersgruppe II/1933-1939 Geborene, Interview 3) ist in Thüringen geboren und aufgewachsen. Dort, im Süden der früheren DDR, ging sie auch zur Schule und studierte sie. Frau Gerdes hat eine Schwester. Zum Zeitpunkt des 2001 durchgeführten Interviews war sie 65 Jahre alt.

Nach der Volksschule absolvierte Frau Gerdes eine zweijährige Lehre als Facharbeiterin für Schreibtechnik. Anschließend ging sie zur Arbeiter- und Bauernfakultät und legte dort mit

18 Jahren ihr Abitur ab. Danach studierte sie Germanistik, Geschichte und Pädagogik. Frau Gerdes hätte lieber die Fächer Mathematik und Physik gewählt, wollte aber in der Stadt bleiben, in der der Freund lebte.

Mit 23 Jahren begann Frau Gerdes als Lehrerin im heutigen Land Brandenburg zu arbeiten. Zunächst war sie an einer Polytechnischen Oberschule (zehn Klassen) beschäftigt; nach drei Jahren wechselte sie in eine Berufsschule, weil sie dort in den Abiturklassen (Berufsausbildung mit Abitur im Anschluss an die Polytechnische Oberschule) unterrichten konnte. Frau Gerdes absolvierte eine berufsbegleitende Weiterbildung im Fach Englisch. Wann sie zum ersten Mal heiratete, ist nicht bekannt. Ihre Tochter kam auf die Welt, als sie 27 Jahre alt war. Die Familie zog in eine Stadt in Ostsachsen, in der die Eltern des Ehemanns wohnten und dieser eine Wohnung zugeteilt bekam. Frau Gerdes unterrichtete an einer Erweiterten Oberschule (11. und 12. Schuljahr mit Abschluss Abitur). Die Ehe scheiterte, die Befragte ließ sich scheiden. Dies war für Frau Gerdes mit großen Enttäuschungen verbunden. 1975 wechselte sie an eine andere Schule, an der ihr zweiter Mann arbeitete.

Frau Gerdes ließ sich auch von ihrem zweiten Mann scheiden. Mit ihm wohnte sie trotzdem bis zur Wende weiterhin zusammen, da er keine eigene Wohnung fand. Die Tochter brach ihr Studium ab und absolvierte eine Ausbildung zur Krankenschwester. Sie ist mit einem Ingenieur und Krankenhaustechniker verheiratet und hat zwei Kinder. Die älteste Enkelin ist 1986 geboren und zum Zeitpunkt des Interviews 15 Jahre alt.

Im Herbst 1989 nahm Frau Gerdes an Demonstrationen teil und schloss sich der oppositionellen Bewegung an. Innerhalb des „Neuen Forums“ engagierte sie sich in der Arbeitsgemeinschaft Bildung. Später kritisierte Frau Gerdes die christliche Orientierung des „Neuen Forums“; sie wollte Bildung und Gleichbehandlung für alle. Frau Gerdes wurde Mitglied der SPD und in der 1990 stattfindenden Kommunalwahl zur hauptamtlichen Dezernentin für Bildung und Kultur in einer Stadt in der Region gewählt. Als sie 1994 nicht wiedergewählt wurde, war sie 58 Jahre alt. Sie wurde zwar arbeitslos, wollte sich aber nicht mehr vermitteln lassen. Zwei Jahre später trat sie regulär in den Ruhestand ein.

Nach dem 60. Geburtstag wurde bei Frau Gerdes eine Krebserkrankung festgestellt. Es folgten Totaloperation und Chemotherapie. Die Krankheit konnte besiegt werden. Während einer Kur lernte Frau Gerdes einen Mann kennen; die Beziehung hielt aber nicht lange.

Nach der Wende musste ein Umzug erfolgen, da das Haus der Befragten abgerissen wurde. Sie zog in die Innenstadt in die Nähe der Tochter und deren Familie. Im Haus wohnt auch ihr geschiedener Mann, mit dem sie eine partnerschaftliche Beziehung unterhält.

Erwerbstätigkeit und Familie: Die Tätigkeit als Lehrerin hatte für Frau Gerdes stets große Bedeutung. Sie war bestrebt, ihre Familienplanung diesem Wunsch anzupassen. Hierzu wird ausgeführt:

Vielleicht geht es anderen Frauen nicht so, die 'ne Vorstellung haben (...), ich will mehrere Kinder, und ich will ein Haus, und ich hab' da genug damit zu tun. Das akzeptiere ich durchaus und das is' auch 'ne wichtige Arbeit. Komischerweise hab' ich immer anders gedacht. Selbst als ich noch nicht verheiratet war (...), oder am Anfang meiner Lehrertätigkeit, da wusste ich, dass ich Lehrer sein will und dass, wenn ich das sein will, nicht unbedingt mehrere Kinder haben will. Und dass ich mit dem einen Kind in der Richtung zufrieden war, meiner Tochter, und die ich mit (...) Ende 27 bekommen habe. Und dass ich kein zweites Kind wollte und auch alles getan habe, um kein zweites zu kriegen. Also richtig bewusst in der Richtung und das auch nicht irgendwie weh-

leidig betrachte. Und dass ich damit aber auch, na ja, wirklich, immer das Gefühl hatte, gleichberechtigt zu sein und sein zu wollen und finanziell unabhängig zu sein (Interview 3, S. 14).

Zwei weibliche Lebensentwürfe stellt dieser Abschnitt einander gegenüber. Der eine beinhaltet eine große Familie und ein eigenes Haus. Frau Gerdes akzeptiert diesen Entwurf und anerkennt in der Umsetzung eine „wichtige Arbeit“. Lehrerin zu sein hieß jedoch, sich bewusst für nur ein Kind zu entscheiden. Frau Gerdes' Lebensentwurf stellt den Beruf, Gleichberechtigung und finanzielle Unabhängigkeit ins Zentrum; aus ihrer Sicht konnten diese Ziele erreicht werden. Zwei Ehen waren mit großen Enttäuschungen verbunden:

(...) durch diese Trennung von meinem Mann doch och große Enttäuschungen erlebt, die ich nicht hundertprozentig vergessen kann. Und ich werde auch deshalb nicht (betont) wieder heiraten und mich da festlegen. Das wär' mir sicher, das bleibt doch een bisschen im Hinterkopf bei aller Harmonie, die jetzt entsteht (Interview 3, S. 23).

Die Enttäuschungen bewogen dazu, sich „nicht mehr festzulegen“ und keine zu enge Partnerschaft mit dem früheren Ehemann einzugehen. Die Ziele „Gleichberechtigung“ und „Unabhängigkeit“ gewinnen eine noch größere Bedeutung.

Einstellung zum DDR-System. Frau Gerdes schloss sich 1989 der DDR-Opposition an; sie kann dem Typ der „Distanzierten“ zugeordnet werden. In der DDR war sie nicht politisch aktiv. Allerdings findet sich im Interview keine deutliche Kritik am alten System, eher Dankbarkeit:

Ich bin in der DDR groß geworden und hätte mir einfach nichts anderes vorstellen können. Ich war nie sehr politisch, sehr engagiert, nicht organisiert, und ich hatte auch deshalb keinen Ehrgeiz, Schulleiter zu werden. Mir genügte es, Lehrer zu bleiben, und dazu brauchte man nicht in die Partei zu gehen. Das kann niemand so behaupten, dass das Zwang war. Ich war mit der Tätigkeit als Lehrer ausgefüllt, und ich hab' ja erzählt mein' Werdegang in der Bildung, dass ich so den zweiten Bildungsweg gegangen bin und, (...) dass ich sehr glücklich mit diesem Weg geworden bin. Und dass ich damit, da hat sich das doch ein bisschen festgesetzt, dass ich auch dem Staat was schulde, von dem ich viel bekommen habe. Ich habe sieben Jahre studiert und Geld dafür bekommen (Interview 3, S. 15).

Frau Gerdes setzt möglicherweise voraus, dass ihre mit der Zugehörigkeit zum „Neuen Forum“ dokumentierte Opposition zum alten System der Interviewerin bekannt ist und erwähnt sie deshalb nicht besonders. In der DDR aufgewachsen, hat sie kein anderes System kennen gelernt. In obigem Zitat erscheint die DDR insgesamt positiv, da das Kind mittelloser Eltern auf dem zweiten Bildungsweg eine Hochschule besuchen und den Wunschberuf erlernen konnte. Obwohl der Beruf eine zentrale Stellung im Lebensentwurf einnimmt, wollte die Befragte für eine Karriere nicht Mitglied der SED werden. Es wird dementiert, dass für Lehrer ein Zwang bestand, in die Partei einzutreten („das kann niemand behaupten“). An einer anderen Stelle des Interviews wird erwähnt, benachteiligt gewesen zu sein, da Parteimitgliedschaft nicht gegeben war. Die Distanz in beruflicher Hinsicht ist auch aus folgender Passage herauszulesen:

(...) ganz interessante Arbeit, bloß musste man dort auch ein bisschen alles machen, und ich hab' mich von da ab schon in Englisch eingearbeitet. Und das war auch ein bisschen ein Ausweichen in den politischen Dingen, da musste man im Geschichtsunterricht in den oberen Klassen so oft zu Parteitaggen Stellung nehmen und solche Dinge und, dass ich da merkte, Mensch, eigentlich, Sprachen haben mich schon immer interessiert, und da hab' ich die Gelegenheit genutzt, 'ne langfristige Weiterbildung zu machen. Der Abschluss ist noch heute anerkannt in Englisch, und hab' dann bis zum Abitur unterrichtet (Interview 3, S. 5).

Frau Gerdes qualifizierte sich in der englischen Sprache weiter, um dem Geschichtsunterricht in den oberen Klassen auszuweichen, in dem politisch Stellung bezogen werden musste. Derartige Stellungnahmen konnten problematisch werden, wenn man die Parteilinie nicht verantworten konnte. Vom System ging ein Zwang zur Anpassung aus:

Wir wollten etwas Anderes machen, und wir wollten etwas neu machen, und das war mir ein Bedürfnis. Ich kann nicht sagen, ich habe im Sozialismus (...) gelitten. Nur insofern vielleicht, dass ich mich manchmal zurückgesetzt gefühlt habe, dass man unter dem Parteiregime eben einfach sich fügen musste, nicht das Bedürfnis hatte, dort mit in vorderer Front zu gehen, weil das ja doch letztendlich mit Parteizugehörigkeit und so weiter verbunden gewesen wäre (Interview 3, S. 1).

Eine zurückhaltende Einstellung zum DDR-System wird deutlich gemacht. Das Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem sozialistischen Staat, da er eine kostenlose Ausbildung ermöglichte, führte nicht zum aktiven Engagement. Beruflich wird ein Schwerpunkt gesetzt, der Distanz zu politischen Aussagen ermöglichte.

Leben in der Systemtransformation. Die politische Karriere begann 1989 beim „Neuen Forum“. Wegen der christlichen Prägung dieser aus der Opposition der Wendezeit erwachsenen Bewegung wechselt Frau Gerdes aber zur SPD. Sie wollte sich für Menschen mit und ohne Konfession engagieren. In der SPD wurde ihr ein Engagement in „vorderer Front“ angetragen:

Wir waren ja nun in unserem SPD-Ortsverein nicht viele Leute, und es stand die Frage, wenn wir nun bei der Stadt irgendeine Position besetzen können, wärest du bereit, als Dezernent für Bildung zu kandidieren. Das hat mich erst mal sehr verblüfft, und ich hatte da auch keine großen Vorstellungen davon und hab' aber eigentlich das in dem Bewusstsein getan, dass ich meine Zusage gegeben habe, dass ich wusste, dass vom „Neuen Forum“ ein Lehrer schon auf ein Kurs war in Potsdam und dass der sich darauf vorbereitet und dass der das machen wird. Da dachte ich, da kommt das sowieso nicht in Frage. Aber damit das von der SPD nicht so blamabel aussah, wenn wir niemanden haben, da sagst du eben ja. Und (...) (lacht) das sind ja wirklich Dinge, die heute nicht mehr passieren und die Chancen, die damals, ich sehe das heute als positive Chance, wirklich, dass wir völlig unvorbereitet in Dinge uns gestürzt haben, aber das lernen letzten Endes ja dann alle. Und es kam nach der Wahl so, dass alle Positionen von der CDU besetzt wurden bis auf eine, und die eben einfach nicht dem „Neuen Forum“, sondern der SPD übertragen wurde. Und so bin ich da Beigeordnete geworden (Interview 3, S. 2).

Frau Gerdes' politische Karriere muss vor dem Hintergrund der spezifischen zeitgeschichtlichen Situation gesehen werden. Alte politische Kader waren diskreditiert; neue, unbelastete Führungskräfte mussten gefunden werden. Damals machten Personen eine politische Karriere, auch wenn sie nicht darauf vorbereitet waren. Mit einer positiven Verlaufskurve wurde Frau Gerdes von dem Strom einer Entwicklung erfasst, die sie nicht voraussehen und steuern konnte. Aus Gründen der Parteiräson – damit es für die SPD „nicht so blamabel aussah“ – und mit der Aussicht, letzten Endes nicht gewählt zu werden, trat sie an. Daraus erwuchs eine unerwartete Chance.

Die politische Arbeit wird mit großem Engagement betrieben und im Interview entsprechend ausführlich thematisiert. Erleichternd wirkt, dass der geschiedene Mann in eine andere Wohnung zog. Die nun allein Lebende nahm unbelastet Termine, zum Teil auch an Wochenenden, wahr.

Der Weg in die erwerbsfreie Lebensphase. Nach Ablauf der vierjährigen Amtszeit wurde Frau Gerdes nicht wiedergewählt. Für die damals 58-Jährige ist dieses Erlebnis enttäuschend:

A: (Lachen) Na ja, und das war eine Enttäuschung ja. Bis vierundneunzig, wo ich aufgehört habe, ja, (...) vierundneunzig die nächste Wahl war, die ersten Wahlperioden waren noch vier Jahre.

I: Da warst du vier Jahre Dezent?

A: Vier Jahre Dezent, ja. Ich war dann achtundfünfzig, und als das Ergebnis der CDU noch besser war und (...) sie einfach auch uns nicht mehr nötig hatten und auch nicht mehr das Demokratieverständnis hatten. Es wäre beim ersten Mal auch nicht nötig gewesen, aber da haben sie der SPD eine Stelle angeboten, und dass sie das nicht mehr gemacht haben. Es war auch ein Baudezent vom „Neuen Forum“. Ja, es war im „Neuen Forum“ der Herr S. und ich von der SPD und drei andere. Also, die Mehrheit war schon gewahrt. (...) Das wollte man nicht mehr. Leisten hätte man sich das doch durchaus können. Und für mich wär's eigentlich selbstverständlich gewesen. Ich hab' eigentlich gar nicht anders gedacht. Da gehst du eben noch zwei Jahre wieder in die Schule. Englischlehrer wurden immer noch gebraucht. Und da hat eine (lacht) Bemerkung des Bürgermeisters (lacht), damals war er noch Bürgermeister, mich zum Umdenken gebracht. (...) „Du wirst doch nicht wieder in die Schule gehen!“ Hab' ich gedacht, kann ich überhaupt was anderes machen (lacht), was soll ich sonst machen, ich bin ja auch nicht angestellt worden oder was. Ja, im Landratsamt sind ja Angestellte übernommen worden. Auch das wurde nicht, es hat mir niemand angeboten. (...) Und da hab' ich gemerkt, man kann ja auch zwei Jahre arbeitslos sein. Und (...) bin in die Arbeitslosigkeit.

I: Ganz bewusst sozusagen?

A: Na ja, ich wusste zwar auch nicht, aber als ich – ich hab' mich eigentlich drüber gefreut, als ich zweitausend Mark für umsonst kriegte, war's eigentlich och nicht schlecht (lacht). Noch nie in meinem Leben hatte ich, ich hab' durchgehend immer gearbeitet (Interview 3, S. 11).

Frau Gerdes hätte an ihren früheren Arbeitsplatz in der Schule zurückkehren können, denn in ihrem Fach – Englisch – wurden Lehrer gesucht. Für sie zunächst selbstverständlich bewirkte aber eine Bemerkung des Bürgermeisters eine Umorientierung; Frau Gerdes meldete sich arbeitslos und konnte sich dadurch weiterhin politisch in der SPD-Fraktion des Stadtrats engagieren. Arbeitslosigkeit trat strategisch an die Stelle des Vorruhestands. Frau Gerdes war gleichzeitig als Reiseleiterin tätig und genoss diese Zeit sehr. Trotzdem wurde die Kommunikation mit dem Arbeitsamt als unangenehm erlebt:

Und die Erfahrung, aufs Arbeitsamt zu gehen, die war ganz bitter oder blöd. Ich wusste, dass ich das nicht wollte, und trotzdem (betont) war das ein unangenehmes Gefühl. (...) Also, es war ja nur wenige Male, und es war ja dann auch gleich so, dass ich erklärt habe, dass ich (...) das nicht mehr will. Aber das war erst später, aber der Anfang, die Aufnahme, dass sich dann so'n, in meinen Augen, een junger Schnösel hinsetzt und so tut, als sucht er für mich 'ne Arbeitsstelle, die er sowieso nicht fand. Und dass man so blöde in der Warteschlange sitzt, also ich muss sagen, das (...) is' ganz schön demoralisierend. (...) Deshalb habe ich oh Mitgefühl mit jedem, der das muss. Und jeden hört man, der sagt:... Gott sei Dank, konnte ich jetzt mit achtundfünfzig unterschreiben, dass ich nicht mehr vermittelbar bin, und ich muss nicht mehr dort hin. Also, auch das ganze Gebaren der Leute dort hat mich sehr enttäuscht. Dass sogar die hier, also von uns, (...) die von uns gekommen sind – (...) Ich hab' dagegen gekämpft und dachte, das geht dich doch gar nischt an, und trotzdem hat's mich maßlos aufgeregt (Interview 3, S. 12).

Die Praxis des Arbeitsamts demoralisiert. Da kaum Arbeitsplätze zur Verfügung stehen, wird die Suche nach Arbeit zum sinnlosen Ritual. Frau Gerdes schildert sich dabei eher als Be-

obachterin, die weniger direkt betroffen war. Sie war bereits 58 Jahre alt und konnte entscheiden, sich nicht mehr vermitteln zu lassen.

Mit Krebs leben. Das wichtigste biografische Ereignis ist für Frau Gerdes die Krebserkrankung:

Ja, weil ich mit sechzig nach einer großen Geburtstagsfeier und eem neuen Freund und allem Möglichen plötzlich festgestellt habe, dass ich krebskrank bin. Und das kam, das kam ganz plötzlich, und da merkt man dann erst mal, wenn so etwas kommt, das ist ein Einschnitt, der mit nichts zu vergleichen ist. Und da lebe ich seit (...) 1996 ein ganz neues Leben und eine ganz neue Einstellung. Ich glaub', das hat mir noch mal so das Gefühl gegeben, alles was danach kommt, ist Geschenk. Und das sind nun schon fünf Jahre. Und, und da stellt man dann die Zeichen auch ein bisschen anders. Da sieht man das alles relativ, was ist wichtig im Leben, und da ist es eigentlich doch noch mehr die Familie, neue Wohnung und alles (Interview 3, S. 17/18).

Die Erkenntnis, krebskrank zu sein, bewirkt einen „Einschnitt, der mit nichts zu vergleichen ist“. Deutlich wird der Kontrast zur „großen Geburtstagsfeier“ und dem „neuen Freund“ – Merkmalen einer positiven Lebensphase. Die Feststellung der Krebserkrankung führte zu einer neuen Lebenseinstellung, die das Bewusstsein der Endlichkeit und Begrenztheit des eigenen Lebens enthält.

Eine solche Bewusstheit war zuvor, wie bei den wenigsten Menschen mittleren Lebensalters, nicht vorhanden. Im Unterschied zu früheren Zeiten sind heute Sterben und Tod im alltäglichen Leben der Menschen jüngerer und mittlerer Generationen nicht mehr präsent. Frau Gerdes erwähnt nach der Feststellung, plötzlich mit dem möglichen eigenen Tod konfrontiert worden zu sein, einen zentralen Aspekt, mit welchem die neue Lebenseinstellung verbunden ist: „Was danach kommt, ist Geschenk“ – diese Formulierung verweist darauf, dass das weitere Leben positiv bewertet wird. Ein Geschenk ist nichts Selbstverständliches, so wie es auch das Leben nach Ausbruch und erfolgreicher Behandlung der Krebserkrankung nicht ist. Diese Krankheit kann innerhalb weniger Monate zum Tod führen, sie kann nach einer erfolgreichen Therapie nach mehreren Jahren wieder ausbrechen oder auch zum Stillstand kommen.

Die erlebte Endlichkeit des Lebens legt eine Konsequenz nahe. Wenn das Leben begrenzt ist, in wenigen Monaten oder Jahren zu Ende sein kann, stellt sich die Frage nach dem subjektiv Bedeutsamen. Das Leben wird reflektiert; es kommt zu neuen Relevanzsetzungen. Aus philosophischer Perspektive handelt es sich um eine existenzielle Fragestellung, wie es Grundfragen der Existenz die Endlichkeit des Lebens, die Frage nach dem Sinn des Daseins sind. Frau Gerdes weiß von der Ungewissheit der eigenen Lebensdauer:

Und, ich bin zwar sehr glücklich, dass ich fünf Jahre den Krebs überlebt habe, aber ich weiß auch, dass man davon nicht ganz geheilt ist. Dazu haben wir jetzt zu viele Beispiele. Dass man das auch nicht nur mit Courage oder mit Medizin schaffen kann. Das ist eben in gewisser Weise Schicksal, (...) siehe Regine Hildebrand. Und dass man tun kann, wovon man überzeugt ist, und dass man was tun muss (Interview 3, S. 31).

Andere Beispiele legen nahe, dass ihre Krankheit nach fünf Jahren Latenz nicht geheilt ist. Auch mit Mut oder Medizin mag sie nicht überwindbar sein; vielmehr handelt es sich um „Schicksal“. Frau Gerdes lebt mit dem Bewusstsein, die Krankheit nicht kontrollieren zu können. Der Krebs war der Grund, weswegen der neue Freund die Beziehung beendete:

(...) seine Frau war an Krebs gestorben, und sicher hat er Angst gehabt, dass er das noch mal erleben muss. Und das habe ich auch akzeptiert (Interview 3, S. 19).

Dass die Krankheit Krebs den Freund zum Rückzug bewegt, scheint für die Befragte kein dramatisches Erlebnis gewesen zu sein. Frau Gerdes' Tochter und deren Familie reagierten hingegen auf die Krankheit sehr besorgt:

Durch meine Operation 1996 hab' ich ja erlebt, dass meine Tochter und ihre Familie davon sehr betroffen waren. Ich fand, bald ein bisschen zu sehr und dass ich mir eigentlich die Aufgabe gestellt habe, dass ich sie noch ein bisschen bestärken muss, dass sie ihr eigenes Leben selbstständig auch führt, was sie eigentlich auch immer gemacht hat. Und dass man das deutlich macht. Und dass ich mich aber auch (betont) deshalb stark gemacht habe, um ihr klar zu machen, ich bin noch nicht, ich bin nicht so krank, dass ich von dir abhängig bin. Ich bin kein Pflegefall und ich, ich kann, und ich hab' deshalb ganz bewusst auch mein Leben weitergelebt. Und ich leg' Wert auf een großen Freundeskreis, und ich hatt' immer nach dem Tod meiner Mutter ein sehr enges Verhältnis zu meiner Schwester in Gotha (Interview 3, S. 18).

Die Krankheit bewirkt eine Veränderung der Familienbeziehungen. Die „sehr betroffene“ Tochter muss darin bestärkt werden, ihr eigenes Leben zu führen. Frau Gerdes „macht sich stark“ und betont, kein Pflegefall zu sein. Sie betreibt aktive Familienarbeit. Dieses Beispiel zeigt, dass eine schwere Krankheit in jeweils spezifischer Weise familiendynamisch bearbeitet werden muss. Die Mutter vermittelt der Tochter das Selbstbild einer starken und unabhängigen Frau, welches auch für sie selbst handlungsleitend ist. Andererseits war Frau Gerdes nicht vollkommen unabhängig von ihrer Tochter, wie das folgende Zitat zeigt:

Und, wie gesagt, dadurch, dass ich krank war und auf meine Tochter angewiesen, die mich über dreieinhalb Jahre regelmäßig gespritzt hat – diese Misteltherapie kriege ich. Es hat dreieinhalb Jahre gedauert, bis ich das selbst mache. Da (...) hab' ich mich in dieser Richtung ein bisschen abhängig gefühlt und hab gesagt, ich ziehe mit, und weil das eben einfach doch noch eine Verbesserung ist (Interview 3, S. 26).

Als gelernte Krankenschwester konnte die Tochter Spritzen verabreichen. Frau Gerdes ist auf diese Hilfe angewiesen und versucht dennoch, möglichst unabhängig zu bleiben. Das folgende Zitat drückt aus, wie stark die Zukunftsperspektive als begrenzt wahrgenommen wird und auch die Tochter die Ungewissheit des Schicksals der Mutter erlebt. Weitere fünf Lebensjahre sind nicht selbstverständlich:

Und meine Tochter hat mir jetzt erst am Sonabend gesagt, ich habe damals fast darum gebetet: noch fünf Jahre. Und die fünf Jahre sind um, und jetzt wünscht sie sich bestimmt weitere fünf Jahre, aber – aber man ist dankbar dafür (Interview 3, S. 31).

Die körperlichen Veränderungen, die die Krebserkrankung mit sich bringt und die unmittelbar die weibliche Identität betreffen, werden von der Befragten bemerkt und zugleich im Kontext des Alters relativiert:

(...) der Krebs ist ja nicht heilbar, und da hat man Glück, wenn die Operation so verlaufen ist, dass se alles, na ja, entfernt haben. Ich hatte ja Totaloperation, hab' mich auch auf nichts eingelassen hier, mit irgendwelchem Aufbau oder irgendwas wieder. Das sind ja auch Schmerzen, und es ist ja, ist leicht natürlich, wenn man sechzig gewesen ist. Das ist eben mit vierzig oder für junge Frauen viel, viel schwerer (Interview 3, S. 32).

Eine besondere Bedeutung erhält die Selbsthilfegruppe „Frauen nach Krebs“:

Und (...) durch dieses Engagement in der Gruppe „Frauen nach Krebs“ hab' ich ja auch da Kontakte gefunden, die mir völlig neu waren und die ganz wichtig sind. Ich denke, dass man in Gesprächen untereinander da so viel erfahren hat, und so viel, na ja, so viel Unterstützung auch anderen geben kann. Und (...) was ich da konnte innerhalb der Gruppe, dass wir zum Schwimmen gehen können. Da konnte ich meine Beziehungen zum See-Sportverein –, die eben Schwimmstunden haben und die uns eine Bahn dazu geben, und da konnte ich die nutzen. Oder dass wir eine Gymnastikgruppe eingerichtet haben und uns gesagt haben, das muss doch irgendwie gehen. Und dass da so ein guter Zusammenhalt, dass das wirklich allen, uns, auch mir, Kraft gibt. Dass man sich so aufeinander freut. Dass man so zusammen ist, und (...) dass man dort (betont) offen sprechen kann und Ratschläge kriegen kann. Und letzten Endes aber auch, wenn man zu solchen Kongressen gefahren ist. Heidelberg, die biologische Krebsabwehr, das war eigentlich das erste, zündende Erlebnis. (...) Das war meine erste Tat nach der Chemotherapie, die war im März zu Ende, und April, dass ich mit einer sehr engagierten Frau, die seit einem Jahr tot ist, dort hin gefahren bin. Das erste Mal wieder zugetraut habe, die Autofahrt zu machen. Und dass man dort bestärkt worden ist in dieser Einstellung. Man muss sich was zutrauen und sich nicht nur schonen (Interview 3, S. 28).

Die Selbsthilfegruppe entwickelte sich zu einer wichtigen Bezugsgruppe, die wechselseitige Unterstützung ermöglicht. Frau Gerdes ist nicht nur Empfängerin von Hilfe, sondern unterstützt ihrerseits die anderen – „so viel Unterstützung auch anderen geben kann“. Es entstehen „völlig neue“ und wichtige Beziehungen in einer Gruppe von Frauen, die sich in einer vergleichbaren, existentiellen Situation befinden. Sie werden zusammen aktiv, tauschen Erfahrungen aus und knüpfen emotional verlässliche und positive Beziehungen – „dass man sich aufeinander freut“. Die Offenheit in der Gruppe – „dass man dort offen sprechen kann“ – ist wichtig und gibt einen Hinweis auf die soziale Isolierung Krebskranker, wenn es um das bedrohliche Thema geht. Von der Krankheit nicht Betroffene wollen sich häufig nicht mit dem belastenden Thema konfrontieren lassen. Die gemeinsame Betroffenheit von dem ungewissen Verlauf der Krankheit wird nebenbei in einem Halbsatz erwähnt: Die engagierte Frau, mit der Frau Gerdes auf den Kongress fuhr, ist seit einem Jahr tot. Die Teilnehmerinnen der Gruppe bestärken sich wechselseitig darin, sich mehr zuzutrauen, sich nicht nur zu schonen. Die Gruppenmitglieder entwickeln sich zu Expertinnen ihrer Krankheit, die ihre Interessen gegenüber den Medizinerinnen und der Umwelt vertreten. Dieser Aspekt wird in folgendem Zitat deutlich:

Aber dass es eben auch sehr schwierig ist für Leute, die nicht so die Möglichkeiten haben, sich zu orientieren, denn es ist jetzt der mitdenkende Patient eigentlich gefragt. Man muss den Ärzten manches selbst erklären und erklären, was man will, und was man braucht. Und so von biologischer Krebsabwehr, da will nicht jeder Arzt was wissen oder kennt es einfach nicht. Aber man muss so einen Arzt haben, der sich dafür mit interessiert und einen dabei unterstützt. Eben zum Beispiel die Misteltherapie. Und, da fallen wahrscheinlich auch viele Frauen durchs Sieb, die das nicht können. Nicht die Initiative ergreifen, nicht wegkommen und sich nicht genügend umsehen, und da ist natürlich die Selbsthilfegruppe das Mittel, um sich stark zu machen, um Ärzte, Fachleute einzuladen dazu (Interview 3, S. 31).

Es entsteht eine Lobby krebskranker Frauen, die ihre Interessen wirksam vertritt.

Interpretation. Die Krankheit bewirkt eine Veränderung der sozialen Identität. Eine neue Einstellung zum Selbst entsteht, das Schicksal wird angenommen und sich auf das Wichtige im Leben besonnen. Das Selbstbild vom Körper verändert sich. Die Mitglieder der Selbsthilfegruppe werden zu signifikanten Bezugspersonen. Es handelt sich um eine Gemein-

schaft von Frauen, die in besonderer Weise von existenziellen Fragen betroffen ist. Bei der Bewältigung der Krankheit kann Frau Gerdes auf frühere Ressourcen zurückgreifen.

Das Leben als Rentnerin. Frau Gerdes ist mit der Rente zufrieden. Zur Angestelltenrente kommt eine Zulage für die vier Jahre Tätigkeit als Wahlbeamtin sowie eine Zusatzversicherung als Lehrerin. Das Haushaltseinkommen wird im Fragebogen mit 1250 bis 1500 Euro angegeben. Wie andere Befragte auch unterstützt sie die Familie der Tochter in finanzieller Hinsicht. Der Beziehung zur Familie wird eine große Bedeutung beigemessen, wie an folgender Stelle und an verschiedenen anderen des Interviews deutlich wird:

(Tief Luft holend, lachend) Na, das ergibt sich nun wieder durch meine persönlichen Verhältnisse. Dass ich erstens mal sehr glücklich drüber bin, dass die Familie meiner Tochter im Nachbarhaus wohnt. Und ich das Werden und Gedeihen meiner Enkelkinder miterleben kann. Und och beeinflussen kann und unterstützen kann. Das versuche ich nach besten Kräften, so viel ich kann. Und das hoffe ich noch 'ne ganze Weile machen zu können, da gerade meine Tochter gesundheitlich sehr angeschlagen ist und nur vier Stunden arbeitet und sie mit dem Geld sehr rechnen müssen, und dass, na ja, dass alles so harmonisch zwischen uns geht (Interview 3, S. 21/22).

Die Tochter arbeitete als Krankenschwester, ließ sich aus gesundheitlichen Gründen umschulen und führt nun Abrechnungen am Computer durch. Aus ihrer Sicht unterstützt und „beeinflusst“ Frau Gerdes die Familie der Tochter, nimmt bestimmte Aufgaben wahr, ist eine wichtige Person. Frau Gerdes erbte zusammen mit ihrer Schwester das Haus des Onkels, das in Thüringen liegt. Doch sie kann sich nicht vorstellen, dorthin zu ziehen, weil sie in der Nähe ihrer Angehörigen bleiben will.

Frau Gerdes unterhält wieder eine Beziehung zu ihrem geschiedenen Mann, der im gleichen Haus in einer eigenen Wohnung lebt. Beide „wirtschaften“ für sich, unterstützen sich gegenseitig, unternehmen gemeinsame Spaziergänge. Die Probleme des Mannes belasten Frau Gerdes mitunter:

Man leidet mehr als man denkt, man kann es auch nicht von sich weisen, dass mein Mann krank ist, und das schon über ein Jahr, nach einer Lungenentzündung jetzt Depressionen hat und praktisch nicht in der Lage ist, sei'n Alltag zu organisieren. Dass bis jetzt die Hoffnung besteht, dass das wieder vorbei geht, aber ich dann immer das letzten Endes machen will für ihn, er es auch nicht machen lässt. Aber dass dadurch auch so vieles liegen bleibt und wir nicht richtig planen können, na ja, und da kriegt man seine Grenzen gezeigt. Sonst wär's ja auch zu schön (Interview 3, S. 22).

Frau Gerdes schildert sich als Helferin, die sich Grenzen setzen lassen muss und hofft, dass die Krankheit wieder „vorbei geht“.

Das ehrenamtliche Engagement in der SPD wird aufrecht erhalten. Frau Gerdes meint, Rentner sollten stärker ehrenamtlich tätig sein. Ämter werden nun aber zurückhaltender angenommen, um mit den Kräften hauszuhalten. Regelmäßiges Schwimmen und Gymnastik zusammen mit den „Frauen nach Krebs“ verleihen nach der Krankheit und Schwächung durch die aggressive Behandlung derselben neue Lebenskräfte. Über die Selbsthilfegruppe hinaus bestehen Kontakte zu einem großen Freundes- und Bekanntenkreis.

Abschließende Interpretation. Wesentlich für Frau Gerdes' Selbstbild ist eine starke Frau, die ihren Weg geht und ihr Leben aktiv bewältigt. Diese starke Frau erscheint in Frau Gerdes' Erzählung in verschiedenen Variationen: Die in der DDR gegebene Chance, das Abitur zu machen und anschließend zu studieren, wird wahrgenommen. Der Berufswunsch

Lehrerin wird erreicht. Die berufliche Arbeit als Lehrerin hat höchste Priorität, Familienplanung wird darauf bezogen, indem die bewusste Entscheidung für nur ein Kind getroffen wird. Die sich mit dem Angebot eines verwaltungspolitischen Amtes bietende Chance wird ergriffen, als es nicht mehr zur Wiederwahl kam, wird eine subjektiv optimale Anschlusslösung gefunden. Die Trennung vom Ehemann wirkt unterstützend in der arbeitsintensiven Hochphase des Amtes. Eine Krebserkrankung wird aktiv und erfolgreich bewältigt. Stark sein, bedeutet auch, der Tochter bei der Bewältigung der eigenen Krankheit und des alltäglichen Lebens zu helfen. Biografische Krisen werden eher in sozialen Beziehungen, vor allem in Liebesbeziehungen, erlebt.

Die Krebserkrankung führt zu einer Veränderung der sozialen Identität. Durch die reale Gefahr, an der Krankheit zu sterben, beginnt eine Auseinandersetzung mit existentiellen Fragen und die Besinnung auf das Wichtige im Leben: die Beziehungen zur Tochter und zu den zwei Enkelkindern sowie zu den Frauen in der Selbsthilfegruppe.

Zwischen der erfolgreichen Bewältigung einer schweren Krankheit und der befriedigenden Bewältigung von Altern gibt es Ähnlichkeiten. Mit zunehmendem Alter rückt die Frage nach der zeitlichen Begrenztheit und dem eigenen Tod stärker ins Bewusstsein. Individuell erfolgreich Altern meint die sinnvolle Gestaltung des Lebens vor dem Hintergrund dieser existenziellen Fragen und die Bewältigung der damit zusammenhängenden Probleme. Dabei erhält die Lebenszeit eine größere Bedeutung, da begrenzt und daher wertvoll. Werte, Ziele und zwischenmenschliche Beziehungen werden überdacht und neu formuliert. Familienbeziehungen werden in ihrer Bedeutung aufgeladen. Eine lebensbedrohliche Krankheit beschleunigt und verschärft diese Prozesse, die für das Altern wesentlich sind.

Vor diesem Hintergrund steht Frau Gerdes für jenen Typus von Frauen, der in der vorliegenden Studie im Hinblick auf Erleben und Umgang mit der Nachwendezeit als der „Erfolgreich-Chancen-Nutzende“ herausgearbeitet wurde.

1.3 „Leistungsgemindert“

„Leistungsgemindert arbeitslos“

Biografischer Überblick: Frau Wichert (Altersgruppe II/1933-1939 Geborene, Interview 12), die diesen Typus repräsentiert,⁵³ ist 1939 in einer Stadt in der Region geboren. Über ihr Herkunftsmilieu ist wenig zu erfahren. An einer Stelle des Interviews wird ausgeführt, aus einem Elternhaus zu stammen, in dem auf ein „geistvolles Leben“ geachtet wurde. Vermutlich ist von einem bildungsbürgerlichen Milieu auszugehen, ohne dies jedoch mit Sicherheit sagen zu können. Das Selbstbild beinhaltet, einen glücklicheren Lebensentwurf gehabt zu haben, der aber nicht realisierbar war; Frau Wichert wollte Ärztin oder Musikerin werden. Einen Bruder gibt es; er ist schwerbehindert.

Armut nach dem Zweiten Weltkrieg prägte Frau Wichert. Hunger war bekannt, sparsame Haushaltsführung, mit wenig Geld auszukommen und dennoch ein gutes Essen zu bereiten, brachte die Mutter bei. Mit 14 Jahren erlitt Frau Wichert einen Unfall, der zu einem

53 Frau Wichert erwähnte, dass sie das Interview „nervlich“ anstrenge. Möglicherweise wurde aus diesem Grund wenig nachgefragt und blieben einige Fragen offen.

Wirbelsäulenschaden und einer „Deformierung des Unterleibs“ führte. Das ist der Grund, später keine Kinder zur Welt gebracht zu haben.

Nach acht Klassen Volksschule wurde eine Lehre als Herrenmaßschneiderin absolviert. Die Mutter hoffte auf Trinkgeld, die die Tochter dabei mit nach Hause bringen würde. An die Lehre schloss sich ein viertel Jahr beim Meister an, dann eine Tätigkeit in einer Textilfabrik, Beginnend in der Lohngruppe 7, später folgte ein Aufstieg zur Springerin und in die Lohngruppe 8. Bandarbeit lehnte Frau Wichert ab, die sich ihren Kolleginnen geistig überlegen fühlte. Trotz nur acht Klassen Schule, so führt Frau Wichert aus, verfügt sie über ein gutes, selbst angeeignetes Allgemeinwissen, besuchte pädagogische und naturwissenschaftliche Vorträge und an weiteren Bildungsveranstaltungen interessiert. Wann die Heirat erfolgte, ist nicht bekannt. Vom Gehalt des Mannes allein konnte die Familie nicht leben; der damalige Ehemann sah sich nicht als „Versorgungsinstitution“.

1968 beendete Frau Wichert mit einem Aufhebungsvertrag ihre Stelle, um Eltern und Bruder zu pflegen. Dafür gab es Pflegegeld; es entsprach etwa der Hälfte des vorherigen Gehalts. Dass der Ehemann darüber hinaus für sie sorgen müsse, wurde von Frau Wichert erwartet. 1970 starb der Vater an Kehlkopfkrebs. Die Mutter litt unter einer Gelenkkrankheit, die Frau Wichert erbt. Später erblindete die Mutter und war auf den Rollstuhl angewiesen. In diese Jahre fiel vermutlich die Scheidung Frau Wicherts und die zweite Heirat. 1978 starb der zweite Mann bei einem Unfall; 1983 die Mutter.

Nach diesen Ereignissen arbeitete Frau Wichert halbtags als Kaffeeköchin in einem kleinen Betrieb und wurde nach der Wende arbeitslos. „Nervlich wenig belastbar“ wurde die Arbeit wegen Diabetes und anderer gesundheitlicher Beschwerden als anstrengend empfunden. Insofern war es eher ein Grund zur Freude, als mit der Arbeitslosigkeit diese Belastung entfiel. Eine vom Arbeitsamt auferlegte Umschulung hätte nicht durchgestanden werden können. Finanziell war es zeitweise schwierig, da die Witwenrente auf die Arbeitslosenhilfe angerechnet wurde. Die Situation verbesserte sich, als mit 60 Jahren der Ruhestand kam und damit 900 DM eigene Rente und 800 DM Witwenrente als monatliches Einkommen gesichert war. Damit kann seither ein eigener Pkw finanziert werden.

1989 erfolgte ein Umzug von der Stadt in das Dorf, in welchem der neue Partner lebt, um mit ihm zusammenzuziehen. Miet- und Nebenkosten entfallen, zum Ausgleich obliegt Frau Wichert der Haushalt.

Vor drei Jahren wurde eine schwere, lebensbedrohliche Krankheit, die nicht benannt wird, diagnostiziert. Eine Operation zog Komplikationen nach sich; der Bauchraum war zeitweise vereitert. In dieser schwierigen Lebenssituation freute sich Frau Wichert über die Unterstützung der Nachbarn; trotz Gebrechlichkeit und ohne die Gewissheit, dass die Krankheit überwunden ist, wird ein starker Lebenswille geäußert. Mit der Zukunft verbinden sich Ängste, zumal ein angemessener Partner fehle: „Ich stehe eben immer noch allein da.“

Einstellung zur DDR. Frau Wichert ist eher unpolitisch. So äußert sie sich weder zum DDR-System noch zur politischen Wende oder den folgenden Entwicklungen. Zur DDR-Zeit wurden „Zweckbeziehungen“ unterhalten, die nach der Wende abgebrochen wurden. Auch die Wende scheint für Frau Wichert ein randständiges Ereignis zu sein.

Zum Leben als Rentnerin. Mit der finanziellen Situation als Rentnerin ist Frau Wichert zufrieden, die Rente wird als „fettes Geld“ empfunden. Wenn die Miete selbst aufgebracht werden müsste, ergäbe sich allerdings eine andere Situation. Das Landleben wird trotz Ver-

bundenheit mit der Heimatstadt als angenehm empfunden. Zu den Nachbarn bestehen gute Beziehungen; man unterstützt sich wechselseitig. Die Nachbarn halfen bei schwereren Arbeiten, die aufgrund der Operation nicht verrichtet werden konnten. Zum Ausgleich springt Frau Wichert als Schneiderin, zum Beispiel bei dem Einnähen von Reißverschlüssen, ein. Gleichzeitig wird darauf geachtet, die Nachbarn nicht zu nahe kommen zu lassen. Zu DDR-Zeiten gab es eine Freundin im Rheinland, die finanziell unterstützte und auch heute noch gelegentlich zu Besuch kommt. Darüber hinaus wurden Kontakte zu einem früher in der Stadt besuchten kirchlichen Frauengesprächskreis gepflegt. Ehrenamtliches Engagement in der Kirchgemeinde, wie beispielsweise das Dekorieren der Kirche zum Erntedanktag, die Teilnahme an den Gemeinderatssitzungen verhindern, dass „die Decke auf den Kopf“ fällt. In der Freizeit sind „geistige Dinge“ wichtig wie Konzertbesuche, Lesen von „schönen Büchern“, insbesondere von Biografien. Für die Lektüre der Zeitung wird viel Zeit eingeräumt. Zu Wünschen und Ängsten befragt, erwähnt Frau Wichert: „Zuviel Ungerechtigkeit auf der Welt“. Die eigene Person wird als ein Mensch, der alles seelisch verarbeite, gesehen.

Diskussion der Daten. Selbstpräsentation und Biografie ergeben einen Kontrast: Auf der einen Seite entsteht das Bild einer Frau, die aus einer gebildeten Familie stammt, die nach Wissen dürstet und sich mit „geistigen Dingen“ beschäftigt. Wenn es die Umstände erlaubt hätten, wäre die Erzählerin Musikerin oder Ärztin geworden. Damit kontrastiert andererseits die tatsächliche Biografie der Interviewten. Frau Wichert besuchte acht Jahre die Volksschule, arbeitete als Facharbeiterin, später verkürzt als ungelernete Arbeiterin, und ist somit eher den unteren Schichten zuzuordnen. Sie selbst erklärt diesen Kontrast mit schlechten Zeiten und ungünstigen Umständen. Möglicherweise erlebte die Familie einen sozialen Abstieg, weshalb die nun zutreffende soziale Schicht fremd ist. Sich zwischen den sozialen Schichten zu bewegen, kann zu einem Identitätsproblem führen und muss biografisch bewältigt werden. Möglich ist aber auch, dass in einem von Schicksalsschlägen getroffenen Leben ein Selbstbild aufgebaut wurde, das der Wirklichkeit nicht in allem entspricht.

Die Biografie Frau Wicherts enthält eine Kette kritischer Lebensereignisse und Problemlagen. Mit 14 Jahren erleidet sie einen Unfall, der zu massiven körperlichen Einschränkungen führt. Mit 29 Jahren gibt sie ihre Arbeit auf, um ihre Eltern und den behinderten Bruder zu pflegen. Zwei Jahre später stirbt der Vater an Krebs. Es ist davon auszugehen, dass in diesem Zusammenhang eine „Krankheitsverlaufskurve“ (vgl. Schütze 1981) mit den Phasen der Pflegebedürftigkeit und des Sterbens erlebt wurde. Die Befragte versorgte ihre schwer pflegebedürftige Mutter und ihren schwerbehinderten Bruder. Zeiten der Pflege sind in der Regel mit starken körperlichen und psychischen Belastungen verbunden, zumal Frau Wichert einen eigenen Wirbelsäulenschaden erwähnt. Die erste Ehe scheitert, die zweite findet durch den tragischen Tod des Ehemanns ein Ende.

Wie hat Frau Wichert diese Erlebnisse körperlich und psychisch bewältigt? Die Befragte ist Diabetikerin und während der Wende konstitutionell so schwach, dass Arbeitslosigkeit als Befreiung erlebt wird. Später erfolgt eine lebensbedrohliche Erkrankung, die als nicht überwunden bezeichnet wird.

Frau Wichert zählt zu den Arbeitnehmerinnen, die aus gesundheitlichen Gründen bereits vor der Wende stark in ihrer beruflichen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt waren. Aus diesem Grund ist die berufliche Krise nicht auf die Systemtransformation zurückzuführen. Gleichwohl kommt es biografisch zu einem mit der Wende zusammenhängenden Bruch (Transformation der Krise). Auch wenn Arbeitslosigkeit zur Entlastung führte, lebte Frau Wichert in dieser Zeit mit finanziellen Problemen und der Angst, Umschulungen oder anderen Anforde-

rungen des Arbeitsamts ausgesetzt zu sein. Hier ist die sozialpolitische Frage nach dem Umgang mit stark leistungsgeminderten älteren Arbeitslosen, die im Sinne des Gesetzes – noch – nicht voll erwerbsunfähig sind, zu stellen. Theoretisch gäbe es die Möglichkeit, diese Gruppe auf eigenen Wunsch als nicht mehr vermittelbar einzustufen – wie auch die Arbeitslosen über 58 Jahre – und sie finanziell abzusichern.

Frau Wichert beschreibt ihre Situation als eine ungewöhnliche Zwischenstellung. Sie lebt mit einem Partner zusammen, ist also nicht allein stehend. Die Partnerschaft ermöglicht einen höheren Lebensstandard, da die Miete entfällt und nur wenig vom eigenen Einkommen zum gemeinsamen Haushalt beigesteuert werden muss. Andererseits wird Enttäuschung geäußert, da der Partner sich als nicht verlässlich erweist. Zum Selbstbild gehört es, sich als nach wie vor „allein stehend“ zu sehen.

„Randständig und leistungsgemindert“

Biografischer Überblick. Die diesen Typus repräsentierende Frau Pohlmann (Altersgruppe I/1940-1949 Geborene, Interview 24) wurde 1941 geboren und hat fünf Brüder. Die Familie musste in Folge des Zweiten Weltkriegs aus Schlesien fliehen, als sie vier Jahre alt war. Seitdem lebt Frau Pohlmann in einer Stadt der Region.

Nach der zehnklassigen Schule eine Ausbildung zur Technischen Zeichnerin, anschließend eine Weiterbildung zum „Teilkonstrukteur“ in einem Abendkurs stellen Stationen der Ausbildung dar. Die Weiterbildung wurde jedoch nicht voll anerkannt, da für diese Tätigkeit Ingenieure bevorzugt wurden. Frau Pohlmann arbeitete schließlich als Technikerin und später als Sekretärin.

Mit 23 Jahren das Elternhaus verlassend, war Frau Pohlmann Untermieterin eines Zimmers. Zu Hause hätte sie bessere Wohnverhältnisse gehabt, doch von dort wollte sie weg, nicht zuletzt deswegen, da sie etwas vom Verdienst hätte abgeben müssen. Stattdessen kontrollierte nun ihre Vermieterin, eine 80-Jährige, Besuche, vor allem die von Männern. 1969 brachte Frau Pohlmann das erste und ein Jahr später das zweite Kind ledig zur Welt. Beide Kinder, ein Mädchen und ein Junge, stammen von demselben Vater. Frau Pohlmann erwähnt, dass sich ihre Mutter mit der Situation nur schwer abfinden konnte, da nach ihrer Vorstellung ein Vater zu den Kindern gehöre. Manchmal sei das Wort „Schande“ gefallen. Doch der Vater stand zu ihr. Ein früherer Wunsch war, Mann, Haus und vier Kinder zu haben. Dann hätte sie nicht außerhäusig gearbeitet („Wenn das Geld nach Hause kommt, sollte die Frau zu Hause bleiben“). Heute distanziert Frau Pohlmann sich von dieser Vorstellung und empfindet Heiraten als einen abzulehnenden Zwang.

Die ersten zehn bis fünfzehn Jahre als ledige Mutter waren sehr belastend. Abends konnte wegen der Kinder das Haus nicht verlassen werden; ein Gefühl, eingesperrt zu sein, stellte sich ein. Die Mutter war krank und konnte nicht helfen. Dazu kam das Gefühl, als ledige Mutter diskriminiert zu werden („Man war ja auch als Frau mit Kindern ohne Mann, war’n sie sowieso gar nichts“).

Die Interviewte erwähnt, oft wochenlang krank gewesen zu sein ohne diese Krankheit oder Krankheiten zu benennen. Zur Zeit der Wende hielt sie sich in einer „Nervenklinik“ auf; starke Medikamente beeinträchtigten den Gleichgewichtssinn auch nach der Entlassung der-

art, dass „... es ... manchmal spontan (passiert), dass ich sofort abgeholt werden muss mit Blaulicht“.

Ende 1992 wurde Frau Pohlmann entlassen, da der Betrieb sein Personal um zwei Drittel verringerte. Zuvor schon wurde Personal eingespart und demzufolge Frau Pohlmann angewiesen, „in Personalunion“ die Toiletten und die Küche zu putzen. Drei Jahre Arbeitslosigkeit wurden zunächst „ganz gut“ bewältigt. Ein schlechtes Gewissen stellte sich aber ein, weil sie für ihr Geld nicht arbeitete; Depressionen kamen über anderthalb Jahre lang. Warum am Morgen aufstehen? Eine neue Krankheit stellte sich ein, ein Arzt verordnete im April 1996 eine sechswöchige Kur, um den Anspruch auf Rente zu dokumentieren. Vorher war ein Umzug zu überstehen. Mit Hilfe der Kinder bezog Frau Pohlmann eine vom Bruder besorgte Wohnung. Das Haus, in dem sie vorher wohnte, wurde vom früheren Eigentümer übernommen und saniert.

Frau Pohlmann ist seit 1996 Rentnerin, zuvor bezog sie eine Erwerbsunfähigkeitsrente. Sie wohnt allein in einer Wohnung von 50 m² und wendet mit 300 Euro fast die Hälfte ihrer Rente für die Miete auf. Die Wohnung gefällt ihr bis auf den auf Häuserwände gerichteten Ausblick. Vor einem Jahr wurden die Öfen in der Wohnung durch eine Zentralheizung ersetzt. Der Sohn wohnt in derselben Stadt, ist verheiratet und hat zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Er ist selbstständiger Versicherungsvertreter. Problematisch wirkt sich für ihn aus, dass Kunden in den Westen abwandern. Manchmal passt die Befragte auf ihre Enkelkinder auf, damit die Schwiegertochter arbeiten kann. Stolz wird beispielsweise erwähnt, dass Silvester die drei Enkelkinder allesamt bei der Großmutter, Frau Pohlmann, übernachteten. Die Tochter ist seit längerem arbeitslos und schwer an Krebs erkrankt. Sie kann nur mit einer geringen Lebenserwartung rechnen.

Einstellung zum alten System. Frau Pohlmann sagt von sich selbst, dass sie kein politischer Mensch sei und Politik nie begriffen habe. Zur Situation in der DDR enthält das Interview positive und negative Einschätzungen. So besuchte Frau Pohlmann noch vor der Wende eine Verwandte in Westdeutschland und berichtet von Schwierigkeiten, ein Visum zu erhalten. In diesem Zusammenhang bewertet sie die frühere DDR als „Polizeistaat“. Das Lohnsystem der DDR wird als „Beschiss“ charakterisiert. Wer Kritik äußerte, musste damit rechnen, dass ihm „etwas passiert“. An anderer Stelle des Interviews wird die DDR aber als ein sozial gerechterer Staat charakterisiert, der sich mehr um seine Bürger gekümmert hat. Heute sei das anders, sagt Frau Pohlmann, und erzählt von früher, von der Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) und deren Verhalten gegenüber alkoholkranken Mitarbeitern. Es kam vor, dass Alkoholabhängige im Betrieb anrufen und um Geld baten. Die BGL antwortete, dass sie erst zur Arbeit kommen müssten und dann Geld erhalten würden. Die Betroffenen hätten sich jedoch nicht „erpressen“ lassen wollen. Schließlich wurde ihnen ein Vorschuss versprochen, wenn sie am Montag zur Arbeit kämen. Sie wurden dann am Montag mit einem Auto des Betriebs abgeholt. Im nach hinein wird dies zwar als falsch gesehen, gleichzeitig aber positiv hervorgehoben, dass niemand so wie heute aufgegeben wurde. Man „kümmerte“ sich eben, so freute sich Frau Pohlmann über den Besuch von Kolleginnen, als sie längere Zeit krank war. Damals waren die Menschen hilfsbereiter und halfen zum Beispiel einer alten Frau beim Feuern, ohne gleich Geld dafür zu verlangen. Auch waren die Frauen in der DDR besser angesehen als heute. Es ärgert Frau Pohlmann in diesem Zusammenhang, dass Angela Merkel „niedrig“ gemacht werde, weil sie nicht so hübsch sei.

Zur Wende und zu dem neuen System. Für Frau Pohlmann bedeutet die Wende zunächst kein einschneidendes Ereignis. Für sie war Berlin weit weg. Sie war nicht „raus gekommen“

und für Urlaub hatte sie kein Geld. Frau Pohlmann hielt sich Ende 1989 in einer „Nervenklinik“ auf und bemerkte nur einige gesellschaftliche Veränderungen. So habe es kaum Reklame zum 40. Geburtstag der DDR gegeben. Erst viel später wurde ihr anhand von Filmen bewusst, dass sie in der DDR eingesperrt war. Das empörte sie im nachhinein. Man hat sich erlaubt, ein Volk einzusperren! Was das bessere Warenangebot nach der Wende angeht, so habe ihr dieses „bis zum Hals gestanden“. Immerzu sei alles da gewesen, ohne jede Überraschung. Als einen weiteren negativen Aspekt ihres Erlebens der Systemtransformation nennt sie, dass den Leuten nicht ausreichend Geld für diesen Konsum zur Verfügung steht und sie dann „Frust“ erleben. Auch das „Denken in der Familie“ ist sofort anders geworden – Geld und ein guter Verdienst spielen jetzt die wichtigste Rolle. Wenn dieses nicht reicht, gehen die Leute „rüber“ in den Westen. Der Staat, so meint Frau Pohlmann, müsse andere Gesetze schaffen, damit es mit den Finanzen besser werde. Nach den Veränderungen in den letzten Jahren befragt, berichtet die Interviewte, dass die kleinen Geschäfte im Stadtviertel kaputt gemacht worden sind, in denen sie sich mitunter mit den Verkäuferinnen unterhielt. Die kleinen „Tante-Emma-Läden“, in denen man alles kaufen konnte, fehlen ihr.

Mit der materiellen Situation ist Frau Pohlmann zufrieden. Allerdings kann sie sich einige Dinge oder Unternehmungen nicht leisten. Denjenigen, die „gar nichts haben, geht es am besten“. Diese Leute bekommen Kohlen, Wohngeld, Telefonanschluss und Zeitung umsonst. In bezug auf ihre eigene Person sieht Frau Pohlmann eine positive Entwicklung: selbstbewusster empfindet sie sich nun.

Zur Arbeit. Berufstätigkeit kennzeichnet Frau Pohlmann als eine Notwendigkeit. Arbeiten musste sie, um die Kinder zu versorgen, und einen Mann an ihrer Seite gab es nicht. Sie empfand die aufgetragene Arbeit als eine Pflicht, die sie jedoch gern und möglichst immer gut erledigen wollte.

Leben als Rentnerin. Frau Pohlmann besucht einmal im Monat ein Frauenfrühstück und interessiert sich auch für andere Veranstaltungen. Sie hält sich nicht gern längere Zeit allein in der Wohnung auf. Manchmal steckt sie sich etwas Geld ein und geht irgendwo hin. Mit älteren Menschen hat sie gerne Kontakt; ihre Erfahrung schätzt sie. Allerdings fehlen ihr Freunde. Früher traf sie sich regelmäßig mit zwei Freundinnen, von denen jedoch die eine aufgrund der Pflegebedürftigkeit ihres Mannes nun weniger Zeit hat. Frau Pohlmann hört gern Musik und liest Bücher, auch wenn diese teuer sind.

Altern und Krankheit. Die Interviewte will 85 Jahre alt werden – unter der Voraussetzung, dass sie „klar im Kopf“ bleibe. Nach ihrer Einstellung zum Alter befragt, meint sie, sich nicht alt zu fühlen, gegen „die 60“ sich aber innerlich gewehrt zu haben. Trotzdem wurde der 60. Geburtstag groß gefeiert. Die Hoffnung wird ausgedrückt, die Krankheit möge sich nicht verschlimmern.

Diskussion der Daten. In der Biografie Frau Pohlmanns spielten der soziale Status als ledige Mutter und die Krankheit eine besondere Rolle. Als ledige Mutter erfuhr sie Stigmatisierung. Dagegen wird die heutige Situation als ältere Frau und Rentnerin bei weitem positiver erlebt.

Auch die nicht bezeichnete – vermutlich schwere psychische und neurologische – Krankheit verband sich mit Stigmatisierung. Für Stigmatisierungen zeigt Frau Pohlmann ein feines Gespür. Dies wird beispielsweise an folgender Sequenz im Interview deutlich: Während der Geburt ihres Kindes 1969 im Krankenhaus kam eine Sekretärin auf die Station und rief: „Frau Sowieso und Frau Sowieso, Termine festmachen für ein Gespräch mit dem

Chefarzt wegen der Pille.“ Als einer allein stehenden Frau mit Kind wurde ihr unterstellt, nicht ausreichend zu verhüten (Interview 24, S. 11).

Frau Pohlmann lebte bereits als ledige und allein erziehende Mutter relativ bescheiden, ohne dass sie sich beispielsweise Urlaubsreisen hätte leisten können. Arbeitslosigkeit und Rente brachten kaum Verschlechterungen mit sich. Verglichen mit den anderen befragten Frauen verfügt Frau Pohlmann jedoch über das niedrigste Haushaltseinkommen. Es liegt knapp über dem Sozialhilfesatz. Ihr Vergleich mit denjenigen, „die gar nichts haben“, ist insofern nicht aus der Luft gegriffen. Dennoch beklagt sich die Befragte nicht über ihr niedriges Einkommen. Die Notwendigkeit, sich einteilen zu müssen, wird indirekt deutlich, wenn Dinge oder Unternehmungen als zu teuer bezeichnet werden. Eine „Ethik der Genügsamkeit“ deutet sich an: Mit Waren überschwemmt zu werden, ist nicht gut, weil es dann keine positiven Überraschungen mehr gibt. Überdies führt die Feststellung, sich unmöglich alle die angebotenen Konsumgüter leisten zu können, zu Frustration. Die Familien verändern sich, da mehr an Geld als an das „Zwischenmenschliche“ gedacht wird, so Frau Pohlmann. Die für die Befragte befriedigende finanzielle Situation ist vor diesem Hintergrund und ihrer Biografie zu sehen:

1.4 „Politisch ahnungslos und ausgegrenzt“

Biografischer Überblick. Frau Fischer (Altersgruppe I/1940-1949 Geborene, Interview 22) ist 1943 in Berlin geboren. Als sie etwa anderthalb Jahre alt war, zog die Mutter mit ihr in die Region, aus der diese selbst stammt. Frau Fischer ist Einzelkind, ihr Vater war Soldat im Zweiten Weltkrieg und gilt als vermisst. Die Mutter war als Raumpflegerin und später als Arbeiterin in einer Tuchfabrik tätig. Frau Fischer besuchte acht Jahre lang die Volksschule und begann dann eine Ausbildung zur Stenotypistin.

Nach der Ausbildung arbeitete die Befragte in einer Versicherung, anschließend in einem Mähdrescherwerk. Sie heiratete relativ früh und brachte mit 19 Jahren eine Tochter zur Welt. Ihr Mann war damals bei der Armee. Er ist gelernter Schlosser, absolvierte ein berufsbegleitendes Studium und erwarb den Abschluss als Ingenieur. Später stieg er zum Betriebsleiter auf. Frau Fischer fand eine Anstellung als Sekretärin beim Ersten Sekretärs der Kreisleitung der SED. Sie und ihr Mann waren Mitglied der SED. Die Befragte nahm an einer berufsbegleitenden Weiterbildung zur „Fachkraft im Sekretariat“ teil. Nach ihrer Einschätzung waren Arbeit und Erziehungsaufgaben für sie nicht immer zu vereinbaren, da sie oft Überstunden machen musste. Ihre Mutter half ihr in diesen Situationen.

1976 starb Frau Fischers Mutter an Krebs. Das Leiden der Mutter und ihr schneller körperlicher Verfall ist Thema im Interview. Frau Fischers Tochter heiratete und bekam ein Kind. Eine Zeit lang lebte das Ehepaar Fischer mit der Tochter und deren Kind zusammen, das 1985 geboren wurde. Dann zog die Tochter mit ihrer Familie in ein Dorf, und bewohnte zusammen mit den Schwiegereltern ein Haus. Tochter und Schwiegersohn waren ebenfalls Mitglied der SED.

Die Wende wird als schockierendes Ereignis geschildert, mit dem man nicht gerechnet hatte. Von Heute auf Morgen galt man als „schwarzes Schaf“, was sie sich sehr „zu Herzen“ nahm. Der Hass der demonstrierenden Menschen war nicht nachvollziehbar, da die Kreisleitung der SED doch für die Bevölkerung da gewesen sei. Im Juni 1990 wurde Frau Fischer

arbeitslos, als die Kreisleitung von den insgesamt 40 Mitarbeitern 30 entließ. Kritisiert wird, dass vor allem die jüngeren ihren Arbeitsplatz behielten, schließlich hätten doch alle an einem Strang gezogen. Aufgrund dieser Enttäuschung besuchte sie die Parteiversammlungen nicht mehr, trat aber nicht, wie ihr Mann, aus der Partei aus. Auch Herr Fischer wurde entlassen; die Belegschaft sprach dem ehemaligen Betriebsleiter ihr Misstrauen aus, er erhielt sogar Betriebsverbot.

Auf dem Arbeitsamt teilte man Frau Fischer mit, dass sie es schwer haben würde, eine neue Arbeit zu finden. Auch die Tochter wurde arbeitslos und erlebte Anschuldigungen, dass sie ihre frühere Stelle nur den guten Beziehungen ihrer Mutter zu verdanken hat. Frau Fischer dementiert dies: Sie habe keine solchen Privilegien gehabt wie vielleicht manch höherer Genosse. Ihre Familie wartete genauso lange auf ein Auto wie die anderen. Es folgt für sie eine Kette von Stigmatisierungen aufgrund ihrer früheren Tätigkeit bei der SED-Kreisleitung.

Während ihrer Arbeitslosigkeit absolvierte Frau Fischer eine Weiterbildung im Bereich der elektronischen Datenverarbeitung. Einmal vermittelte das Arbeitsamt eine Stelle bei der Stadtverwaltung. Frau Fischer berichtet in diesem Zusammenhang ein demütigendes Ereignis: Sie arbeitete bereits anderthalb Stunden, als der Bürgermeister ins Büro trat. Vor allen Anwesenden sagte er: „Sie nicht“ und forderte sie auf, sofort ihren Arbeitsplatz zu verlassen. Nach langer Suche und etlichen erfolglosen Bemühungen fand Frau Fischer eine Anstellung bei einer Notarin, die sich in der Stadt niederlassen wollte. Die Notarin wurde von anderen Personen gewarnt – „Wissen Sie, wen Sie da einstellen?“, – blieb aber bei ihrer Entscheidung. Herr Fischer fand als Außendienstmitarbeiter bei einer Firma Arbeit, kam jedoch mit dem westdeutschen Chef nicht zurecht. Frau Fischer erklärt dies mit der Einstellung des „Wessis“, der die „Ossis“ als „faule Kanaken“ bezeichnete. Herr Fischer wurde wieder arbeitslos, fand Arbeit bei einer Lederfirma und wurde erneut arbeitslos. Als Zwischenhändler für Lederwaren machte er sich schließlich selbstständig, investierte Geld in das Gewerbe, hatte aber keinen kommerziellen Erfolg. Es folgte eine Umschulung zum Bauleiter, worauf Herr Fischer eine Stelle bei einer westdeutschen Firma antrat. Die Firma ging in Konkurs und blieb ihrem Bauleiter mehrere Monate Lohn schuldig. Frau Fischer folgert, dass die „von drüben“ kommen, so genannten Aufbauhelfer eher „Abschaum“ darstellen. Mehrere Monate lebten sie und ihr Mann von ihrem kleinen Gehalt. Arbeitslos, habe sich ihr Mann im Garten „verkrochen“.

Vor fünf Jahren zogen Frau Fischer und ihr Mann in eine kleinere Wohnung, da ihnen die Miete in ihrem früheren, größeren Heim zu hoch war. Die neue Wohnung hat 47 m², die Miete beträgt 620 DM. Nach knapp sechs Jahren im Notariat wurde Frau Fischer wieder arbeitslos. Ihre Arbeitgeberin entließ sie, weil sie eine Fachkraft und eine Verwandte einstellte. Nach diesem Ereignis geriet Frau Fischer in eine gesundheitliche Krise und ging häufig zu Ärzten. Als ihr eine Bekannte empfahl, Sport zu treiben, befolgte sie den Rat und erlebte eine Verbesserung ihres Befindens. Für eine Zeit ließ sie sich über die „Aktion 55“ in Arbeit vermitteln und reinigte für 150 DM im Monat Wanderwege. Frau Fischer berichtet, dass sie Kondome und zerrissene Schlüpfer einsammeln musste; sie empfand die Arbeit als entwürdigend.

Die Familie lebte in diesen Jahren äußerst sparsam. Frau Fischer beschreibt die Belastungen aufgrund der finanziellen Unsicherheit nach dem Auslaufen des Arbeitslosengelds. Ein längerer Urlaub oder ein Essen im Restaurant waren nicht möglich. Dazu in den Westen zu ziehen, um leichter Arbeit zu finden, konnten sie sich nicht entschließen, Frau Fischer bedauert dies im nachhinein.

Ihr Mann wurde vor einem Jahr mit 60 Jahren Rentner. Aufgrund des „Bestandschutzes“ erhielt er eine Rente nach Arbeitslosigkeit ohne Abschläge. Sein Ingenieur-Zeugnis wurde anerkannt und trug zu einer höheren Rente bei. Frau Fischer erhielt vor knapp einem Jahr eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei einem Wohlfahrtsverband in der Stadt. Sie betreut Senioren, organisiert Reisen und fährt als Reisebegleiterin mit. Sie hofft auf eine Verlängerung dieser Maßnahme, ohne dass allerdings viel Hoffnung bestünde. In diesem Fall, so befürchtet die Befragte, wäre sie mit 60 Jahre die Rentnerin und müsste mehr als 11 % Abschläge hinnehmen. Sie rechnet mit etwa 1300 DM Rente einschließlich einer Betriebsrente für Parteimitarbeiter, in die sie viele Jahre einzahlte.

Zum Stellenwert der Arbeit. Frau Fischer hat die Arbeit Spaß gemacht. Sie arbeitete aber auch aus finanziellen Gründen, denn ein Verdienst allein hätte zu DDR-Zeit nicht ausgereicht. Die gute Atmosphäre im Arbeitskollektiv war ihr wichtig. „Wir hatten schöne Zeiten“. Als sie dann nach der Wende in dem privaten Büro der Notarin arbeitete, war sie auf sich allein gestellt; das Kollektiv fehlte ihr. Frau Fischer würde gern bis zu ihrem 65. Lebensjahr arbeiten, auch um eine Rente ohne Abstriche zu erhalten. Da dies jedoch eher unwahrscheinlich ist, geht sie davon aus, vorzeitig und unfreiwillig berentet werden.

Einstellung zum DDR-System. Frau Fischer steht noch zu dem DDR-System. Wissend, dass einiges „im Argen“ war, äußert sie sich insgesamt eher positiv zum sozialistischen Staat. Dass sich während der Wende der Hass der Bevölkerung gegen die Partei richtete und Parteimitglieder beschuldigt wurden, „alles versaut“ zu haben, schockierte sie. Ihre Argumentation wirkt insgesamt eher unpolitisch.

Einstellung zur Wende und zum neuen System. Die Wende kam wie ein Schock über Frau Fischer. Als ehemalige Mitarbeiterin der Kreisleitung der SED fühlte sie sich zu Unrecht beschuldigt und diskriminiert. In dem neuen Staat geht es nur „mit Ellenbogen“, und jeder kämpft für sich allein. Den Zusammenhalt zwischen den Menschen, wie er zu DDR-Zeiten existierte, gibt es nicht mehr. Man kann keinem mehr etwas anvertrauen. Frau Fischer knüpft an eine damalige, tagesaktuelle Debatte an, als sie meint, dass Politiker wie Kurt Biedenkopf sich bereichern würden, während andere für wenig Geld arbeiten müssten. Schlecht sei auch, dass keiner mehr auf seinen Arbeitsplatz bauen könne. Ältere Mitbürger werden ausgegrenzt: „Am besten sie sterben, damit sie bei der Rente eingespart werden.“ Dass die Russlanddeutschen hier Rente erhalten, obwohl sie nichts in die Rentenkassen einzahlten, ist kritikwürdig. Das Thema der Stigmatisierung als Ostdeutsche nimmt im Interview einigen Raum ein. Die Befragte zitiert das westdeutsche Vorurteil, dass zwar alle Arbeit gehabt hätten in der DDR, aber diese ohne Sinn und Verstand ausübten. Frau Fischer sieht das anders. Vor allem aus den Erfahrungen ihres Mannes leitet sie ab, dass sich nach der Wende viele Westdeutsche in Ostdeutschland wie Aufschneider und Gewinnler verhielten.

Freizeit, Familie und Bekannte. Frau Fischer besucht regelmäßig ein Fitnessstudio und treibt Sport. Sie besuchte auch zwei Ikebana-Lehrgänge. Da sie zurzeit in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei einem Wohlfahrtsverband arbeitet, hat sie jedoch dafür keine Zeit mehr. Es gibt nur wenige Bekannte und Freunde. Nach eigener Einschätzung ist sie eher eine Einzelgängerin, die auf die Familie konzentriert ist. Doch auch der Kontakt zur Tochter ist zur Zeit nicht sehr intensiv, weil diese im Pflegebereich in Nachtschichten arbeitet. Der Schwiegersohn ist in einem Drei-Schicht-Betrieb tätig. Sie erhält häufig Besuch von Enkelsohn und Enkeltochter, die in der Stadt zur Schule gehen. Der Enkel wird demnächst 17 Jahre alt und absolviert zurzeit ein Praktikum in einer Firma, in der er auf eine Lehrstelle hofft. Die Enkelin ist 13 Jahre alt.

Einschätzung. Im Zentrum dieser Biografie steht die Stigmatisierung als Mitarbeiterin einer SED-Kreisleitung nach der Wende. Beschrieben wird eine längere Leidensgeschichte, in der Frau Fischer, ihr Mann und ihre Tochter die Rolle von Opfern spielen. Die Befragte empfindet sich als zu Unrecht beschuldigt und diskriminiert, weil sich die Parteiführung in der DDR für die Menschen eingesetzt habe, zudem hatten sie nicht mehr Privilegien als andere DDR-Bürger auch. Ausgegrenzt zu werden ist häufige Erfahrung. Aufgrund ihres Lebenslaufs hat Frau Fischer auf dem Arbeitsmarkt weniger Chancen, als ältere Arbeitnehmerinnen ohnehin schon haben. Die negativen Eigenschaften des neuen Systems wie Arbeitslosigkeit, finanzielle Unsicherheit, Ausgrenzung aufgrund von politischen Anschauungen lassen das alte in einem positiveren Licht erscheinen.

Wie bei einer Reihe anderer befragter, älterer Frauen stellt das Rentenalter für Frau Fischer ein erstrebenswertes Ziel dar, weil es endlich ein gesichertes Einkommen verspricht. Die letzten Jahre sind von Krisen und zeitweise materieller Not geprägt. Die Krisen führten zu biografischen Verletzungen, die bewältigt werden müssen.

Obwohl Frau Fischer Mitglied der SED war und als Sekretärin des Ersten Sekretärs der SED-Kreisleitung arbeitete, vermittelt sie eher den Eindruck einer unpolitischen Frau. Ihre Einschätzungen des alten und neuen Systems sind wenig reflektiert und einfach formuliert.

1.5 „Zufrieden“

Biografischer Überblick. Frau Mainert (Altersgruppe III/über 71jährig, Interview 10) kommt 1930 als jüngstes von vier Kindern in Ungarn zur Welt. Die Eltern gehörten der deutschen Minderheit in Ungarn an und betrieben Landwirtschaft. Der Vater verstarb mit 42 Jahren, als Frau Mainert elf Jahre alt war. Die Mutter litt an Herzasthma, weshalb die Ärzte ihr rieten, eine Abtreibung vorzunehmen, als sie mit Frau Mainert schwanger ging. Doch sie lehnte ab. 1948 musste die Familie ihre Heimat verlassen. Frau Mainert, ihre Mutter und ihre Tante mit deren drei kleinen Kindern siedelten sich in der Region an, in der bereits einige Ungarndeutsche lebten.

Frau Mainert wurde kein Parteimitglied, da es aus ihrer Sicht die Kommunisten waren, die die Vertreibung der Familie aus Ungarn zu verantworten hatten. Der SED trat sie, sich der evangelischen Konfession zugehörig fühlend, ebenfalls nicht bei.

Zunächst arbeitete Frau Mainert als Hausmädchen bei einer Fotografenfamilie. 1949 heiratete sie einen Ungarndeutschen, der über Westdeutschland in die Region kam, weil er seinen hier lebenden Eltern näher sein wollte. Im Westen konnte er für die Eltern keine Wohnung finden, deswegen entschied er sich für die Region. Zudem wollte er das „nette Mädchen“ kennen lernen, von welchem im Bekanntenkreis berichtet wurde.

Nach der Geburt der ersten Tochter blieb Frau Mainert ein Jahr zu Hause, um dann in einem Krankenhaus zu arbeiten. Es folgte eine Beschäftigung in der Limonadenfabrik der Schwester. Als diese krank wurde und die Fabrik schließen musste, fand Frau Mainert eine Anstellung bei der Volkssolidarität und arbeitete dort 22 Jahre lang in der ambulanten Altenpflege. Daneben war sie ehrenamtlich in der evangelischen Kirche tätig.

Herr Mainert arbeitete als Fachverkäufer und Schlosser. Einmal erhielt er eine Auszeichnung als Aktivist. Mit zunehmender Alkoholabhängigkeit war er oft krank. Frau Mainert übernahm die Hausarbeit. Die Alkoholkrankheit des Mannes und seine Veränderung war ihr

rätselhaft; vorher war er ein gutmütiger Mensch. Mit den zwei Töchtern bewohnte die Familie eine Vierzimmerwohnung in einem Haus, welches der evangelischen Kirche gehörte. Frau Mainert fungierte zeitweise als Hausmeisterin. Als die Schwiegereltern krank wurden, nahm die Befragte diese in ihrer Wohnung auf und pflegte sie bis zu ihrem Tod. Auch die jüngste Tochter lebte mit ihren zwei Kindern eine Zeit lang in der Wohnung. Als die Tochter schließlich auszog, war dies eine große Entlastung für die Mutter. Herr Mainert erkrankte an Krebs, auch ihn pflegte seine Frau, bis er 1987 starb. Danach brach sie zusammen und war selbst sieben Wochen krank.

Beide Töchter wurden konfirmiert und nahmen nicht an der Jugendweihe teil. Die älteste Tochter erlernte den Beruf einer Krankenschwester bei der Diakonie, bei der auch eine der Enkelinnen eine Ausbildung erhielt. Die zweite Tochter arbeitet als Verkäuferin.

Nach der Wende legte die Volkssolidarität denjenigen Mitarbeiterinnen, die das reguläre Rentenalter erreicht hatten, den Abschied nahe. Frau Mainert gehörte dazu. Obwohl sie auf 36 Arbeitsjahre zurückblickt, beträgt die Rente lediglich etwas mehr als 500 Euro. Dazu kommt die Witwenrente. Aus ihrer Sicht könnte sie mit dem ihr zur Verfügung stehenden Geld gut auskommen, wenn sie nicht ihre Kinder und Enkelkinder finanziell unterstützen würde. Als Rentnerin hilft Frau Mainert noch eine Zeitlang bei ihrem früheren Arbeitgeber aus.

Zur Erwerbstätigkeit. Die Arbeit bedeutete Frau Mainert sehr viel. Sie betreute viele Jahre ältere Menschen in der ambulanten Altenpflege und erfuhr von diesen und deren Angehörigen viel Anerkennung. In den Erzählungen über die zurückliegende Erwerbstätigkeit stellt Frau Mainert sich als eine sozial kompetente Altenpflegerin dar, die auch zu schwierigen Patienten gute Beziehungen aufbaute. Sie pflegte eine Reihe von in der Stadt bekannten Persönlichkeiten. Mit dem Arbeitskollektiv war sie zufrieden. Für ihre Leistungen erhielt sie Auszeichnungen und Ehrennadeln. Sie sieht sich als eine Frau, die zwar wenig Geld verdient, aber immer viel gearbeitet hat. Der Übergang in die Rente fiel „nicht so schwer“, da der Besuch des Bruders ablenkte. Wenn es ihr tatsächlich einmal einsam wird, stattet sie ihrem Bruder einen Besuch ab.

Einstellung zum DDR-System. Frau Mainert äußert überwiegend Zufriedenheit mit dem alten System, ohne dabei selbst politisch engagiert gewesen zu sein. Nicht mit allem einverstanden gewesen zu sein, aber auch das Gute nicht zu vergessen, kennzeichnet insgesamt ihre Haltung. Niemand musste Not leiden in der DDR, alle hatten satt zu essen, auch wenn man nicht immer alles kaufen konnte, was man wollte. Der sozialistische Staat duldete Abweichungen; Frau Mainert erläutert dies am Beispiel der Kinder, die trotz Verweigerung der Jugendweihe in der Schule keine größeren Nachteile erlebten. Sie beschreibt einen Konflikt mit einer Pionierleiterin, der auftrat, weil die älteste Tochter nicht in die FDJ eintrat. Daraufhin verdächtigte die Pionierleiterin die Familie Mainert, Staatsfeinde zu sein. Hier wehrte sich Frau Mainert und konnte sich an diesem Punkt wütend durchsetzen. Als Christin könne sie dem Staat genauso nützlich sein wie ein Parteisekretär, erläuterte sie der Pionierleiterin. Die Einschränkung der Reisefreiheit empfand Frau Mainert nicht als problematisch. Als eindeutiger Vorteil des DDR-Systems gegenüber dem heutigen System gilt ihr die Situation der Frauen, „sie hatten damals mehr zu sagen als heute“.

Erleben der Wende und der Systemtransformation. Die Wiedervereinigung bereitete Frau Mainert eine große Freude. Nach der Begeisterung folgten jedoch Skepsis und Ernüchterung. Eine Reihe von sozialen und finanziellen Problemen wie Arbeitslosigkeit und die Ver-

schuldung ihrer Kinder und Enkelkinder werden angeführt. Die jüngste Tochter und deren Mann kauften sich nach der Wende ein Auto und konnten, als beide überraschend ihre Arbeit verloren, die Kreditzahlungen nicht allein bestreiten. Auch die Enkel kämpfen mit finanziellen Problemen, sie sind zeitweise arbeitslos. Eine Enkelin schloss eine Ausbildung als Hotelkauffrau ab, wurde jedoch entlassen, weil sich billigere Hilfskräfte fanden. Frau Mainert beobachtet weiterhin Entwertungen der ostdeutschen Bevölkerung und solidarisiert sich mit ihren Landsleuten aus der ehemaligen DDR. Als Ostdeutsche fühlt sie sich von manchen arroganten Westdeutschen als Bürgerin zweiter oder dritter Klasse behandelt. In der DDR haben nicht nur „Dummköpfe“ gearbeitet, aber was „in 40 Jahren heruntergewirtschaftet“ wurde, kann „nicht schnell wieder aufgebaut“ werden. Allerdings „werden Betriebe eher ab- als aufgebaut“. Westdeutsche Eigentümer „übernehmen die Betriebe, wirtschaften in die eigene Tasche und gehen dann pleite“. Den Vorwurf erwähnend, dass ostdeutsche Frauen mehr Rente bekämen als westdeutsche, beantwortet Frau Meinert damit, dass Erstere „ihr Leben lang gearbeitet“ haben und nicht „auf Kosten ihrer Männer“ gereist wären.

Wohnen. Seit 44 Jahren wohnt Frau Mainert in dem Haus, in welchem das Interview stattfindet. Vor der Wende zog sie innerhalb dieses Hauses in eine kleinere Wohnung von 64 m² um. Nach der Wende wechselte das Haus den Eigentümer und ist nun in Besitz einer Freimaurerloge, die in der Zeit des Nationalsozialismus enteignet wurde. Seit der Sanierung 1996, bei der das Dach gedeckt und eine Heizung eingebaut wurde, zahlt Frau Mainert 537 DM Miete. Eine Enkelin meldete sie für einen Platz in einer Anlage für betreutes Wohnen an, doch die Großmutter möchte so lange wie möglich in ihrer alten Umgebung bleiben. In ein Altenheim will Frau Mainert nur dann gehen, wenn es nicht mehr anders geht, wobei sie ihren Kindern auf keinen Fall zur Last fallen möchte.

Das Leben als Witwe und Rentnerin, soziale Kontakte. Frau Mainert steht in regelmäßigem Kontakt zur Schwester, die in derselben Stadt wohnt. Mit der in der Nähe auf einem Dorf lebenden älteren Tochter verbinden sie häufige Besuche, ebenso wie mit den Kindern und Enkelkindern. Der Tochter, die gemeinsam mit dem Schwiegersohn eine kleine Landwirtschaft im Nebenberuf unterhält, hilft sie in Haushalt und Stall. Das Gefühl, nützlich zu sein, ist für Frau Mainert sehr wichtig. Die zweite Tochter lebt mit ihrer Familie in derselben Stadt, und auch hier bestehen enge Kontakte. Frau Mainert unterstützt ihre Kinder und Enkelkinder beim Abzahlen von Krediten. Weitere soziale Kontakte bestehen zu Freunden und Bekannten, die wie Frau Mainert und deren verstorbener Ehemann aus demselben Dorf in der ungarischen Heimat stammen. Diese Freundschaften sind viele Jahre alt. Demnächst zieht die jüngere Tochter mit ihrem Mann auf ein Dorf, in dem die Enkelin einen Laden übernimmt. Dadurch wird sich, weiß Frau Mainert, ihr soziales Netzwerk verändern. Trotz der vielen Kontakte ist sie auch gern allein. Frau Mainert kann sich nicht vorstellen, nach dem Tod ihres Mannes wieder zu heiraten. Sie ist sehr auf ihre Selbstständigkeit bedacht; Sexualität ist kein Grund, wieder eine Ehe einzugehen.

Gesundheit, Altern und Vorstellungen vom Tod. Frau Mainert leidet an mehreren Krankheiten (Osteoporose, Asthma und Gelenkbeschwerden). Sie spielt diese eher herunter – die Schmerzen sind auszuhalten. Frau Mainert hat Angst davor, zu fallen und sich dabei zu verletzen, ein „langes Siechenlager“ zu erdulden oder nicht bei klarem Verstand zu bleiben. Dabei denkt sie nicht nur an sich, sondern auch an die Angehörigen und erhofft sich einen kurzen und schmerzlosen Tod. Über Sterben muss man reden können, ist sie der Ansicht.

Einschätzung. Frau Meinerts Leben dreht sich um die Versorgung und Betreuung anderer Menschen. Das war in ihrer Arbeit so, und das ist auch danach bei ihren Angehörigen so. Ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse stellt sie dabei eher zurück. Frau Mainert bewerkstelligt die Haus- und Gartenarbeit allein, als ihr alkoholkranker Ehemann sie nicht mehr unterstützen kann. Sie pflegt die Schwiegereltern und den Ehemann – sicher auch deshalb, weil das ihren beruflichen Aufgaben entspricht. Mit diesen Tätigkeiten verbindet sich für Frau Mainert große soziale Anerkennung. Die Kehrseite ist eine körperliche und psychische Verausgabung. Im Ruhestand unterstützt sie ihre Kinder und Enkel tatkräftig – praktisch und finanziell. Für sich selbst will sie die Hilfe der Angehörigen nicht in Anspruch nehmen. Das Leben der Interviewten ist gekennzeichnet durch einen sparsamen Lebensstil und einer biografisch erworbenen „Bescheidenheitsethik“.

Eine starke Solidarisierung mit den ehemaligen Bürgern der DDR kennzeichnet Frau Mainerts kollektive Einstellung. Ostdeutsche sind Bürger zweiter oder dritter Klasse und werden stigmatisiert. Den erlittenen Kränkungen wird das Stereotyp vom „arroganten Wessi“ entgegengesetzt, der sich am Osten bereichert. Vor diesem Hintergrund ist die Zuordnung Frau Mainerts zu dem Typus der in der DDR „Zufriedenen“ zu verstehen.

Am Beispiel Frau Mainerts wird auch deutlich, dass die befragten Rentnerinnen mit ihrer materiellen Situation eher zufrieden sind. Es beruhigt, dass das Einkommen bis zum Tod gesichert ist. Dagegen sieht die Befragte die Situation ihrer Kinder und Enkelkinder mit Sorgen angesichts der wirtschaftlichen Situation in Ostsachsen, die durch hohe Arbeitslosigkeit, niedrige Löhne und unsichere Arbeitsplätze gekennzeichnet ist. In den vor ihnen liegenden etlichen Berufsjahren kann noch viel passieren!

1.6 Mehrfach betroffen

Biografischer Überblick. Frau Baumeister (Altersgruppe I, Interview 5) charakterisiert diesen Typus und ist 1943 als jüngstes von vier Kindern in der Region geboren. Die Mutter arbeitete als Verkäuferin und Putzfrau, der Vater war Emaillemaler und Tanzmusiker. Als Frau Baumeister zehn Jahre alt war, erlitt sie einen schweren Unfall. Bei einer Weihnachtsfeier gingen ihre Kleider Feuer. Drei Kinder starben, sie selbst wurde mit schweren Hautverbrennungen in ein Krankenhaus eingeliefert und von den Ärzten bereits aufgegeben. Ein halbes Jahr lag Frau Baumeister im Krankenhaus, wobei eine Hautverpflanzung keinen Erfolg hatte. Dann begann ihr Vater Hausmittel anzuwenden, worauf sich die Wunden schlossen. Seitdem ist Frau Baumeister von der Wirksamkeit von Hausmitteln überzeugt. 1955 besuchte eine Schwester von Frau Baumeister Onkel und Tante in Westdeutschland und kehrte nicht wieder in die DDR zurück.

Frau Baumeister besuchte bis zu ihrem 14. Lebensjahr die Volksschule. Sie wäre gern Kindergärtnerin geworden. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde ihr in Aussicht gestellt, wenn sie an der Jugendweihe teilnähme. Frau Baumeister weigerte sich. Nach der Schule schloss sie eine Lehre als Glattweberin ab. Die Eltern waren inzwischen geschieden und unterstützten die Tochter wenig bei der Suche nach einer passenden Ausbildung. Nach der anderthalbjährigen Lehre blieb die Befragte ein Jahr im Ausbildungsbetrieb. Weil ihr die Arbeit nicht gefiel und sie einen langen Arbeitsweg hatte, kündigte Frau Baumeister.

Die Befragte war daraufhin zwischen den Jahren 1960 und 1961 ein viertel Jahr arbeitslos. Sie wohnte bei ihrer Mutter und zahlte Kostgeld. Schließlich arbeitete sie zwei Jahre als Verkäuferin für Bürobedarf und wechselte dann in eine evangelische Buchhandlung in der Stadt. Frau Baumeister heiratete; ihr Ehemann ist 1941 oder 1942 geboren und arbeitete als technologischer Leiter in einem Werk. Als sie ihren ersten Sohn zur Welt brachte, kehrte Frau Baumeister nicht an ihre Arbeitsstelle zurück. Sie arbeitete dann halbtags als Köchin in einem evangelischen Kindergarten, weil sie hier ihren Sohn mitnehmen konnte. Als der Sohn vier Jahre alt war, kam die Tochter zur Welt. Frau Baumeister unterbrach ihre Arbeit im Kindergarten, in dem sie insgesamt zehn Jahre tätig war, für neun Monate. Danach brachte sie ihre Tochter vormittags bei einer Pflegefamilie unter.

Die Familie zog an einen anderen Ort in der Region, in welchem Frau Baumeister zehn Jahre lang halbtags bei der Reichsbahn tätig war. Schließlich zog die Familie wieder zurück in die Heimatstadt. Seit 1985 war Frau Baumeister auf einem evangelischen Friedhof und der Friedhofsgärtnerei als Arbeiterin angestellt. 1987 erlitt sie eine Thrombose mit „Lungeninfarkt“.

Nach der Wende bemerkte die Befragte deutliche Veränderungen im Arbeitsklima. Der alte Chef ging in Rente, ein neuer kam. Es war die Rede von Personaleinsparungen; Mitarbeiter wurden entlassen bzw. frei werdende Arbeitsplätze nicht mehr besetzt. Der Leistungsdruck stieg enorm an. Die Gärtnerei musste aus Rentabilitätsgründen schließen, so dass es im Winter weniger Arbeit gab. Eine der Kolleginnen Frau Baumeisters wurde entlassen und im Frühjahr erneut eingestellt. Auch sie erhielt dieses Angebot, wurde dann jedoch krank. Hierbei handelte es sich um eine Wirbelsäulenerkrankung, zu der eine Venenentzündung, „Herzrasen“ und Herzanfälle hinzukamen. Frau Baumeister war 78 Wochen krank und bezog während dieser Zeit Krankengeld. Als die Frist für den Bezug von Krankengeld ablief, bat der Chef sie um einen Aufhebungsvertrag. Da sie sich ihrer gesundheitlichen Einschränkungen bewusst war, willigte Frau Baumeister ein, obwohl sie wusste, dass die evangelische Kirche als Arbeitgeber Mitarbeiter über 50 Jahre nicht entlassen durfte. Arbeitslos stellte sie insgesamt zwei Anträge auf Erwerbsunfähigkeitsrente, die beide abgelehnt wurden.

Auch Herr Baumeister wurde ein Jahr nach der Wende arbeitslos. Für ein Jahr erhielt er eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, danach war er wieder arbeitslos. Noch vor der Wende hatte er ein Fernstudium zum Ingenieur absolviert; Frau Baumeister berichtet im Interview, dass er sich immer vorgestellt hatte, bis zu seiner Rente in seiner erreichten beruflichen Position zu arbeiten.

Der Sohn Frau Baumeisters wurde nach der Wende arbeitslos. Er zog 1991 mit seiner Familie nach Bayern, weil er dort eine Anstellung als Werkzeugmacher fand. Die Familie hat zwei Kinder – die ältere Enkeltochter war 1991 zwei Jahre alt, die Jüngere ein halbes Jahr. Die Tochter lernte Krippenerzieherin und fand nach der Wende keine Anstellung. Ein Studium an einer Musikhochschule in Berlin wurde begonnen, nach zwei Jahren abgebrochen, um in das Elternhaus zurückzukehren; in Berlin erlebte sie den Suizid einer Freundin und wurde daraufhin depressiv.

Der Ehemann plante, sich aus der Arbeitslosigkeit heraus als Vermögensberater selbstständig zu machen. Doch er erkrankte an Bauchspeicheldrüsenkrebs und starb im Frühjahr 1996. Die Geschichte seiner Erkrankung und Pflege stellt Frau Baumeister ausführlich dar – Ereignisse, die für sie mit extremen psychischen und physischen Belastungen verbunden waren. Nach dem Tod des Mannes fühlte sich die Interviewte hilflos, „wie in der Wüste“. Ihr

Mann regelte zuvor alle finanziellen Angelegenheiten; das musste sie jetzt erst lernen. Frau Baumeister sieht die Krankheit ihres Mannes im Zusammenhang mit der Wende, da er seine ungeklärte berufliche Situation als sehr belastend empfand. Die Befragte macht sich auch Sorgen um die Tochter, die auf ihren Rat hin stationär psychiatrisch behandelt wurde.

Zwei Jahre später erkrankte Frau Baumeister selbst an Krebs als Reaktion auf die „nervlichen Überanstrengungen“, wie sie vermutet. Nach einer Totaloperation erhielt sie Bestrahlungen und stellte einen Antrag auf Erwerbsunfähigkeitsrente, der für zwei Jahre genehmigt wurde. Der Antrag wurde noch einmal für zwei Jahre verlängert, jedoch nicht endgültig befürwortet. Frau Baumeister erfuhr, dass sie mit dieser Verlängerung ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld und -hilfe verliert, infolgedessen ein halbes Jahr bis zur regulären Rente auf Sozialhilfe angewiesen ist, wenn die Erwerbsunfähigkeitsrente Anfang des Jahres 2003 nicht ein drittes Mal verlängert wird. Die Interviewte nahm in dieser Zeit zweimal eine Kur in Anspruch und nahm eine psychotherapeutische Behandlung wahr, die sie als hilfreich empfunden wurde.

Der Sohn kehrte mit seiner Familie wieder in die Region zurück und ist weiter erwerbstätig. Die Tochter absolvierte eine über das Arbeitsamt finanzierte Anschlussausbildung als Erzieherin. Sie arbeitet in einer Schule für Behinderte und hofft auf eine Verlängerung ihres befristeten Arbeitsvertrages. Eine Festeinstellung kann sie nicht erwarten, da der Arbeitgeber in diesem Fall die Förderung durch das Arbeitsamt verliert und sich das Personal aus eigenen Kräften nicht leisten kann. Hier zeigt sich eine problematische Nebenwirkung gesetzlicher Regelungen. Für die pädagogische Arbeit mit Behinderten ist es mit Sicherheit sinnvoller, wenn die Betreuerinnen nicht alle zwei Jahre wechseln.

Zur Erwerbstätigkeit. Frau Baumeister entschied sich meist für eine Teilzeitarbeit, weil sie Zeit für die Betreuung ihrer Kinder haben wollte. Sie gibt an, vor allem aus finanziellen Gründen gearbeitet zu haben, da ihr Mann nicht viel verdiente. Am besten gefiel ihr die Arbeit auf dem Friedhof und in der Friedhofsgärtnerei. Auch die Kontakte im Arbeitskollektiv benennt sie als einen für sie wichtigen Aspekt der Erwerbstätigkeit.

Einstellung zur Wende und zur Systemtransformation. Frau Baumeister erlebte die Wende als ein ambivalentes Ereignis: erschreckend und schön zugleich. Zur DDR wird ausgeführt, dass das alte System im sozialen Bereich besser hätte sein können, hätte es nicht so viele Verbote gegeben. Gut war, dass einem damals gesagt wurde, welche Leistungen man erhielt. Heute muss man sich um alles selbst kümmern. Als belastend empfindet Frau Baumeister die finanzielle Unsicherheit und die Kommunikation mit dem Arbeitsamt („sitzt immer was im Nacken“, Interview 5, S. 20) und erzählt dazu folgende Geschichte: Einmal fehlte in ihren Unterlagen die Lohnsteuerkarte. Frau Baumeister erhielt einen Termin von der Arbeitsvermittlerin, bis zu dem sie das Fehlende besorgen sollte. Doch weder beim Finanzamt noch beim Einwohnermeldeamt lag die Lohnsteuerkarte vor. Voller Angst ging sie bei strömendem Regen zum Arbeitsamt. Dort hatte sich jedoch die Steuerkarte in der Zwischenzeit wiedergefunden. Eine Entschuldigung gab es nicht. Eine Freundin, unterstreicht Frau Baumeister, kann vor dem Termin beim Arbeitsamt nachts nicht schlafen.

Aktivitäten und Beziehungen im Ruhestand. Frau Baumeister pflegt ihren Garten, sieht fern oder strickt. Sie betreut ihre alte Schwiegermutter und pflegt Kontakt zu einigen Bekannten. Regelmäßig werden die Treffen der Selbsthilfegruppe „Frauen nach Krebs“ besucht. Eine der Bekannten ruft regelmäßig an und redet stets lange über ihre Sorgen und Probleme; Frau Baumeister erwähnt dies kritisch. Sie wünscht sich eher eine Beziehung, in der sie sich

„öffnen“ könnte. Den Wunsch umzusetzen, mehr zu unternehmen oder öfter an Gruppen-treffen teilzunehmen, fehlt der Antrieb – Ausdruck der bestehenden Depressivität, wird erklärt. Frau Baumeister hofft auf Besserung.

Diskussion der Daten. Jener Teil der Biografie Frau Baumeisters, der die Nachwendzeit betrifft, ist von Krisen und kritischen Lebensereignissen geprägt. Ein Teil dieser Krisen kann mit der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Entwicklung nach der Wende erklärt werden. Sämtliche Mitglieder der Familie Baumeister waren zeitweise von Arbeitslosigkeit betroffen. Die Kinder verließen die Region, um in Berlin zu studieren bzw. in Bayern zu arbeiten. Der Ehemann, dem es unter Anstrengungen über ein Fernstudium gelang, sich beruflich zu qualifizieren, scheiterte beruflich nach der Wende. Frau Baumeister wurde krank und daraufhin arbeitslos. Sie ist zu den „leistungsgeminderten“ älteren Arbeiterinnen zu zählen, die auf dem Arbeitsmarkt kaum eine Chance auf eine Anstellung haben, jedoch nicht „krank genug“ für eine Erwerbsunfähigkeitsrente sind. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang zwischen der Krebserkrankung des Mannes und dem mit den Nachwendeereignissen verbundenen Stress. Auch die eigene Krebserkrankung kann „nervlich“ bedingt sein, weiß Frau Baumeister. Vor diesem Hintergrund ist die folgende Hypothese naheliegend: Die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Folgen der Wende lösten im Fall von Frau Baumeister eine familiäre und individuelle Verlaufskurve aus. Die Betroffenen fanden sich als Getriebene einer Entwicklung wieder, die sie nicht kontrollieren konnten.

An der Verlaufskurve beteiligten sich verschiedene Personen und Institutionen. Die evangelische Kirche richtete sich als Arbeitgeber, wie andere Betriebe auch, nach Rentabilitätskriterien. Der neue Chef vertrat den neuen ökonomischen Kurs. Mit dem Aufhebungsvertrag gelang es ihm, die Schutzvorschrift der Kirche zu unterlaufen, nach der Beschäftigten über 50 Jahren nicht gekündigt werden darf. Mit ihrer Zustimmung stellte Frau Baumeister die betrieblichen Interessen über ihre eigenen, konnte jedoch die Konsequenzen für die eigene Person dabei nicht antizipieren. Hier wird eines der Defizite der Wendezeit deutlich: Es fehlte an kompetenter Beratung bei Kündigungen, Aufhebungsverträgen und langwierigen Krankheiten. Die Beschäftigten des Arbeitsamtes, der Krankenkassen und der Rentenversicherungsträger vertraten eher die Interessen ihrer Institutionen und weniger die ihrer Klienten.

2 Forschungsdesign

2.1 Forschungsansatz und Forschungsziele

Mit der Studie wurde die Entwicklung sozialer Identitäten älterer Frauen vor dem Hintergrund der Systemtransformation rekonstruiert. Die in diesem Kapitel dargestellten sozialgerontologischen Konzepte werden auf ihren theoretischen Ertrag dafür befragt. Da es nicht um eine gesellschaftstheoretische Erklärung von Altern geht, wurden entsprechende Konzepte wie die Disengagementtheorie, die Aktivitätsthese oder das Konzept des Strukturwandels des Alters weniger berücksichtigt. Vielmehr wurde der Fragestellung nachgegangen, wie die Systemtransformation in den neuen Bundesländern die psychosoziale Entwicklung älterer Frauen beeinflusste. Auch das kann als Strukturwandel des Alterns interpretiert werden. Ohne Vergleichsmöglichkeiten konnte jedoch nicht geklärt werden, wie die Entwicklung der Frauen ohne Systemtransformation verlaufen wäre. Insofern beschränkten wir uns auf die Rekonstruktion der Perspektive der Betroffenen.

Das Konzept der *Lebenslage* war dabei in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Wichtige Daten zur Lebenslage wie Haushaltseinkommen, Personenstand, Wohnverhältnisse, Kinderzahl und soziale Wohnumgebung sind zentrale Rahmenbedingungen für die Entwicklung im Alter. Es handelt sich um „objektive“ Daten, die zunächst auch unabhängig von der subjektiven Interpretation der Beteiligten einen Informationswert besitzen. So wurde zum Beispiel erfragt, wie sich die individuellen Rahmenbedingungen nach dem Zusammenbruch der DDR änderten. Soziale Ungleichheiten, die mit der Systemtransformation bzw. dem Altern in Zusammenhang stehen, konnten so erfasst werden. Darüber hinaus ermöglichte die Rekonstruktion von Lebenslagen eine Kontrastierung mit der subjektiven Perspektive. Beide Sichten, die von „außen“ und die von „innen“, bilden eine eigenständige Ebene der Realität. Rahmenbedingungen werden individuell verschieden genutzt oder bewältigt. Eine Frau, die im Vergleich zu anderen Frauen als arm bezeichnet werden kann, muss sich selbst keineswegs als arm einschätzen.

Es besteht kein Zweifel, dass Stigmatisierungsprozesse für die Entwicklung der Identität in der zweiten Lebenshälfte von großer Bedeutung sind. Bezweifelt werden kann jedoch, dass Altern einfach undifferenziert als *Stigma* angesehen werden kann. Typisierungen wie „die Alte“ oder „die alte Frau“ können in bestimmten Situationen mit Stigmatisierung verbunden sein, in anderen nicht. In der Untersuchung ging es darum, solche Stigmatisierungsprozesse und „Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten“ zu rekonstruieren und zu vergleichen. Dazu wurde war festzustellen, ob und in welcher Hinsicht sich die Frauen wegen ihres Alters oder ihres Geschlechts als Ostdeutsche oder aus anderen Gründen stigmatisiert fühlen. Auf einer allgemeineren Ebene kann von Fremd- und Selbstbildern, die keine Stigmata sein müssen, als wichtige Aspekte der sozialen Identität gesprochen werden. Mit diesem interaktionistischen Ansatz ist mit Hohmeier und Pohl übereinzustimmen: Soziale Identität konstruiert sich in Interaktionen.⁵⁴ Identitätsbildung selbst ist nie abgeschlossen. Mit Siegert und Chapman (1987) kann von „Identitätstransformationen im Erwachsenenalter“ ausgegangen werden. Auch eine erwachsene Person ändert ihre soziale Identität durch Interaktion mit anderen. Bestimmte Identitäten werden den Interaktionspartnern wechselseitig zugeschrieben. Auch die eigene Person ist Gegenstand von Beobachtung und Reflexion (vgl. Gildemeister/Robert 1987a) – zum Beispiel in Interviews, wenn eine Befragte über sich reflektiert. Im Forschungsprojekt wurden Konstruktionsprozesse in der sozialen Interaktion und die Darstellungen von Selbstkonzepten analysiert. Die Frage, wie die Person „wirklich“ ist, besitzt dabei keine Relevanz. Jede Erzählung persönlich erlebter Ereignisse enthält explizite und implizite Fremd- und Selbstbilder. Deshalb sind biografische Erzählungen von Bedeutung. Diese Erzählungen werden als Selbstdarstellungen behandelt, die für die Befragte wesentlich sind.

Ein Muster für die äußere Orientierung bietet der weibliche Lebenszyklus in der zweiten Lebenshälfte. Der Lebenszyklus definiert sich über regelmäßig eintretende oder wahrscheinliche Ereignisse, in denen soziale Identität ins Wanken geraten kann. So kann zum Beispiel der Verlust des Ehepartners ein Nachdenken über die Bewältigung der Trauer, die Gestaltung des weiteren Lebens ohne den Partner oder die Sinnfrage im Allgemeinen hervorrufen. Daher ergibt sich die Fragestellung, wie sich die soziale Identität der Betroffenen durch die Bewältigung der Ereignisse aus deren Sicht ändert. Dabei können verschiedene Bearbeitungsmuster mit unterschiedlichem Ausmaß von Selbstreflexivität rekonstruiert werden.

⁵⁴ Dieses Konzept von sozialer Identität hat in der amerikanischen und deutschen Soziologie eine lange Tradition. Zu verweisen ist auf Arbeiten von Goffman (1977), Strauss (1968), Scheff (1973), Garfinkel (1977) und Gildemeister/Robert (1987 A und B).

Mit dem Lebenszyklus gerät die spezifisch weibliche biografische Entwicklung in den Blick. Einige Ereignisse, zum Beispiel der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, betreffen beide Ehepartner, jedoch auf unterschiedliche Weise. Andere Ereignisse, wie die Verwitwung, treten bei Frauen prozentual häufiger als bei Männern ein. Von daher werden männliche und weibliche Lebenszyklen unterschieden. Die sozialpolitischen Rahmenbedingungen für ein Leben in der DDR prägten die weiblichen Biografien auf eine besondere Weise. Im Vergleich zu Westdeutschland waren die ostdeutschen Frauen länger erwerbstätig, die „Empty-Nest“-Phase setzte zudem früher ein, da sie die Kinder in der Regel in einem früheren Lebensalter bekamen. Die Frage war, wie diese Gegebenheiten das Selbstbild der Frauen in der DDR beeinflussten. Wie änderte sich das Selbstbild mit der Wende, und wie wurde die radikale Transformation des Lebenszyklus bewältigt? Zu berücksichtigen waren dabei auch die individuellen Ausprägungen des Lebenszyklus und die Abweichungen von der Norm. Die Frauen der untersuchten Altersgruppen sind Mütter oder kinderlos, ledig oder verheiratet, geschieden oder Witwe.

Der weibliche Lebenszyklus in der DDR steht in einem engen Zusammenhang mit den *Generationslagen*, für die familien- und bildungspolitische Maßnahmen eine Rolle spielten. In diesem Sinne kann der Familienzyklus als ein gesellschaftliches Produkt bezeichnet werden. Generell wird davon ausgegangen, dass Menschen verschiedener Generationslagen die DDR und die Transformation zur BRD unterschiedlich erlebten. Unterschieden werden daher drei Altersgruppen, die zwei Untersuchungsgruppen und eine Kontrastgruppe bilden:

- 1) Die 55- bis 60-Jährigen (im Jahr 2001); sie wurden während des Zweiten Weltkriegs oder kurz danach geboren. Diese Frauen zählen zur Nachkriegsjugend und wurden im DDR-System erzogen. Die Gleichberechtigung der Frau im Beruf war einer der Grundsätze der marxistisch-leninistischen Weltanschauung, und die meisten dieser Frauen gingen bis zur Wende einer bezahlten Beschäftigung nach. Zurzeit der Wende waren sie zwischen 47 und 52 Jahre alt, und ab diesem oder auch einem späteren Zeitpunkt erlebten viele eine Ausgrenzung vom ersten Arbeitsmarkt. Die Chancen dieser Altersgruppe auf einen neuen Arbeitsplatz sind gering. Zudem müssen diese Frauen, wenn sie mit 60 Jahren in den Ruhestand gehen wollen, Abschläge von ihrer Rente hinnehmen. Aufgrund der Tatsache, dass diese Bevölkerungsgruppe nicht mehr dauerhaft erwerbstätig ist, wurden sie als „junge Alte“ bezeichnet. Eine „innere“ Kontrastgruppe bilden Frauen der gleichen Generation, die ihre Erwerbstätigkeit ohne größere Schwierigkeiten fortsetzen.
- 2) Die 61- bis 70-Jährigen. Sie wurden vor oder zu Beginn des Zweiten Weltkriegs geboren. Einige dieser Frauen haben Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges; ihre Jugend erlebten sie in der Nachkriegszeit. Diese Generation baute die ostdeutsche Wirtschaft und Gesellschaft mit auf. Die Massenflucht und der Bau der Mauer 1961 gehören zu den prägenden Erlebnissen. 1990 befand sich auch diese Generation noch im erwerbstätigen Alter und war infolge der wirtschaftlichen Umbrüche und der vorher nicht gekannten Arbeitslosigkeit in besonderem Maße von Vorruhestandsregelungen betroffen. Im Frühjahr 1992 bezogen 784.000 Frauen zwischen 55 und 60 Jahren und Männer zwischen 55 und 65 Jahren Vorruhestands- und Altersübergangsgeld (vgl. Michel u. a. 1993, S. 296). Auch hier stellt sich die Frage, wie die Betroffenen diesen Bruch in ihrer Erwerbsbiografie erlebten. Im Vergleich zur jüngeren Altersgruppe wurde davon ausgegangen, dass diese Frauen besser abgesichert waren und sind.
- 3) Die über 71-Jährigen. Sie dienten als Kontrastgruppe. Die jüngeren Frauen dieser mehreren Generationen umfassenden Gruppe verbrachten ihre Kindheit während der nationalsozia-

listischen Zeit und ihre Jugend in der Sowjetischen Besatzungszone. Die älteren Frauen waren zurzeit des Hitler-Regimes Jugendliche oder junge Erwachsene. Einen großen Teil ihres Erwerbslebens absolvierten jedoch auch sie in der DDR. Als 1990 die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion griff, war diese Altersgruppe bereits im Rentenalter.

Mit Sicherheit ist eine stärkere Differenzierung innerhalb der Geburtskohorten möglich, doch sollte die Stellung der Frauen im Erwerbsleben zum Zeitpunkt der Wende das entscheidende Kriterium sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit erlebten die Frauen der jüngeren Altersgruppen in dieser Zeit eine biografische Krise. Selbst wenn sie ihren Arbeitsplatz nicht verloren, waren sie indirekt betroffen, wenn zum Beispiel Verwandte oder Freunde unter Arbeitslosigkeit litten oder sich das Arbeitsklima im Konkurrenzverhalten um die knappen Stellen veränderte.

Ob und wie sich die sozialen Beziehungen von Frauen durch die Systemtransformation bzw. Prozesse des Alterns veränderten, war eine weitere Fragestellung der Studie. Hierzu gehören die Beziehungen innerhalb der Familie, die Beziehung zum Partner und zu den Kindern. Diese Beziehungen können sich durch lebenszyklische Ereignisse und Statuspassagen ändern, zum Beispiel durch die eigene Arbeitslosigkeit, die des Partners, Kindes oder enger Verwandter. Auch Umzüge der Kinder können in Beziehungen eingreifen.

Ferner wird der Wandel der sozialen Netzwerke in das Blickfeld gerückt. Durch Geburtenrückgang und demografische Abwanderung ist die Region stärker gealtert. Innerhalb der Region ist die räumliche Mobilität vor allem durch Umzüge angewachsen. Auch können durch die Systemtransformation entstandene neue soziale Ungleichheiten Veränderungen bewirken. Zu fragen war, ob und wie sich die Beziehungen zwischen den so genannten Gewinnerinnen und Verliererinnen der Wende gestalten. Im Allgemeinen werden die Rentnerinnen als „Gewinnerinnen“ des Systemwandels gesehen. Damit wäre eine Personengruppe, die sich in der DDR eher in einer Randlage befand, in eine privilegiere Position gerutscht. Auch wenn die Veränderungen der Sozialstruktur nicht untersucht wurde, können doch Aussagen über den Wechsel der Beziehungen, so wie er sich für die befragten Frauen darstellt, getroffen werden.

Die Fähigkeit zur Gestaltung der sozialen Beziehungen gewinnt dann zunehmend an Bedeutung, wenn durch den Ruhestand alte Beziehungen zum Arbeitskollektiv verloren gehen und mehr erwerbsarbeitsfreie Zeit zur Verfügung steht. Hier war zu untersuchen, wie diese Gestaltungsaufgabe vor dem Hintergrund subjektiver Möglichkeiten und Bedürfnisse auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichem Erfolg bewältigt wird. Daraus kann geschlossen werden, ob und welcher Bedarf nach professioneller Unterstützung bei der Bewältigung von Problemen des Alterns besteht.

Die Untersuchung beinhaltet auch eine Rekonstruktion sozialer Milieus, verstanden im Sinne von Bevölkerungsgruppen, die sich durch eine gemeinsame Habitusformation auszeichnen. Mikro-Milieus nach Grathoff (1989) wären hiervon abzugrenzen. So verstandene Milieus werden nicht aus sozialen Schichten abgeleitet, sondern durch minimale und maximale Kontrastierungen zu spezifischen Einstellungen, Verhaltensweisen, ästhetischen Konzepten etc. rekonstruiert. Nur bei bewussten und habituellen Übereinstimmungen in verschiedenen Bereichen soll die Bezeichnung der sozialen Milieus gelten.

2.2 Die Erhebungsinstrumente und Durchführung der Erhebung

Die in der Untersuchung eingesetzten Erhebungsinstrumente beinhalten leitfadengeführte qualitative Interviews, Kurzfragebögen zu jedem Einzelfall, Beobachtungsprotokolle und Postskripte. Mit dem Kurzfragebogen wurde in standardisierter Form eine Reihe von statistischen Daten in Ergänzung zum qualitativen Interview erhoben. Dabei handelt es sich um solche Informationen, die von den subjektiven Interpretationen der Befragten weitgehend unabhängig sind. In den Beobachtungsprotokollen hielten die Interviewerinnen Angaben zum äußeren Erscheinungsbild der Interviewten, zu Wohnung, Wohnumgebung und Kommunen fest. Es handelt sich um Beobachtungen, die anhand einzelner Kategorien strukturiert sind sowie um offene Beobachtungen in Bezug auf Verhalten und Wohnsituation der Befragten. Damit wurden Schlussfolgerungen zu Lebenslage, Lebensstil und sozialem Milieu ermöglicht. Im Postskriptum notierten die Interviewerinnen zusätzliche Informationen, die über das Tonbandprotokoll des Interviews hinausgehen, zum Beispiel zum Zustandekommen des Interviews. Dabei wurden subjektive Eindrücke von der Interviewsituation formuliert.

Es wurden Leitfadeninterviews erhoben. Hinsichtlich ihrer Vorstrukturierung kann unterschieden werden in:

1. vergleichsweise stark strukturierte Leitfäden mit detailliert vorformulierten, in einer bestimmten Reihenfolge festgelegten Fragen. In anderen Leitfäden gibt es wiederum 2. Themenbereiche, die flexibel in das Interview eingebracht werden sollen, ohne dass die Reihenfolge der Fragen dabei eine Rolle spielt (das problemzentrierte Interview könnte hier subsumiert werden) (in Steinert und Thiele 2000, S. 137).

Die zweite Form wurde in der Erhebung angewandt; sie weist Ähnlichkeiten zum „sozialwissenschaftlich kompetenten Alltagsgespräch“ nach Oevermann auf.

Für die Erhebungen wurde ein Leitfaden entwickelt, der flexibel an die Interviewsituation angepasst werden konnte. Die Befragten sollten die Gelegenheit haben, von sich aus Themen einzubringen. Die im Interview vorgegebenen Themen des Leitfadens waren: „Erleben der Wende und der Zeit danach“, „Erwerbsbiografie“, „Beendigung der Erwerbstätigkeit“, „Prozesse des Alterns“ sowie „Lebenswelt und soziales Milieu“.

Drei erste Interviews wurden im Rahmen eines Pretests durchgeführt. Diese Interviews wurden analysiert und Leitfaden sowie Kurzfragebogen auf Grundlage der Ergebnisse modifiziert und ergänzt. Die Interviews wurden anschließend mit in die Stichprobe aufgenommen.

2.2.1 Auswahl der Befragten

In dem Projekt arbeiteten Studentinnen eines Forschungskolloquiums mit, die einen Teil der Interviews durchführten und diese dem Projekt zur Verfügung stellten. Die zu befragenden Frauen wurden über so genannte Multiplikatoren in verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen und durch persönliche Kontakte gewonnen. Als Partner fungierten Seniorenvereinigungen (Interessenvertretungen, Begegnungstäten, Sportgruppen etc.), Träger von Altenbetreuungseinrichtungen, Sozialämter, Fraueninitiativen und -vereinigungen, kommunale Gleichstellungsbeauftragte, Selbsthilfegruppen, Stadtteilbüros, Existenzgründungsprojekte, Arbeitsloseninitiativen, Pfarrer u. a. Nach den von uns formulierten Auswahlkriterien stammen alle befragten Frauen aus der Region, lebten bis 1990 in der DDR und sind einer der drei

Altersgruppen – 55 bis 60, 61 bis 70, über 70 – zuzuordnen. Die beiden jüngeren Altersgruppen sind jeweils mit mehr Fällen vertreten als die Kontrastgruppe der über 70-Jährigen. Es wurde darauf geachtet, dass Frauen mit unterschiedlichen Erwerbsbiografien – zum Beispiel erwerbsfähig, erwerbslos, im Vorruhestand – vertreten sind. Auch die unterschiedlichen Positionen zum System der DDR – zum Beispiel SED-Mitglied, Oppositionelle, Unpolitische – wurden so weit wie möglich berücksichtigt.

Die qualitative Sozialforschung bietet mit dem „theoretical sampling“ (vgl. Strauss 1994) mehrere Strategien für die Bearbeitung von Fällen. Nach äußeren Kategorien wie „erwerbstätig“ oder „arbeitslos“ können die Fälle entsprechend des maximalen oder minimalen Kontrastes ausgewählt werden. Dies geschieht normalerweise am Anfang einer Erhebung. Sind die ersten Fälle analysiert, werden weitere nach internen Kategorien ausgewählt. Dann kann die Kategorie „arbeitslose Frau“ zum Beispiel in mehrere Subkategorien unterteilt werden, die die soziale Situation oder Bewältigung der Arbeitslosigkeit näher charakterisieren. Die Kontrastierungen nach internen Kategorien erfordern mindestens zwei Erhebungswellen oder größere Abstände zwischen den Interviews, um so die ersten Interviews auswerten zu können.

Es wurden insgesamt 26 Interviews durchgeführt. Dadurch ist ein breites Spektrum von Fällen vertreten.

2.2.2 Zur Durchführung der Erhebung

Im Zeitraum zwischen September 2001 und Januar 2002 wurden von einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Projekts und fünf Studentinnen insgesamt 26 Interviews durchgeführt. Drei Studentinnen führten Interviews mit Frauen aus der Altersgruppe I (55 bis 60 Jahre) durch. Eine Studentin steuerte fünf Interviews mit Frauen der Altersgruppe I und eine zweite fünf Interviews mit Frauen der Altersgruppe II (61 bis 70 Jahre) bei. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin legte 13 Interviews vor, davon fünf mit Frauen aus der Altersgruppe III (71 Jahre und älter), drei aus der Altersgruppe II und vier aus der Altersgruppe I. Eine der befragten Frauen lebt nicht in der Region. Da ihr Fall jedoch einen interessanten Kontrast ergab, wurde er in die Stichprobe mit aufgenommen.

In Bezug auf die Interviewführung gab es deutliche Unterschiede. Einige Interviewerinnen gingen flexibel mit dem Leitfaden um, von anderen wurde er schematischer eingesetzt. Vor allem der schematische Einsatz zeichnet sich durch einige Nachteile aus, da das Mitteilungsbedürfnis der Befragten gelegentlich behindert wurde. Manche Frauen deuteten für sie biografisch wichtige Ereignisse an, ohne dass die Interviewerinnen darauf eingingen. Da ein Interview immer auch eine zwischenmenschliche Beziehung herstellt, gibt es zudem immer wieder Entscheidungszwänge, beispielsweise, ob nach dem Tod des Ehemanns gefragt wird oder nicht, da dieses Thema offensichtlich Schmerz auslöste und nur kurz von der Befragten erwähnt wurde. Insgesamt kann die Erhebung im Rahmen der Studie gleichwohl als erfolgreich eingeschätzt werden; ein vielseitiges Material lag vor.

2.3 Datenaufbereitung, Datenüberprüfung und Auswertung der Interviews

2.3.1 Qualitativer Ansatz zur Untersuchung sozialer Identitäten

Werden soziale Identitäten vor allem als interaktive Rekonstruktionen betrachtet, bieten sich ethno- bzw. soziografische Verfahren an. Solche Verfahren haben in der Sozialforschung eine längere Tradition.⁵⁵ Die Haltung, die der ethnografische Forscher einnimmt, hat Ähnlichkeiten mit der eines Fremden. In seinem berühmten Diskurs über den Fremden zeigt Simmel (1958), dass Fremdheit eine Form von Beziehung ist, die sich durch die Gleichzeitigkeit von Nähe und Entferntheit bestimmt. Fremd in diesem Sinne sind alle Menschen, zu denen eine soziale Beziehung besteht, die aber nicht zur eigenen Gruppe gehören. Schütz (1972) beschreibt einen anderen Aspekt von Fremdheit. Der Fremde, der sich in die andere Kultur integrieren und an ihr teilhaben will, muss sie sich vertraut machen. Er nimmt daher Neudefinitionen des Erlebten vor (vgl. Apfelbaum und Müller 1998, S. 9-10).

Naheliegend war es, sich an Schützes Biograficanalyse, mit der die subjektive Perspektive der Betroffenen bzw. deren Erfahrungsaufschichtung betont wird, zu orientieren. Die Analyse basiert auf narrativ-biografischen Interviews zum gesamten Leben oder einem längeren Abschnitt daraus. In der biografischen Erzählung werden „die Veränderungen des Selbst als Biografieträger“ (Schütze 1984, S. 82; 1981) wiedergegeben. Das Analyseverfahren nach Schütze war allerdings auf das vorliegende Datenmaterial nicht durchgängig anwendbar, da die Interviews nicht alle längere Erzählungen enthielten.⁵⁶

In der Orientierung an Glaser und Strauss (vgl. Strauss 1994) wandten wir das Verfahren der minimalen und maximalen Kontrastierung an. Gleichzeitig, da eine größere Datenmenge auszuwerten war, griffen wir auch auf das Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse zurück.⁵⁷

2.3.2 Datenmaterial und Wirklichkeitsebenen

In die Auswertung gingen Textprotokolle der qualitativen Interviews, Kurzfragebögen mit statistischen Daten sowie Beobachtungsprotokolle der Interviewerinnen ein. Bei der Auswertung der Interviews wurden die damit verbundenen verschiedenen Wirklichkeitsebenen beachtet.

Die Interpretation und der Vergleich der Kurzfragebögen führen zur Rekonstruktion von Lebenslagen und Biografien aus einer Außenperspektive. Das Verfahren wird in der sozialen

55 vgl. etwa Jahoda u. a. 1978, Hildenbrand und Müller 1984, Bohnsack u. a. 1995, Fengler und Fengler 1980, Müller 1979, Garfinkel 1977, Smith 1977

56 Ulrich Oevermanns objektive oder strukturelle Hermeneutik (Oevermann u. a. 1979) als eine weitere Möglichkeit der Textauswertung eignet sich besonders für die Analyse kürzerer Textausschnitte und weniger Interviews.

57 Dabei werden die Interviewtexte mit Hilfe eines Codeplans verdichtet (vgl. Steinert und Thiele 2000, S. 140 ff.). Auf der Basis des Interviewleitfadens und der Interviewdaten werden Kategorien und Subkategorien gebildet, die mit der Fragestellung in Zusammenhang stehen. Entsprechend der Textstellen werden Codes bestimmt und zugeordnet. Nach dieser deskriptiven Erfassung der Interviewtexte werden mit der zusammenfassenden Inhaltsanalyse die Aussagen zu den Kategorien und Subkategorien untersucht. Anschließend werden Gruppen von Befragten mit unterschiedlichen Merkmalen (zum Beispiel arbeitslose oder erwerbstätige Frauen) miteinander verglichen.

Gerontologie bei der Untersuchung von Lebenslagen häufig eingesetzt. Aus einer mehr oder weniger großen Kombination von Daten wird auf eine Lebenslage geschlossen. Auch bei einer quantitativen Milieuanalyse wird so vorgegangen, wenn eine Einteilung in Schichten vorgenommen wird, die unabhängig vom Zugehörigkeitsgefühl der Personen existieren. Ein solches Vorgehen ist legitim, wenn die Differenz von Innen- und Außenperspektive berücksichtigt wird.

Auch die Beobachtungen entstehen aus einer Außenperspektive. In der vorliegenden Untersuchung wird der Alltag vor Allem aus den Darstellungen in den Interviews erschlossen.

Sicher ist es kein Zufall, dass mehrere Interviewte die Interviewerinnen fragten, ob sie von „hier“ sind. Faktisch wurden in allen Fällen ostdeutsche Frauen von ostdeutschen Interviewerinnen befragt. Dies dürfte sich auf die Authentizität der Interviewbeteiligten positiv ausgewirkt haben und spricht für die Validität der Daten.

2.3.3 *Rahmenbedingungen der Studie und Auswertungsverfahren*

Es wurden 26 meist mehrstündige, qualitative Interviews, ergänzt durch Kurzfragebögen, die statistische Angaben und Beobachtungsbögen enthielten, durchgeführt. Damit lag eine relativ große Datensammlung vor, die mit abkürzenden, qualitativen Analyseverfahren ausgewertet wurde. Arbeitsintensivere Verfahren wie etwa die Sequenzanalyse nach Oevermann oder eine strukturell-inhaltliche Beschreibung nach Schütze waren wegen der Größe der Datenmenge nicht praktikabel. Ein weitgehend standardisiertes Anwendungsverfahren auf Grund der Forschungsfragestellung war ebenso wenig sinnvoll. Das übergreifende Thema betrifft die soziale Identität von älteren Frauen und deren Veränderung in den Prozessen der Systemtransformation und des Alterns. Mit standardisierten Verfahren hätten fallspezifische Besonderheiten wie ein früher Tod des Ehemanns oder die eigene schwere Krankheit weniger berücksichtigt werden können. Zu Fragestellung und Personengruppe existierten wenig Voruntersuchungen, um sicher sagen zu können, welche Kategorien zur Erfassung der Identitätsentwicklung bedeutsam sein könnten.

Bei der Transkription der Interviews wurde eine wörtliche Wiedergabe des Gesprächs angestrebt, auch für die Rede der Interviewerinnen, da sie zum interaktiven Kontext der Beiträge der interviewten Frauen gehört. Da in qualitativen Interviews das Interviewerverhalten nicht standardisiert wird, muss es bei der Datenauswertung einbezogen werden, um die Zuverlässigkeit und Gültigkeit der Erhebung zu sichern. Die Transkription der Interviews nahmen studentische Hilfskräfte und die Studentinnen, die im Rahmen ihrer Studien- oder Diplomarbeit das Material selbst erhoben, vor. Diese Verschriftlichung umfasst jeweils 30 bis 50 Seiten. Das darauf bezogene mehrstufige Auswertungsverfahren wird in Folge dargelegt.

Vorphase: Die ersten Arbeiten zur Datenauswertung fanden im Januar 2002 der Vorphase der Auswertung statt. Anschließend wurden Fragestellungen und erste Hypothesen entwickelt. Da in dieser Phase erst wenig Datenmaterial vorlag, wurde das intensivere Analyseverfahren der line-by-line-Analyse eingesetzt (vgl. Wolf und Müller 1997, S. 38-39).

Kodierungen im Einzelinterview, Fallskizzen bzw. -studien: Um die Zuverlässigkeit der Daten zu sichern, wurden die verschriftlichen Texte mit den akustischen Mitschnitten verglichen. Angesichts des knappen Zeitrahmens wurde das Gegenhören mit anderen Auswertungsarbeiten verbunden. So wurden in einer gesonderten Datei Kodierungen zu den entspre-

chenden Belegstellen notiert. In dieser gesonderten Datei wurden ebenfalls theoretische Skizzen („Memos“) festgehalten. Die Überprüfung und Ergänzung der statistischen Daten war eine weitere Aufgabe in dieser Phase. Geprüft werden musste, ob die Angaben im Kurzfragebogen mit den Darstellungen des Interviews übereinstimmen.

Den Abschluss dieser Arbeitsphase bildete eine Fallstudie. Diese ist Einzelfall bezogen: Die Entwicklung der sozialen Identität vor dem Hintergrund der Systemtransformation und des Alterns war die orientierende Fragestellung, mit der der Interviewtext zur Fallstudie verdichtet wurde. Die entsprechenden Textstellen wurden identifiziert, ähnliche Passagen gebündelt und zusammengefasst. So wurden ausführliche Fallstudien angefertigt. Interpretationen einzelner Abschnitte der Interviews wurden mit den dazugehörigen Zitaten belegt.

Mit der Fallstudie soll die Gesamtgestalt des Einzelfalls in das Blickfeld geraten. Eine Biografie selbst ist einmalig und nicht verallgemeinerbar. Es geht jedoch um empirische Aussagen, die über die Spezifik des Einzelfalls hinaus auf eine Gruppe von Personen (Typen) zutreffen. So sind zum Beispiel ähnliche Stigmatisierungsprozesse im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit zu beobachten. Um solche Aussagen zu prüfen und Variationen zu erklären, ist der Rückgriff auf den Einzelfall notwendig. Wichtig ist hierbei der biografische Hintergrund, so kann eine Frau Stigmatisierungen als ältere Arbeitnehmerin oder Arbeitslose als besonders gravierend erleben, weil sie ihre Arbeit zu DDR-Zeiten als anerkannt empfand („Jetzt ist man plötzlich nichts mehr.“).

Thematisch fokussierte Fallvergleiche: Die ersten thematisch fokussierten Fallvergleiche erfolgten im Wechsel zwischen Einzelfallauswertungen und fokussierten Fallvergleichen bereits, als noch nicht alle Interviews ausgewertet waren. Bei der fortlaufenden Auswertung der Interviews wurden die Fallvergleiche ergänzt und modifiziert und die anfangs gewonnenen Ergebnisse und Hypothesen überprüft. Anpassungsleistungen an die Systemtransformation und den Alternsprozess sind als komplexe Vorgänge, die sich auf die verschiedensten Lebensbereiche auswirken, zu sehen. Prozesse des Alterns lassen sich häufig an Ereignissen festmachen, die zwar nicht spezifisch für das Altern sind, aber mit zunehmenden Alter häufiger auftreten. Hierzu gehören chronische Krankheiten oder eine abnehmende Mobilität. Berücksichtigt wurde dabei, dass nicht alle Ereignisse alle Frauen gleichermaßen betreffen. Hier sei die Verwitwung oder die Kinderlosigkeit einiger Frauen genannt. Deshalb wurden Untergruppen gebildet und thematisch fokussierte Analysen durchgeführt.

Zunächst wurden Hauptkategorien bestimmt, nach denen die vergleichenden Analysen erfolgen sollten, Kategorien, die für die größere Anzahl der Frauen identitätsbestimmend wirken. Zugleich wurde geprüft, ob genügend Datenmaterial vorliegt. Zu den Hauptkategorien zählen das Leben in der DDR, das Erleben der Ereignisse um den Zusammenbruch des ostdeutschen Staats 1989/90 sowie das Erleben des Anschlusses an die Bundesrepublik Deutschland. Alle diese einzelnen Themen müssen nicht die gleiche Bedeutung für die Befragten besitzen; im Ergebnis hat sich gezeigt, dass die „Wende“ und die nachfolgende Systemtransformation sehr verschieden erlebt wurden. Obwohl der politische Umsturz begrüßt wurde, bewerten viele Befragte die 90er Jahre sehr kritisch. Insgesamt handelt es sich bei den genannten Hauptkategorien um die Erfassung retrospektiver Darstellungen. Sie sind sowohl vom Erinnerungsvermögen als auch von der Interaktionssituation abhängig. Darauf wird später näher einzugehen sein.

Die Kategorien Erwerbsbiografie und Arbeitslosigkeit nach der Wende wurden nur für Frauen der beiden jüngeren Altersgruppen herausgearbeitet. Verglichen wurden erwerbslose

mit nichterwerbslosen Frauen, wobei sich herausstellte, dass Arbeitslosigkeit in der Erwerbsbiografie verschiedene Bedeutungen haben kann. So wird sie in einigen Fällen positiv als eine als Art Vorruhestand erlebt.

Weitere Hauptkategorien behandeln den Übergang in die erwerbsfreie Zeit, Verwitwung, partnerschaftliches Zusammenleben im Ruhestand, Pflege von Müttern oder Schwiegermüttern. Jeder Hauptkategorie wurde eine Datensammlung zugeordnet, welcher die Kodierungen der Interviews zugrunde lagen. Der nächste Schritt beinhaltete die fallbezogenen Rekonstruktionen. Durch Einzelanalysen und zusammenfassende Interpretationen wurden einzelne Erwerbsbiografien genauer untersucht, als dies im Rahmen der Fallstudie möglich war. Die Fallstudien wurden zur methodischen Kontrolle herangezogen, unter anderem um den Stellenwert des Themas in der Gesamtbiografie zu klären. So geht das Erleben von Arbeitslosigkeit bei mancher Frau mit einem zweiten äußerst belastenden Lebensereignis zusammen.

Die anschließenden Fallvergleiche wurden nach der Strategie des minimalen und maximalen Kontrastes sensu Anselm Strauss vorgenommen. Minimale Kontrastierung bedeutet, ähnliche Fälle miteinander zu vergleichen, um verallgemeinerbare Muster und Typen herauszuarbeiten. Diese Typen und Muster müssen abstrakt genug sein, um mehr als einen Einzelfall zu erklären, und dürfen nicht zu abstrakt sein, so dass sie für den Einzelfall noch ausreichend Erklärungskraft besitzen. Maximale Kontrastierungen geschahen zunächst gedankenexperimentell. Eine Nachwende-Erwerbsbiografie, die aus subjektiver Perspektive als gescheitert gilt, wird zum Beispiel mit einer erfolgreichen Biografie kontrastiert. Anhand dieses sich „ausschließenden“ Vergleichs lassen sich unter Umständen Bedingungen des Erfolgs und Misserfolgs rekonstruieren – persönliche Kompetenzen und Einstellungen, Rahmenbedingungen wie Alter, Gesundheitszustand, berufliche Qualifikation. Auf diese Weise entstand zu jeder Hauptkategorie eine Kontrastbeschreibung, deren Vergleich es ermöglichte, allgemeine Identitätstypen herauszuarbeiten.

2.3.4 Versuch einer Milieurekonstruktion

Der Versuch, die Fallstudien den Milieu-Aufstellungen nach Vester u. a. (2001) zuzuordnen, warf Probleme auf. Die entsprechenden Kategorien waren wenig passfähig. Das kann zum einen mit einer DDR-spezifischen Mobilität zwischen den sozialen Schichten, zum anderen mit bestimmten Nivellierungstendenzen erklärt werden. Die Entwicklung nach der Wende führte überdies zu neuen sozialen Umschichtungen und Ungleichheiten, die bei einer Analyse sozialer Strukturen und Milieus berücksichtigt werden müssen. So verstehen sich die Ergebnisse der vorliegenden Studie als Beitrag zu einer qualitativen Rekonstruktion der Milieus für die neuen Bundesländer. Weitere Untersuchungen sind hier allerdings nötig.

2.4 Die Stichprobe und regionale Besonderheiten

25 der 26 interviewten Frauen wohnen in einem Gebiet, das im Folgenden als „die Region“ bezeichnet wird. Die Region umfasst den Landkreis Bautzen, den Landkreis Löbau-Zittau, den Niederschlesischen Oberlausitzkreis und die kreisfreie Stadt Görlitz. Sie ist Teil der Euro-Region Neisse-Nisa-Nysa. Dabei handelt es sich um eine Verbindung aus deutschen, polni-

schen und tschechischen Kommunalgemeinschaften. Die Region enthält Städte wie Görlitz und Bautzen mit einer zusammenhängenden historischen Bausubstanz. Verkehrsmäßig befindet sich die Region in einer Randlage, die durch die Fertigstellung der Autobahn zwischen Dresden und Görlitz etwas gemildert wurde.

Die größte Stadt in der Region ist Görlitz mit 57.629 Einwohnern (Stand vom 31.12.2005). Zwischen dem 31.12.1998 und dem 31.12.2001 verlor Görlitz 3820 Einwohner. Die Zahl der über 65-Jährigen stieg im selben Zeitraum um 907 Personen (vgl. Kreisstatistik des Statistischen Landesamts Sachsen). Bautzen, die nächstgrößere Stadt, zählte Ende 2001 42.688 Einwohner. Zittau mit 26.845 Einwohnern und Weißwasser mit 24.815 Einwohnern sind bereits zu den kleineren Kleinstädten zu zählen.

Von Bedeutung ist, dass in der Region eine slawische Volksgruppe mit verfassungsrechtlich anerkanntem Minderheitenstatus siedelt – die Sorben. In mehreren Gemeinden, hauptsächlich im Kamenzer Raum, wird Sorbisch als Hauptsprache gesprochen. Auch gibt es in der Region sorbische Schulen, sorbische Kultureinrichtungen, Medien sowie ein wissenschaftliches Institut. Zu erwähnen ist ferner, dass die Grenze zu Polen und Tschechien infolge des Zweiten Weltkriegs einen neuen Verlauf erhielt und den schlesischen Raum teilte.

Die Region grenzt im Osten an die Republik Polen und im Süden an die Republik Tschechien. Diese Lage an der Außengrenze der Europäischen Gemeinschaft und des Raums des Schengener Abkommens hat mehrere Auswirkungen. Die Außengrenze wird durch den Bundesgrenzschutz und den Zoll überwacht. Illegal Einreisende werden öfter aufgegriffen und abgeschoben, weshalb die Flüchtlings- und Asylproblematik präsenter ist als in anderen Regionen Deutschlands. Zwischen der Region und den angrenzenden tschechischen und polnischen Gebieten gibt es einen kulturellen Austausch und grenzüberschreitende Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten (vgl. Steinert 1999, S. 9-13) Steinert und Müller 2002, S. 162-192).

Die niederschlesische Stadt Görlitz ist geteilt, der Stadtteil östlich der Neisse bildet heute die polnische Stadt Zgorzelec. Für die Bewohner der Grenzregion wurde in den letzten Jahren der Grenzübergang in das jeweilige Nachbarland erleichtert. Zu den polnischen und tschechischen Grenzgebieten existiert ein Wohlstandsgefälle, da die Einkommen in Polen und Tschechien niedriger sind als in der deutschen Region.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist die Region durch ihre Randlage benachteiligt, und das nicht erst seit der Wiedervereinigung. „Die Oberlausitz war neben dem Vogtland, Teilen Vorpommerns und dem Chemiedreieck zwischen Halle und Leipzig bereits eine Krisenregion der DDR“ (Bast-Haider, Steinert 1999, S. 29). Vom Zusammenbruch der DDR war die Region besonders hart betroffen. Zur wirtschaftlichen Entwicklung zwischen 1989 und 1996 in den östlichen Landesteilen Sachsens schreiben Bast-Haider und Steinert:

Durch den Wegfall der Märkte in Osteuropa erlebten der Fahrzeug- und Landmaschinenbau einen dramatischen Niedergang, und die Textilindustrie erwies sich international als ebenso wenig konkurrenzfähig. Investitionen aus dem Westen Deutschlands erreichen Ostsachsen nur selten. Erschwerend kam die Billiglohnkonkurrenz aus den beiden Nachbarländern hinzu. Es entstand Arbeitslosigkeit, die wiederum eine steigende Abwanderung vor allem junger Menschen und damit eine Überalterung der verbleibenden Bevölkerung verursachte (Bast-Haider, Steinert 1999, S. 30).

Beschrieben wird hier ein wirtschaftlicher Zusammenbruch, dem jedoch kein wirtschaftlicher Aufbau folgte. Strukturelle Probleme, die für die Entwicklung der neuen Bundesländer in den letzten zwölf Jahren typisch sind, stellen sich in der Region verschärft. Diese Situation hat sich seit 1997 nicht verbessert. Die Arbeitslosigkeit ist weiterhin sehr hoch, ebenso wie Abwanderung und Bevölkerungsrückgang anhalten.

Arbeitslosigkeit

Alle drei Landkreise sowie die kreisfreien Städte Görlitz und Bautzen liegen im Arbeitsamtsbezirk Bautzen. Die Arbeitslosigkeit in der Region beträgt seit Jahren stets mehr als 20% aller Erwerbstätigen. Sie liegt damit deutlich über dem Durchschnitt in den neuen Bundesländern, wobei es zwischen den einzelnen Kreisen Unterschiede gibt. Der Landkreis Bautzen schneidet dabei noch am günstigsten ab. Nicht erfasst sind dabei die Frauen und Männer, die vorübergehend in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen oder Umschulungen beschäftigt, vermutlich aber nicht wieder in den Arbeitsmarkt integrierbar sind. Dabei dürfte es sich vor allem um ältere Frauen und Männer handeln. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt hat die Bevölkerungsentwicklung in der Region beeinflusst.

Bevölkerungsentwicklung der Region

Die Region Oberlausitz-Niederschlesien hat in den letzten 15 Jahren massive Bevölkerungsverluste zu verkraften.

„Seit 1990 sank die Bevölkerung um 20 Prozent von gut 750.000 auf heute 650.000 Einwohner. Bis 2020 wird ein weiterer Bevölkerungsrückgang um etwa 110.000 Bewohner bzw. 18 Prozent prognostiziert. In der Region werden dann voraussichtlich nur noch 540.000 Menschen leben. Das ist in nur 30 Jahren ein Bevölkerungsrückgang um knapp ein Drittel. Dieser Bevölkerungsrückgang hat seine Ursache in zwei Entwicklungen: die Geburten sind seit 1990 drastisch zurückgegangen, und viele Menschen haben die Region verlassen“.
(Kentschek 2005)

In der ganzen Region liegt der Bevölkerungsverlust deutlich über dem Landesdurchschnitt. Das bedeutet, dass sich die Binnennachfrage in der Region noch stärker verringert und der Wohnungsleerstand vergrößert hat als in anderen Regionen der neuen Bundesländer.

Auch die Bevölkerungsstruktur veränderte sich in den letzten drei Jahren. Gestiegen ist die Zahl der über 65-Jährigen. Gewachsen sind auch die Altersgruppe zwischen 18 und 25 Jahren und die Gruppe der unter 6-Jährigen. Letzteres ist damit zu erklären, dass die Zahl der Geburten nach 1994 leicht gestiegen ist, während sie zwischen 1990 und 1994 stark fiel. Alle anderen Altersgruppen mit Ausnahme der über 65-Jährigen sind kleiner geworden.

Diskussion: Offen ist die Frage, wie die Beitritte Tschechiens und Polens zur Europäischen Union und zum Schengener Abkommen die Situation in der Region verändern wird. Sie liegt nun nicht mehr am Rande des Wirtschaftsraums der Europäischen Union und kann andere Möglichkeiten der grenzüberschreitenden Wirtschaftsförderung erwarten. In jedem Fall ist zu erwarten, dass die Region ohne tiefgreifende und nachhaltige wirtschaftliche und politische Veränderungen weiter an Bevölkerung verliert und die Bewohner insgesamt älter werden. Der bisherige Niedergang der Region und die ungewisse Zukunft dürften das Lebensgefühl der Ostsachsen und ihre Lebenszufriedenheit beeinträchtigen.

2.5 Die Stichprobe im Überblick

Die Darstellung der Stichprobe basiert auf den Angaben der Kurzfragebögen, die subjektive Bewertungen durch die Befragten ausschließen lässt. Anders als im nachfolgenden empirischen Teil geht es hier nicht um die Perspektive der Betroffenen selbst. Die folgende Liste stellt die interviewten Frauen anhand ausgesuchter Kriterien vor:

Tabelle Sozialdemographische Daten der Interviewten

Anonymisierte Interviewnr.	Jahrgang	Familienstand	Anzahl der Kinder	Beruf/Rentnerin	Haushaltseinkommen (in DM)	Arbeitslosigkeit
18	1910	ledig	keine	Rentnerin	1800 - 2200	ja, vor dem Zweiten Weltkrieg
21	1923	geschieden	2	Rentnerin	1400 - 1800	nein
19	1925	Witwe seit 1998	3	Rentnerin	1400 - 1800	nein
20	1930	Witwe seit 1987	3	Rentnerin	1800 - 2200	nein
10	1930	Witwe seit 1987	2	Rentnerin	1800 - 2200	nein
1	1933	verheiratet	4	Rentnerin	2200- 2500	Vorruhestand
7	1935	verheiratet	3	Rentnerin	3500 - 4000	Vorruhestand
3	1936	geschieden	1	Rentnerin	2500 - 3000	ja, 1994
6	1936	verheiratet	5	Rentnerin	3500 - 4000	nein
15	1936	Witwe seit 1999	2	Rentnerin	1800 - 2200	Vorruhestand
14	1937	Witwe seit 1988	keine	Rentnerin	2200 - 2500	ja, 1996
13	1938	verheiratet	2	Rentnerin	über 4500	nein
11	1939	verheiratet	1	Rentnerin	3000 - 3500	ja
12	1939	Witwe seit 1978, in Lebenspartnerschaft	keine	Rentnerin	3000 - 3500	ja
2	1941	verheiratet	2	selbständige Landwirtin	über 4000	nein
9	1941	verheiratet	2	Arbeitslose Verkäuferin	2500 - 3000	ja
16	1941	verheiratet	2	Lehrerin in Altersteilzeit	keine Angaben	nein
24	1941	ledig	2 Kinder	erwerbsunfähige Rentnerin	1000 - 1400	ja

23	1942	verheiratet	2 Kinder	arbeitslose Erzieherin	3000 - 3500	ja
25	1942	verheiratet	1 Kind	arbeitslose Kauffrau	über 4500	ja
5	1943	Witwe seit 1996	2 Kinder	erwerbsunfähige Rentnerin	1800 - 2200	ja
22	1943	verheiratet	1 Kind	Sekretärin in ABM	3000 - 4500	ja
4	1944	geschieden	6 Kinder	arbeitslose Köchin	1000 - 1400	ja
8	1944	verheiratet	2 Kinder	Museumsleiterin	über 4500	nein
26	1944	verheiratet	3 Kinder	Arbeitslose	3500 - 4000	ja
17	1946	verheiratet	1 Kind	Bewährungshelferin	4000 - 4500	nein

Von 26 Frauen sind 14 verheiratet, davon sieben verwitwet, drei geschieden, zwei ledig. Alle Befragten waren mehr als 20 Jahre erwerbstätig, 23 Frauen sind Mütter. Die meisten von ihnen haben ein oder zwei Kinder, wie die folgende. Tabelle zeigt:

Tabelle: Anzahl der Kinder

Keine Kinder	3 Frauen
1 Kind	5 Frauen
2 Kinder	11 Frauen
3 Kinder	4 Frauen
4 Kinder	1 Frau
5 und mehr Kinder	2 Frauen

Die Befragten sahen sich vor die Aufgabe gestellt, Haushalt, Kindererziehung und Beruf miteinander zu vereinbaren. Zwar existierte in der DDR ein dichtes und staatlich gestütztes Netz von Kinderbetreuungseinrichtungen – Kinderkrippen, Kindergärten und Schullhorte; dies änderte jedoch an der Doppelbelastung der Frauen wenig. Ein Teil der Frauen unterbrach denn auch die Erwerbsarbeit, um sich der Erziehung der Kinder zu widmen.

Sechs Frauen arbeiteten mehr als 40 Jahre, 17 – also die Mehrheit – zwischen 30 und 40 Jahre und drei zwischen 20 und 30 Jahre. Bei zwei der drei Frauen, die zwischen 20 und 30 Jahren erwerbstätig waren, liegt ein relativ niedriges eigenes Renteneinkommen vor (unter 600 DM und zwischen 600 und 1000 DM). Das verdeutlicht noch einmal, dass Unterbrechungen wegen Erziehungszeiten nach geltendem Rentenrecht zu Benachteiligungen führen. Der hohe Anteil der lediglich zwischen 30 und 40 Jahre arbeitenden Frauen kann nicht allein mit der Erziehung der Kinder erklärt werden. Frauen, die studierten oder eine Fachschule besuchten, waren länger als 40 Jahre berufstätig. Andere, die wegen der Erziehungspause bis zu 10 Jahre ihre Erwerbsarbeit unterbrachen, können dennoch 30 Erwerbsjahre vorweisen. Besser gestellt sind dagegen diejenigen, die Erwerbsarbeit und Kindererziehung vereinbaren

konnten. Einige Frauen geben an, wegen der Kindererziehung nur zu Hause oder halbtags gearbeitet, also ebenfalls finanzielle Einschränkungen in Kauf genommen zu haben.

Von den 26 Befragten besuchten sechs eine Hochschule, vier eine Fachschule. Unter den sechs Hochschulabsolventinnen hat keine den Abschluss einer Erweiterten Oberschule – eine schloss eine Lehre mit Abitur ab, eine andere die Arbeiter- und Bauernfakultät, drei absolvierten ein Fernstudium und eine eine Junglehrer-Ausbildung nach beendeter Lehre. Dahinter steht, dass in der DDR der 50er und 60er Jahre – auch wegen der bis zum Mauerbau anhaltenden Massenflucht – Fachkräfte dringend benötigt und Frauen gute Aufstiegsmöglichkeiten geboten wurden. Von den Frauen, die keinen Fachschul- oder Universitätsabschluss hatten, qualifizierten sich etliche auf anderen Wegen (zum Beispiel durch Meisterkurse).

Der Versuch, die Vertreterinnen unserer Stichprobe bestimmten sozialen Schichten zuzuordnen, erwies sich als problematisch. Hier ist auf die große soziale Mobilität in den neuen Bundesländern hinzuweisen, wie es der Aufstieg von einer Landarbeiterin zur Agrar-Ingenieurin verdeutlicht. Es gibt Familien, in denen eine Arbeiterin mit einem Ingenieur oder eine Betriebsleiterin mit einem Handwerker verheiratet sind.

Eine der Fragestellungen ist, wie sich die Systemtransformation auf die Erwerbsbiografien ausgewirkt hat. Nach den sozialdemographischen Angaben der befragten Frauen ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle: Systemtransformation und beruflicher Auf- und Abstieg nach der Wende

Nummer des Interv.	Beruf vor der Wende	Beruf nach der Wende	Auf- oder Abstieg nach der Wende
18	Krankengymnastin	Rentnerin	entfällt
21	Buchhalterin, Angestellte	Rentnerin	entfällt
19	Helferin im Betrieb des Mannes (Bäcker und Müller), selbstständig	Rentnerin	entfällt
20	Landwirtschaftshelferin Fernstudium zur Diplom-Agraringenieurin, Angestellte	Rentnerin	entfällt
10	Arbeiterin, Altenpflegerin	Rentnerin	entfällt
1	Bäuerin, Hausfrau, Viehpflegerin in einer LPG	Vorruhestand, Beschäftigung über Aktion 55, Rente	Abstieg
7	Kindergärtnerin	Kindergärtnerin, Vorruhestand, Rentnerin	Abstieg
3	Lehrerin	Politikerin, Rentnerin	Aufstieg bis gleichbleibend
6	Mithelfend auf eigenem Bauernhof, Molkereifacharbeiterin, Köchin	Köchin, Rentnerin	gleichbleibend
15	Dekorateurin	Dekorateurin, freiwillige Arbeitslosigkeit, Rentnerin	gleichbleibend
14	Großhandelskauffrau, Finanzbuchhalterin	Finanzbuchhalterin, Rentnerin	gleichbleibend

13	Sekretärin	Sekretärin, Rentnerin	gleichbleibend
11	Industrieschneiderin, Abteilungsleiterin	arbeitslos, Rentnerin	Abstieg
12	Herrenmaßschneiderin, Kaffeeeköchin	arbeitslos, Rentnerin	gleichbleibend auf geringem Niveau bis Abstieg
2	LPG-Produktionsleiterin	selbstständige Landwirtin	Aufstieg
9	Verkäuferin, Sekretärin, Abteilungsleiterin in einer Kaufhalle	Verkäuferin, arbeitslos	Abstieg
16	Technische Zeichnerin, Lehrerin	Lehrerin, stellvertretende Schulleiterin	Aufstieg bis gleichbleibend
24	Angestellte, Sekretärin	Sekretärin, arbeitslos, Erwerbsunfähigkeitsrente	Abstieg
23	Kindergärtnerin	Kindergärtnerin, freiwillig arbeitslos	gleichbleibend
25	Schneiderin, Großhandelskauffrau	arbeitslos, ABM, Lehrgänge	Abstieg
5	Arbeiterin, ungelernte Gärtnerin	Arbeiterin, arbeitslos, Erwerbsunfähigkeitsrente	Abstieg
22	Sekretärin	arbeitslos, ABM	Abstieg
4	Altenpflegerin, Köchin	Köchin, arbeitslos	Abstieg
8	Bibliotheks-Leiterin	Bibliotheks-Leiterin	gleichbleibend
26	Sekretärin, Diplom-Betriebswirtin	Angestellte im Betrieb des Mannes, arbeitslos	gleichbleibend bis Abstieg
17	Kindergartenleiterin	Bewährungshelferin	gleichbleibend

Neun von 21 Frauen erlebten nach 1990 einen sozialen Abstieg in den Jahren vor Rentenbeginn. Fünf der insgesamt 26 Frauen waren zurzeit der Wende bereits verrentet, insofern entfällt bei ihnen die Unterscheidung. Ein sozialer Abstieg wird dann angenommen, wenn die Befragten arbeitslos wurden und Einkommenseinbußen hinnehmen mussten. Eine freiwillige Arbeitslosigkeit kurz vor Erreichen des Rentenalters wurde hingegen nicht als sozialer Abstieg gewertet. Wenn der Arbeitsplatz erhalten werden konnte oder ein beruflicher Aufstieg und eine materielle Verbesserung erreicht wurden, wird von einem sozialen Aufstieg ausgegangen. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Systemtransformation in jedem Fall Veränderungen in der Erwerbsbiografie bewirkte, zumeist bruchartige.

Die Mehrheit der befragten Frauen lebte in Städten, die meisten von ihnen in einer Stadt der Größenordnung 20.000 bis 61.000.

Tabelle: Einwohnerzahl und Altersgruppe

Einwohnerzahl der Kommune	Altersgruppe 55 - 60	Altersgruppe 61 - 70	Altersgruppe 71 Jahre und älter
bis 500	Keine	2 Frauen	2 Frauen
500 - 1000	1 Frau	2 Frauen	keine
1000 - 2000	Keine	Keine	keine
2000 - 10.000	Keine	Keine	keine
10.000 - 20.000	2 Frauen	Keine	1 Frau
20.000 - 61.000	9 Frauen	5 Frauen	2 Frauen

Die Gemeindegröße wirkt sich unterschiedlich auf das Älterwerden aus. In kleinen Gemeinden scheinen engere Nachbarschaftsbeziehungen zu bestehen als in größeren Städten. Auf dem Dorf kann es mit zunehmendem Alter schwieriger werden, Behörden, Arzt, Apotheke, Post, Bäcker und Fleischer zu erreichen. Drei der insgesamt sechs Frauen, die auf dem Lande wohnen, oder ihre Familienangehörigen besitzen ein Auto, das ihre Mobilität sichert. Insgesamt steht fünfzehn Frauen ein Auto zur Verfügung. Von den ältesten Frauen über 71 fährt nur eine Auto, in der mittleren Altersgruppe sind es sechs und in der jüngsten sieben Frauen. Im Folgenden werden die drei Altersgruppen differenzierter betrachtet.

2.5.1 Zur Altersgruppe der 55- bis 60-Jährigen

Zwölf der interviewten Frauen waren zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 55 und 60 Jahre alt. Zu ihrer Stellung im Erwerbsleben ergibt sich Folgendes:

Tabelle: Erwerbsstatus

Erwerbsstatus	Anzahl der Frauen	Anonymisierte Nummer des Interviews
Angestellte	2	17, 8
Selbstständige	1	2
In Arbeitsbeschaffungsmaßnahme Tätige	1	22
Bezieherin von Arbeitslosengeld	2	4, 9
Bezieherin von Arbeitslosenhilfe	3	26, 25, 23
Rentnerin aufgrund von Erwerbs- unfähigkeit	2	5, 24
In Altersteilzeit Tätige	1	16

Zum Zeitpunkt der Erhebung waren nur noch drei Frauen erwerbstätig. Alle drei erzielten ein relativ hohes Einkommen. Die Einkommenssituation dieser drei Befragten ist der folgenden Tabelle zu entnehmen:

Tabelle Einkommenssituation der erwerbstätigen Frauen

Anonymisierte Nummer des Interviews/Familien-Stand	Erwerbsjahre	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
2/verheiratet	30 – 40 Jahre	3500 – 4000	über 4000
8/verheiratet	30 – 40 Jahre	3000 – 3500	über 4000
17/verheiratet	30 – 40 Jahre	2500 – 3000	über 4000

Die Tabelle verdeutlicht, dass diese drei Frauen einen wesentlichen Beitrag zum Haushaltseinkommen leisten. Zwei der drei Frauen absolvierten ein Studium. Die erste behielt nach der Wende ihre Arbeitsstelle, die zweite wurde selbstständig, und die dritte schloss nach 1990 eine Umschulung zur Bewährungshelferin ab und trat in den Öffentlichen Dienst ein. Diese Frauen profitierten von der Systemtransformation. Bei den Frauen, die Arbeitslosengeld, -hilfe oder Erwerbsunfähigkeitsrente beziehen, ist das Gegenteil der Fall. Zur Einkommenssituation der nichterwerbstätigen Frauen gibt die folgende Tabelle Auskunft:

Einkommenssituation der nichterwerbstätigen Frauen

Anonymisierte Nummer des Interviews/Familien-Stand	Erwerbsjahre	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
4/geschieden	30 – 40 Jahre	Keine Angaben	1000 – 1400
9/verheiratet	20 – 30 Jahre	600 – 1000	2500 – 3000
23/verheiratet	30 – 40 Jahre	1000 – 1400	3000 – 3500
25/verheiratet	30 – 40 Jahre	unter 600	über 4500
26/verheiratet	30 – 40 Jahre	unter 600	3500 – 4000

Die Einkommenssituation der Frauen, welche Erwerbsunfähigkeitsrente beziehen, ist in der folgenden Tabelle dargestellt:

Tabelle Einkommenssituation der Frauen mit Erwerbsunfähigkeitsrente

Anonymisierte Nummer des Interviews/Familien-Stand	Erwerbsjahre	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
5/verwitwet	40 Jahre	Keine Angaben	1400 - 1800
24/ledig	30 - 40 Jahre	Keine Angaben	1000 - 1400

Deutlich sind die Unterschiede zwischen den Haushaltseinkommen über 4000 DM und Einkommen, die mit 1000 bis 1400 DM nahe am Sozialhilfesatz liegen. Man kann aber auch er-

kennen, dass Arbeitslosigkeit nicht automatisch Armut bedeutet. Die niedrigsten Haushaltseinkommen haben geschiedene arbeitslose Frauen und ledige Rentnerinnen. Hier wird der Zusammenhang zwischen Armut und Familienstand deutlich. Zwei arbeitslose Frauen mit relativ geringem Einkommen besitzen dennoch ein hohes Haushaltseinkommen, da ihre Ehemänner besser verdienen. Eine Frau aus der ersten Altersgruppe war in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme tätig:

Tabelle Einkommenssituation einer Frau in ABM

Anonymisierte Nummer des Interviews/Familienstand	Erwerbsjahre	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
22/verheiratet	30 – 40 Jahre	1400 – 1800	3000 – 3500

Alle diese Angaben stellen eine Momentaufnahme dar. So kann sich zum Beispiel das Einkommen einer Arbeitslosen schnell ändern, wenn die Transferleistungen des Arbeitsamts auslaufen.⁵⁸

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass in der untersuchten Altersgruppe soziale Ungleichheit entstanden ist. Arbeitslose Frauen sind gegenüber erwerbstätigen benachteiligt. Dies kann durch ein höheres Einkommen des Ehemanns ausgeglichen werden. Risikofaktoren für Benachteiligungen sind der Familienstand (ledig, geschieden) und Unterbrechungen der Erwerbsarbeit aufgrund von Kindererziehung.

Alle Frauen der ersten Altersgruppe sind Mütter, wobei die meisten (sieben) zwei Kinder groß zogen. Drei haben ein Kind, eine drei Kinder, eine fünf Kinder. Zwölf Frauen dieser Altersgruppe gaben an, (noch) keine Enkelkinder zu haben, neun haben Enkelkinder. Zum Zeitpunkt des Interviews befanden sich alle Kinder im Erwachsenenalter; dies wirkt sich auf die Haushaltsgröße aus. Die meisten Befragten leben in Zwei-Personen-Haushalten.

Tabelle Haushaltsgröße

Haushaltsgröße	Anzahl der Haushalte	Anonymisierte Nummer des Interviews
Ein-Person-Haushalt	2	5, 24
Zwei-Personen-Haushalt	9	4, 8, 9, 16, 17, 22, 23, , 25, 26
Mehr-Personen-Haushalt	1	2

Eine Frau (Interview 4) lebt mit ihrer Tochter in einem Zwei-Personen-Haushalt; sie rechnet damit, dass die Tochter bald mit ihrem Freund zusammenzieht. Acht Frauen aus Zwei-Personen-Haushalten leben mit ihrem Ehemann zusammen. Eine Frau – sie ist selbstständige Landwirtin – lebt in einem Vier-Generationen-Haushalt. Die Haushaltsgröße spielt eine Rolle, wenn es um den Lebensstandard und das zur Verfügung stehende Einkommen geht.

⁵⁸ Eine Frau in Altersteilzeit, die vorher als Lehrerin arbeitete, wollte keine Angaben zu ihrem Einkommen machen.

Zwischen den Einkommens- und Wohnverhältnissen besteht ein offensichtlicher Zusammenhang. Vier Frauen wohnen mit ihrem Partner im eigenen Haus:

Tabelle Einkommensverhältnisse

Anonymisierte Nummer des Interviews	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
2	3500 – 4000	über 4000
23	1000 – 1400	3000 – 3500
25	Unter 600	über 4500
26	Unter 600	3500 – 4000

Drei der vier Haushaltseinkommen liegen deutlich über dem Durchschnitt. In allen Fällen war mindestens einer der Ehepartner nicht von Arbeitslosigkeit betroffen.

Bei den acht Mieterinnen ergibt sich ein differenzierteres Bild. Zwei Mieterinnen (Interview 8, 17) waren zum Zeitpunkt des Interviews erwerbstätig, eine befand sich in Altersteilzeit (Interview 16), eine arbeitete in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (Interview 22), zwei waren arbeitslos (Interview 4, 9), zwei bezogen Rente (Interview 5, 24):

Tabelle Wohn- und Einkommensverhältnisse

Anonymisierte Nummer des Interviews/Erwerbsstatus	Anzahl der Zimmer/Größe der Wohnung	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
8/erwerbstätig	4 Zimmer/100 m ²	3000 – 3500	über 4000
17/erwerbstätig	3 Zimmer/50 - 70 m ²	2500 – 3000	über 4000
16/Altersteilzeit	3 Zimmer/70 - 100 m ²	keine Angaben	keine Angaben
22/ABM	2 Zimmer/bis 50 m ²	1400- 1800	3000 - 3500
9/arbeitslos	2 Zimmer/50 - 70 m ²	600 - 1000	2500 - 3000
4/arbeitslos	2 Zimmer/50 - 70 m ²	1000 - 1400	1000 - 1400
24/Rentnerin	2 Zimmer/bis 50 m ²	1000 - 1400	1000 - 1400
5/Rentnerin	3 Zimmer/50 - 70 m ²	1800 - 2200	1800 - 2200

Drei Frauen, die über ein relativ hohes und sicheres Haushaltseinkommen verfügen (Interview 8, 17, 16), leben in Wohnungen mit drei oder mehr Zimmern. Wenn das Haushaltseinkommen niedriger oder unsicher ist (Interview 22), wird eine Zwei-Zimmer-Wohnung bevorzugt. Nur eine Frau mit einem geringeren Einkommen wohnt in einer Drei-Zimmer-Wohnung. Sinnvoll ist eine Unterscheidung zwischen Zwei- und Ein-Personen-Haushalten. Drei Frauen (Interview 22, 9, 4) wohnen mit einer weiteren Person in einer Zwei-Zimmer-Wohnung; damit sind besondere Regelungen des Zusammenlebens erforderlich.

2.5.2 Zur Altersgruppe der 61- bis 70-Jährigen

Aus der zweiten Altersgruppe wurden neun Frauen interviewt, alle waren zum Zeitpunkt der Erhebung Rentnerinnen. Die älteste ist 1933 geboren, die jüngste 1939. Da alle Frauen vor 1940 geboren sind, konnten sie noch mit 60 Jahren ohne Abschlüsse in Rente gehen. Auf den Lebensstandard der Rentnerinnen wird im empirischen Teil näher eingegangen. Vorab sei bereits darauf hingewiesen, dass von Altersarmut in keinem der Fälle die Rede sein kann. Nur bei einer Befragten (Interview 1) fällt das Haushaltseinkommen niedriger aus (2200 bis 2500 DM), wobei in diesem Fall jedoch keine Mietzahlungen entrichtet werden müssen. Diese Interviewte hat vier Kinder und schied wegen deren Erziehung für längere Zeit aus dem Erwerbsleben aus.

Die Mehrheit der befragten Frauen ist verheiratet, einige verwitwet. Zum Familienstand der Interviewten gibt die folgende Tabelle Aufschluss:

Tabelle Familienstand

Familienstand	Anzahl der Frauen	Nummer des Interviews
Ledig	Keine	-
Geschieden	1	3
Verwitwet	3	12, 14, 15
Verheiratet	5	1, 6, 7, 11, 13

Eine verwitwete Frau (Interview 12) lebt in einer Partnerschaft, weshalb sich ihre Lebenssituation von der einer alleinstehenden Witwe unterscheidet. Sie unterscheidet sich wegen der Witwenrente auch von der einer verheirateten Frau. Insgesamt leben drei Frauen (Interview 3, 14, 15) in Ein-Personen-Haushalten und sechs in Zwei-Personen-Haushalten (Interview 1, 7, 6, 13, 11, 12).

In der zweiten Altersgruppe sind zwei Frauen kinderlos. Insgesamt ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle Anzahl der Kinder

Anzahl der Kinder	Anzahl der Frauen	Nummer des Interviews
Keine	2	14, 12
1	2	3, 11
2	2	13, 15
3	1	7
4	1	1
5 und mehr	1	6

Zwei Frauen (Interview 1, 6) mit mehr als drei Kindern unterbrachen ihre Erwerbsarbeit zugunsten der Kindererziehung für längere Zeit. Vier Frauen waren zwischen 30 und 40 Jahre erwerbstätig und drei länger als 40 Jahre. Alle Frauen mit Kindern haben auch Enkelkinder. Auf die aktuellen Wohnverhältnisse zum Zeitpunkt des Interviews geht die folgende Tabelle ein:

Tabelle Aktuelle Wohnverhältnisse

Nummer des Interviews	Größe des Haushalts	Art oder Größe der Wohnung	Eigenes Einkommen (in DM)	Haushaltseinkommen (in DM)
1	2 Personen	eigenes Haus	unter 600	2200 - 2500
12	2 Personen	eigenes Haus	1400 - 1800	3000 - 3500
13	2 Personen	eigenes Haus	1000 - 1400	über 4500
6	2 Personen	eigenes Haus	1000 - 1400	3500 - 4000
7	2 Personen	3 Zimmer ⁵⁹	1400 - 1800	3500 - 4000
11	2 Personen	2,5 Zimmer ⁶⁰	1400 - 1800	3000 - 3500
3	1 Person	2 Zimmer ⁶¹	2500 - 3000	2500 - 3000
14	1 Person	2 Zimmer ⁶²	2200 - 2500	2200 - 2500
15	1 Person	3 Zimmer ⁶³	1800 - 2200	1800 - 2200

In dieser Gruppe gibt es vier Hauseigentümerinnen. Alle Ehepaare aus dieser Altersgruppe verfügen über mehr als zwei Zimmer in ihrer Wohnung. Insgesamt sind die Wohnverhältnisse besser als in der jüngeren Altersgruppe. Das kann Zufall sein, da keine repräsentative Auswahl vorliegt. Es kann aber auch an der abgesicherten materiellen Lage dieser Altersgruppe liegen, der bessere Bedingungen wie der Vorruhestand geboten wurden.

2.5.3 Zur Altersgruppe der 71-Jährigen und Älteren

Zwei Frauen aus dieser Gruppe sind 1930 geboren. Sie hätten über das 60. Lebensjahr hinaus arbeiten können, wenn die DDR weiter bestanden hätte. Eine Frau war zum Zeitpunkt des Interviews 92 Jahre alt (1910 geboren), eine Frau ist Jahrgang 1925, die andere 1923. Die drei Frauen waren also 1990 bereits Rentnerinnen.

Alle fünf Befragten waren in dieser Altersgruppe zum Zeitpunkt des Interviews allein stehend und lebten in einem Ein-Personen-Haushalt. Der Familienstand wird in folgender Tabelle dargestellt:

Tabelle Familienstand

Familienstand	Anzahl der Frauen	Nummer des Interviews
Ledig	1	18
Geschieden	1	21
Verwitwet	3	10, 19, 20

⁵⁹ 50-70 m²

⁶⁰ Siehe Fußnote 2

⁶¹ Siehe Fußnote 2

⁶² bis 50 m²

⁶³ Siehe Fußnote 2

.In dieser Gruppe erhält die Bewältigung des Alterns als alleinstehende Frau und der Kontakt zu den eigenen Kindern und Enkelkindern, sofern es sie gibt, immer mehr Bedeutung. Wieviel Kinder die Befragten haben, geht aus folgender Aufstellung hervor:

Tabelle Familienstand

Anzahl der Kinder	Anzahl der Frauen	Nummer des Interviews
Keine	1	18
1	Keine	-
2	2	10, 21
3	2	19, 20
4	Keine	-
5 und mehr	Keine	-

Alle vier Frauen, die Kinder haben, haben auch Enkelkinder. Die folgende Tabelle enthält einige Daten zur Lebenslage:

Tabelle Wohn- und Einkommensverhältnisse

Nummer des Interviews	Art oder Größe der Wohnung	Eigenes Einkommen (in DM)
20	eigenes Haus	1800 – 2200
19	eigenes Haus	1400 – 1800
10	3 Zimmer/50 - 70 m ²	1800 – 2200
18	2 Zimmer/50 - 70 m ²	1800 – 2200
21	2 Zimmer/36 m ²	1400 – 1800

Von den zwei Frauen, deren Einkommen am niedrigsten ausfällt, wurde eine (Interview 21) noch zu DDR-Zeiten geschieden und lebt ausschließlich von ihrer eigenen Rente. Wegen einer Krankheit pausierte sie längere Zeit oder arbeitete nur halbtags. Die andere war als mit-helfende Familienangehörige im Betrieb des Mannes tätig.

2.5.4 Diskussion der Daten

In der Altersgruppe zwischen 55 und 60 Jahren sind die Einkommensunterschiede am größten. Hier gibt es zum Beispiel vier Ehepaare mit einem Haushaltseinkommen von über 4000 DM und zwei allein stehende Frauen mit einem Haushaltseinkommen von 1000 bis 1400 DM. Dies ist Ausdruck einer neuen sozialen Ungleichheit. Folgende Risiken können zu einem geringen Einkommen oder zu Armut führen: Scheidung, Unverheiratet-Sein, Unterbrechungen in der Erwerbsarbeit durch Krankheit oder Kindererziehung, Arbeitslosigkeit. Keines dieser Risiken führt automatisch zu einem geringeren Einkommen, das Zusammen-treffen mehrerer Faktoren erhöht jedoch das Risiko.

Krankheit bzw. der Zustand der eigenen Gesundheit oder der von Familienangehörigen ist in allen drei Altersgruppen ein relevantes Thema. 13 von 26 Frauen leiden unter schwereren Krankheiten oder Behinderungen, (Interview 1, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10, 12, 15, 18, 19, 24). Eine dieser Frauen erlitt vier Jahre zuvor einen schweren Unfall und lag in Folge mehrere Wochen im Koma.

Die Feststellungen stützen sich auf Selbstauskünfte, nicht auf ärztliche Untersuchungen. Es ist schwer einzuschätzen, welches existenzielle Ausmaß die Krankheit oder die Behinderung Einzelner erreicht. In der Altersgruppe der 55- bis 60-Jährigen geben fünf Frauen an, keine schwereren Krankheiten und Behinderungen und vier schwerere Krankheiten und Behinderungen zu haben. In der zweiten und dritten Altersgruppe ergibt sich ein umgekehrtes Bild; hier sind mehr Frauen von Krankheiten betroffen als solche, die sich als gesund empfinden.

Unter welchen Krankheiten leiden die Frauen? Zwei geben Krebs an, zwei Diabetes. In einigen Fällen kam es zu einer Häufung oder einer Abfolge von Krankheiten – zum Beispiel eine Wirbelsäulenerkrankung, Venenentzündung, Krebs und Depression.

Die Bewältigung von Krankheiten und Behinderungen nimmt in diesen Altersgruppen einen großen Stellenwert ein. Für elf Frauen waren oder sind zusätzlich die schweren Krankheiten des Ehemanns oder Partners ein bedeutsames Thema (Interview 1, 3, 5, 6, 10, 13, 14, 15, 17, 19, 20). Fünf dieser elf Frauen sind verwitwet

Diskussion der Daten: Obwohl nicht repräsentativ, liefern diese Daten doch einen Hinweis darauf, dass Krankheit in der Altersgruppe zwischen 55 und 70 Jahren ein Thema ist. Diese Erkenntnis sollte in den Diskussionen über die Anhebung der Rentenaltersgrenzen oder die Erhöhung der Frauenerwerbsquote im Zuge des für die nächsten Jahrzehnte zu erwartenden demografischen Wandels berücksichtigt werden. Wenn Frauen bis zum vollendeten 65. Lebensjahr arbeiten müssen, werden viele dazu nicht in der Lage sein, weil sie erwerbsunfähig oder gesundheitlich so stark beeinträchtigt sind, dass sie auf dem Arbeitsmarkt massive Benachteiligungen erfahren. Schließlich würde sich die Zahl der arbeitslosen älteren Frauen und die der Rentnerinnen aufgrund von Erwerbsunfähigkeit erhöhen.

3 Theoretischer Hintergrund

3.1 Sozialgerontologische Ansätze

In der Sozialgerontologie ist ein Theoriedefizit vor allem in Bezug auf eine gesellschaftstheoretische Ausrichtung zu monieren (vgl. Backes 1997, S. 63, 100). So stellen Naegele und Tews (1991, S. 329) fest:

Das Theoriedefizit im sozialgerontologischen Bereich lässt sich mühelos beklagen, wir sehen derzeit nur wenige Anhaltspunkte dafür, dass sich dies auf absehbare Zeit ändern könnte.

Die Vorstellung vom Altern als Defizit war längere Zeit dominant. So unterschied Theodore Lidz (1974, S. 658 ff.) drei Phasen des Alterns. Die erste Phase beginnt mit dem Eintritt in den Ruhestand. In dieser sei der Mensch noch fähig, für sich selbst zu sorgen. Es folgt die

Phase der Seneszenz mit zunehmender Abhängigkeit des alten Menschen von anderen und die Phase der Senilität, in der das Gehirn die erforderlichen Anpassungsleistungen nicht mehr erfüllen kann. Alter wird stark mit Abhängigkeit verbunden.

Allerdings gibt es kaum Menschen, die nicht jenseits des 70. Lebensjahres durch die physischen Alterungsvorgänge in ihrer physischen Leistungsfähigkeit merklich nachlassen und behindert werden. Das Leben des alten Menschen wird, was sonst auch immer geschehen mag, mit dem Eintritt in den Ruhestand und durch die Rückkehr zur Abhängigkeit von anderen von Grund auf verändert (Lidz 1974, S. 658-659).

Diese Annahme eines Defizits wurde zum Teil von Anhängern der Psychologie des Alterns kritisiert. So stellt Ursula Lehr fest:

Berücksichtigt man diese in neun Punkten zusammengetragenen Einwände gegen das Defizit-Modell und überprüft die verschiedenen Argumente, so erscheint die Altersvariable nur eine unter vielen anderen Determinanten der geistigen Leistungsfähigkeit im höheren Alter. Gruppenvergleiche, die den möglichen intervenierenden Variablen (wie Ausgangsbegabung, Schulbildung, berufliches Training, stimulierende Umgebung, Gesundheitszustand, biografische Gesamtsituation, motivationale Bedingungen) Rechnung tragen, lassen Altersunterschiede zurücktreten, dagegen innerhalb ein und derselben Altersgruppe erhebliche Leistungsunterschiede deutlich werden (Lehr 1977, S. 84).

Deutlich wird, dass Vorstellungen von einem Altersdefizit differenziert werden müssen. Ältere Menschen sind jüngeren Menschen keineswegs generell geistig unterlegen. Andererseits lässt sich aber auch nicht verleugnen, dass im hohen Alter geistige Fähigkeiten nachlassen und Demenzkrankheiten häufiger auftreten als im mittleren Lebensalter. Viele der von Lehr genannten Variablen verweisen auf biografische und andere soziale Zusammenhänge. Dies dürfte auf den besonderen Stellenwert von sozial bedingten Differenzierungen und damit auf eine alterssoziologische Perspektive verweisen.

Backes stellt zusammenfassend fest, dass die soziologischen Alternstheorien wenig gesellschaftstheoretisch ausgerichtet sind. Dies gilt besonders für die Perspektive der Bedeutung des Alterns für die Gesellschaft (vgl. Backes 1997, S. 103). Die gesellschaftstheoretischen Erklärungen der Disengagementtheorie und der Aktivitätsthese sind problematisch. Der Ansatz „Strukturwandel des Alters“ bleibt ebenso deskriptiv wie die Ansätze zu Lebensstilen oder sozialen Milieus Älterer. Eine gesellschaftstheoretische Erklärung von Altern scheint nicht zu gelingen. Dies könnte auch damit zusammenhängen, dass der Gegenstand der Alterssoziologie relativ diffus ist. Unterschiedliche gesellschaftliche Probleme betreffen unterschiedliche Personengruppen und stehen in Zusammenhang mit dem Altern wie die soziale Integration älterer Arbeitnehmer und Arbeitsloser, die Finanzierung des Rentensystems oder die Organisation und Finanzierung des Pflegesystems.

Altern gesellschaftstheoretisch zu begründen ist nicht das Ziel der Untersuchung. Fokussiert werden vielmehr die soziale Identität älterer Frauen und deren Entwicklung vor dem Hintergrund der Systemtransformation. Interaktive Konstruktion von Altern, die Konzepte des Generationslagenansatzes und der sozialen Milieus fließen ein.

3.2 Altern vor dem Hintergrund der Systemtransformation in Ostdeutschland

Zweifellos hat der Zusammenbruch der DDR und der folgende Anschluss des östlichen Landesteils an die Bundesrepublik Deutschland zu radikalen Veränderungen geführt. Im Folgenden wird skizziert, wie diese Veränderungen in Bezug auf das Altern in den vorher beschriebenen Konzepten der Generationslage, der Lebenslage und Lebensstile sowie des Lebenszyklus reflektiert werden. Dabei wird auch das Thema der Bewältigung des Vorruhestands bzw. Ruhestands berücksichtigt.

3.2.1 *Systemtransformation und Generationslage*

Die Generationslage bzw. die Kohortenspezifik der heute Älteren wird vor allem unter zwei Aspekten diskutiert, die miteinander in Zusammenhang stehen. Der erste Aspekt meint die Beziehung der Betroffenen zum Gesellschaftssystem der DDR, in dem sie 40 Jahre gearbeitet und gelebt haben. Der zweite Aspekt betrifft die Erwerbsbiografie nach der Wende sowie die Frage nach dem Erleben der erfahrenen Umbrüche.

Michel, Ernst und Riedel (1993, S. 298) verweisen auf die besondere Bedeutung des Vorruhestands gerade bei dieser Generation.

Die Verdrängung aus der Berufsarbeit verbindet sich so mehr mit dem Makel der Arbeitslosigkeit denn mit dem Gedanken des „verdienten Ruhestands“, was im Hinblick auf die Kohortenspezifik der Frührentner, die u. a. in der engen Verflechtung von Individualbiografie und DDR-Geschichte besteht, einer „Entwertung der Lebensleistung“ (Wolf 1991a) gleicht.

Für das Bild vom „verdienten Ruhestand“ steht eine abgeschlossene Lebensleistung, zum Beispiel eine berufliche Leistung beim Aufbau eines Betriebs oder der Erwerb von Vermögen. Dieser Zusammenhang ist hier nicht mehr herstellbar, vielmehr wird eine Abwertung der Lebensleistung von den früheren DDR-Bürger empfunden.

Viele aus dieser Generation haben das, was in der DDR existierte, mit ihrer Hände Arbeit aufgebaut. Niemand hatte die Auffassung, dass es effektiver, technisch besser als vieles in den alten Bundesländern war. Das, was als verletzend empfunden wird, ist nicht der selbst empfundene Unterschied zur Lebenswelt des Westens, sondern die abwertende Interpretation des von ihnen in den 40 Jahren Geleisteten (Haupt und Winkler 1996, S. 101). Erstmalig leben die über 50-Jährigen mit dem Gefühl, das Geld annehmen zu müssen, dass sie selbst nicht mehr erwirtschaften (können). Darüber hinaus wird für viele gleichzeitig die Zweckmäßigkeit der bisherigen Lebensleistung in Frage gestellt (Naumann, Klehm und Hagemann 1997, S. 18).

Nach Naumann, Klehm und Hagemann (1997, S. 17) liegt ein „Werte-, Sinn- und Identitätsverlust“ vor, der individuell bewältigt und verarbeitet werden muss. Die Systemtransformation und ihre politische Legitimation, vor allem aber die abwertende Interpretation gingen demnach mit einer tiefen Verletzung einher, denn nur in diesem Fall kann von Identitätsverlust gesprochen werden.

In obigem Zitat wird auf die Abwertung der ostdeutschen Lebensleistung und damit auf eine Stigmatisierung hingewiesen. Es handelt sich um eine westdeutsche Sichtweise auf ostdeutsche soziale Identitäten. Diese westdeutsche Perspektive wird unter anderem von Thomas Roethe (1999) formuliert. Die Bürger der DDR bezeichnet er als:

Ausbeuter dessen, was ohnehin schmal genug noch her- und bereitgestellt wurde, diese euphemisch so genannten Bürger, unentwegte Verbraucher staatlicher Mittel und Maßnahmen, haben ihr Gemeinwesen und damit sich selbst bis aufs Weißblut ausgesaugt, weil sie ihm zwar komplizenhaft alles an Leistungen abgenommen hatten, enorme Staatsverschuldungen inbegriffen, ohne im Gegenzug selbst mit Gegenleistung wenigstens für sich selbst und die immer wieder beschworene solidarische Gemeinschaft einzustehen (Roethe 1999, S. 42).

Die Art und Weise dieser Bewältigung ist hingegen eine Fragestellung vorliegender Studie. Roethe verweist auf Betrug und Korruption als Erscheinung der Mangelwirtschaft in der DDR.

Das so genannte Volkseigentum entwickelte sich so immer mehr zu einer Art von privatem Zugriffseigentum, an dem man sich inoffiziell und freundschaftlich schadlos halten konnte ... Unterstellt, eine wie immer große Mehrheit der DDR-Bevölkerung habe an den Segnungen der Solidarität teilgenommen – anders wären die häufigen Klagen über deren Verschwinden kaum zu erklären –, hätte man es dabei mit einer Bevölkerungsschicht zu tun, die Betrug, sanfte Korruption, manierliche Bestechung und freundschaftliche Unterschlagung als Normalfall des gesellschaftlichen Zusammenlebens erfahren hat (Roethe 1999, S. 54).

Nach Roethe gab es demnach in der DDR eine Schicht von Kleinkriminellen und Leistungsverweigerern. Ob diese Sichtweise angemessen ist, kann in der vorliegenden Untersuchung nicht entschieden werden. Aufgabe ist es nicht, ein Werturteil dazu abzugeben, wie die Ostdeutschen „wirklich“ waren. Wichtig ist vielmehr, dass es sich um ein Stigma handelt, das bewältigt werden muss.

Die Aufbaugeneration zählt zu den Verlierern der Wende, weil sie in besonderem Maße von Massenarbeitslosigkeit und Entberuflichung betroffen ist. Wichtig ist hierbei der Kontrast zur Erwerbssituation vorher:

Die heute neu in das Rentenalter eintretenden Personen haben ihr gesamtes Erwerbsleben in der DDR ohne Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes durchlaufen (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 287).

Die Generation der Männer und Frauen, die 1990 im „späten Mittelalter“ oder älter war, wird zu den Verlierern der Wende gezählt.

Zu den Verlierern bei den Veränderungen werden die berufstätigen Frauen, die am ehesten arbeitslos werden und bleiben, und die Generation des „späten Mittelalters“ gerechnet, die zur Zeit der Wende zwischen 45 und 50 Jahre war (Geißler 1992a). Die Entwicklung der im Schnellkurs und maßlos nachgeholten Entberuflichung schon der über 50-Jährigen wurde bereits ausführlich beschrieben (Tews 1993, S. 315).

Die älteren Generationen, die 1990 das Rentenalter erreichten oder bereits im Rentenalter waren, werden dagegen zu den Gewinnern gezählt.

Zu den Gewinnern gehören auch die Rentner, ein Teil von ihnen wurde aus der Randlage befreit, in die sie eine produktionsorientierte sozialistische Sozialpolitik gebracht hatte. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die Rentenerhöhungen nicht in allen Fällen mit dem Anstieg der Lebenshaltungskosten (Preise, Mieten u. a.) der zum Teil marktwirtschaftlichen Bedingungen unterliegt, abgestimmt werden konnten, so dass es gerade unter den Rentnern Gruppen gibt, die zumindest vorübergehend in prekäre ökonomische Situationen geraten (Geißler 1992a, S. 25 f., zitiert nach Tews 1993, S. 315).

Die Rentner befanden sich nach Geißler vorher in einer sozialen Randlage, aus der sie durch die Systemtransformation befreit wurden. Berücksichtigt werden jedoch einige Anpassungsprobleme beim Wechsel zum westdeutschen Rentensystem.

Diskussion: Der Generationsansatz beleuchtet wichtige Aspekte des Alterns während des Prozesses der Systemtransformation. Mit dem Generationsschicksal kann demnach eine starke Krise der sozialen Identität verbunden sein. Menschen wurden unerwartet mit einer Erscheinung konfrontiert, die sie vorher nur aus Berichten der Westmedien kannten: die Massenarbeitslosigkeit. Vor dem Hintergrund dieser Krise können spezifische Verhaltensweisen und Einstellungen erklärt werden. Doch auch hier ist eine Differenzierung notwendig. Zu unterscheiden sind die unterschiedlichen Haltungen und Einstellungen zum DDR-System, je nach Schichtzugehörigkeit und politischer Einstellung innerhalb derselben Generation. Zum zweiten sind oder waren keineswegs alle Mitglieder der Aufbaugeneration von Massenarbeitslosigkeit betroffen. So gibt es auch unter den „Verlierergenerationen“ einzelne „Gewinner“. Ferner muss die Unterscheidung von Gewinnern und Verlierern differenziert werden. So kann man zwar selbst materiell zu den Gewinnern gehören, durch das Schicksal von Familienangehörigen aber belastet sein. So stellten Michel u. a. (1993, S. 291) fest: „Die zunehmende Erwerbslosigkeit der Kinder belastet die Senioren in erheblichen Maße.“

3.2.2 *Alltag und Lebenslage*

Wer die Auswirkungen der Systemtransformation auf die Biografien und die soziale Situation der Menschen untersuchen will, muss zunächst Lebensverhältnisse, Lebenslagen und Lebensstile in der alten DDR betrachten. Nach Michel u. a. (1993) war die DDR eine stark nivellierte Gesellschaft:

Auch hat die soziale Nähe von Bürgern mit unterschiedlichem Status und Einkommen zu einer anderen Qualität von Beziehungen als in den westlichen Bundesländern und zur Angleichung von Verhaltensweisen geführt. So kam es durch die geringen Einkommens- und Statusunterschiede sowie die systemimmanente Umbewertung des Prestiges vieler Berufe in der DDR zu einer relativ starken Vereinheitlichung der Lebenswerte und Lebensstile (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 299).

Wenn diese Einschätzung zutrifft, muss gefragt werden, inwieweit eine Unterscheidung zwischen verschiedenen sozialen Milieus trägt. Dennoch kann generell von geringeren Unterschieden und größerer Mobilität gesprochen werden. Vor diesem Hintergrund waren die Veränderungen nach 1990 besonders groß. Nicht nur wird nun die Differenz zwischen den Einkommen Erwerbstätiger und Arbeitsloser erheblich, vielmehr findet auch eine soziale Ausdifferenzierung statt. Dies hat Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit, die im Allgemeinen in Ostdeutschland niedriger ist als in Westdeutschland.

Als Folge der Systemtransformation entstanden soziale Ungleichheiten. Gleichzeitig kann nach der Wende ein Wertewandel festgestellt werden. So stieg beispielsweise ein „hohes Einkommen“ im Wert.

Im Gegensatz zu früheren Untersuchungen wird „Einkommen“ bereits höher bewertet als „Arbeit“. Bei eigenen Analysen am Institut für Sozialmedizin der Universität Leipzig im Rahmen der bereits erwähnten Intervallstudien „Senioren 90“ und „Senioren 91“ konnte beim Lebenswert

„hohes Einkommen“ in der Gruppe der älteren Menschen innerhalb eines Jahres der höchste Bedeutungszuwachs konstatiert werden (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 299).

Das Einkommen kann sich demnach zu einem wichtigen Unterscheidungskriterium zwischen Schichten und Klassen entwickeln, während in der DDR die Einkommensunterschiede nicht so deutlich waren.

Im früheren System hatte Arbeit eine große Bedeutung im Leben von Männern und Frauen. Dabei war das Arbeitskollektiv wichtig:

In der DDR hatte Arbeit bei höherer Arbeitszeit einen anderen Stellenwert, sie war jedoch auch verbunden mit Mängeln in der Arbeitsdisziplin und Arbeitsmotivation, der Betrieb ein „Hort emotional-sozialer Geborgenheit“, bei der Arbeit – für viele auch darüber hinaus – dienten die Arbeitskollektive vermutlich auch als Schutzschirm gegen Leistungsanforderungen an den Einzelnen und als soziale Nischen, die systembedingte Einschränkungen des Lebens erträglich machten (Geißler 1992b, S. 151, zitiert nach Tews 1993b, S. 319).

Das Arbeitskollektiv war mit westdeutschen Kollegenkreisen oder Teams kaum vergleichbar. Als „Hort sozialer Geborgenheit“ werden dem Kollektiv quasi Familienfunktionen zugeschrieben. Dies dürfte sich für ältere Frauen und Männer geändert haben, die nach 1990 erwerbslos wurden.

Mehr als bei den Vorruheständlern in Westdeutschland bedeutet Frühverrentung für die Betroffenen in den neuen Bundesländern Verlust des zentralen Vergesellschaftungsmusters (Zierke 1991, zitiert nach Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 297).

Arbeit war nicht nur eine Vergesellschaftungsform der Männer, sie gehörte auch zum Leben der Frauen:

Im Unterschied zu den alten Bundesländern betrug die Frauenerwerbsquote in der DDR 91 v. H. Die Erwerbstätigkeit der Frau war in der Regel zur Selbstverständlichkeit geworden und eine Voraussetzung für selbstbestimmtes Leben (Miethe 1990). Mit dem Verlust der eigenständigen Erwerbstätigkeit wird gleichzeitig versucht, Frauen wieder auf tradierte Rollen zu orientieren und ihnen vorrangig den Bereich der gesellschaftlich unterbewerteten Pflegetätigkeit in der Familie zuzuweisen (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 287-288).

Deutlich gemacht wird hier der Kontrast zwischen der DDR-Zeit und der Zeit nach der Wende, in der Frauen nahegelegt wurde, sich wieder an tradierten Rollen zu orientieren. Die Stellung der Frau in der DDR wird von Michel u.a. sehr positiv gesehen:

Zahlreiche Maßnahmen zur Förderung der beruflichen Integration von Frauen in der DDR trugen dazu bei, ihnen ein selbstbestimmtes, vom Einkommen des Mannes unabhängiges Leben zu ermöglichen. Das hat zur Folge, dass auch Frauen in der ehemaligen DDR in den höheren Altersgruppen ein relativ hohes Bildungsniveau besitzen (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 288).

Inwieweit den Frauen in der DDR ein selbstbestimmtes Leben tatsächlich möglich war, mag hier dahingestellt sein. Wichtig ist, dass die Position der Frau in der DDR positiv beschrieben wird und dies auch dem Selbstbild vieler DDR-Frauen entspricht, die die Systemtransformation entsprechend skeptisch beurteilen. In vorliegender Studie geht es nicht um die Darstellung der DDR-Gesellschaft, sondern um die Fremd- und Selbstbilder der Befragten.

Mit der Sozialunion von 1990 wurde das Sozialsystem der Bundesrepublik Deutschland in den neuen Bundesländern eingeführt. Das alte Sozialsystem der DDR wird von einigen Autoren als „vormundschaftlich“ bezeichnet (vgl. Dallinger und Naegele 1993, S. 301). Für die meisten Rentnerinnen und Rentner hat sich die Situation heute verbessert. Vorher war das Rentenniveau sehr niedrig, es lag zum Schluss nur noch bei 30% des Durchschnittseinkommens (vgl. Dallinger und Naegele 1993, S. 302). Gleichzeitig entstehen jedoch auch soziale Ungleichheiten zwischen Rentnern und Rentnerinnen:

Eine weitere Folge der Übertragung ist schließlich auch die in diesem Ausmaß bislang kaum gekannte Differenzierung von Alterseinkommen und materiellen Lebensstandards im Osten. (Dallinger und Naegele 1993, S. 304)

Zur Vertiefung der sozialen Gegensätze kommt ein weiterer Gegensatz hinzu, der zwischen Ost und West.

In der Presse wurden deutsche Vergleichsergebnisse des Datenreports 5 mit dem Satz präsentiert, „dass es den Leuten in der Tat materiell gesehen nicht schlechter als früher geht, aber dass sie es anders empfinden“. Nach der Wende wurden die Westdeutschen von den Ostdeutschen kurzum als Vergleichsmaßstab vollends eingeführt, alles wird nun an deren Lebensstandard gemessen, berechtigt oder nicht (Tews 1992b, S. 314).

Die Differenzierung der Einkommen im Rentenalter ist im Zusammenhang mit dem eheorientierten westdeutschen Rentenrecht zu sehen.

Insgesamt kommt es zu einer Übertragung des westdeutschen Modells der eheorientierten abgeleiteten sozialen Sicherung der (Haus-)Frauen und zu einem Wegfall der DDR-spezifischen Elemente der eigenständigen Sicherung der Frau (Bäcker 1992). Es wird also ein ehe- und familienzentriertes Rentenrecht eingeführt, das schon in der Alt-Republik immer weniger den veränderten Lebenswürfen von Frauen entspricht, erst recht aber nicht mehr denen der DDR mit deutlich höheren Zahlen an Alleinerziehenden oder berufstätigen Müttern (Dallinger und Naegele 1993, S. 304).

Die Feststellung, dass sich die finanzielle Situation der Rentnerinnen und Rentner verbessert hat, muss also dahingehend differenziert werden, dass es neue Problemgruppen gibt.

Diskussion: Unterschiedliche Lebenslagen machen eine Übertragung westdeutscher sozialgerontologischer Konzepte und Erkenntnisse fragwürdig. Selbst wenn sich die Lebenslage ostdeutscher und westdeutscher Rentnerinnen und Rentner weiter angleicht, gäbe es noch einen relevanten Unterschied: den Kontrast zwischen der DDR-Zeit und der Zeit danach. Die Entwicklung führt von einer nivellierten Gesellschaft hin zu sozialen Ungleichheiten – wenn dem so ist, muss dies auch zu veränderten Sozialbeziehungen führen.

3.2.3 *Lebenszyklen von Frauen in der DDR*

Klaus-Peter Schwitzer verweist auf eine Besonderheit der Lebensläufe vieler Frauen in der DDR. Die „Verjüngung des Alters“

trat in der ehemaligen DDR nahezu ausschließlich in Form des frühen Abschlusses der Familienphase auf. Typisch war, dass ca. 90% aller Frauen zumindest ein Kind zur Welt gebracht haben, in den letzten Jahren zunehmend, bevor sie das 25. Lebensjahr vollendet hatten und dass lediglich

9% aller Frauen im Alter über 30 Jahren (weitere) Kinder zur Welt brachten. Dieser frühe Geburtengipfel war darauf zurückzuführen, dass wesentliche soziale Aktivitäten wie Berufsausbildung, Einstieg in den Erwerbsprozess, Haushalts- und Familiengründung nicht zeitlich nacheinander, sondern nebeneinander vollzogen wurden (Schwitzer 1993, S. 278).

Der relativ frühe Abschluss der elterlichen Phase im Familienzyklus hatte mehrere Auswirkungen. So verlängerte sich die Lebenszeit, in der die Frauen unbelastet von Erziehungspflichten voll im Erwerbsleben stehen konnten. Nach den ersten Jahren der intensiven elterlichen Phase griff später eine Entlastung durch Ganztagskindergärten und Ganztagschulen. Hinzu kam eine andere sequenzielle Abfolge, auf die Schwitzer hinweist. Die meisten Mütter waren noch relativ jung, die elterliche Phase konnte schon während der Ausbildung beginnen und fiel so nicht in die Erwerbsphase. Auch hier unterstützte eine Reihe familienpolitischer Maßnahmen.

Eine Besonderheit der Lebensläufe vieler Frauen in der DDR war, dass sie mit 60 Jahren in Rente gehen konnten, jedoch weiter arbeiten durften. Allerdings machten von dieser Möglichkeit immer weniger Frauen Gebrauch:

Zur Entberuflichung des Alters in der ehemaligen DDR bleibt festzustellen, dass es einen Trend der rückläufigen Erwerbstätigkeit im Rentenalter gab. Der Unterschied zur Bundesrepublik bestand jedoch vor allem darin, dass die Berufsaufgabe nahezu ausschließlich aus privaten Motiven heraus erfolgte (gesundheitliche Gründe, Haushalt, Partnerschaft, Freizeitinteressen) und nicht auf arbeitsmarktbedingte und wirtschaftsstrukturelle Trends, betriebliche Interessen, Modernisierungsstrategien u. ä. zurückzuführen, also eher unmittelbar sozial determiniert war (Schwitzer 1990a, zitiert nach Schwitzer 1993, S. 279).

Durch die Systemtransformation veränderten sich die Bedingungen völlig. Die Geburtenzahlen gingen drastisch zurück, und das Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes stieg an. Für die heute älteren Frauen kann dies bedeuten, dass die elterliche Phase zwar auch früh endete, sie aber später Großmütter werden. Auch die verlängerte Berufstätigkeit über das 60. Lebensjahr hinaus war nach der Wende nicht mehr aktuell, auch wenn sie als ein Recht angesehen wurde.

So äußerten in einer Befragung von Senioren in Leipzig, die 1990 und 1991 als Wiederholungsstudie durchgeführt wurde, rd. 43% der Männer und 52% der Frauen, dass ältere Menschen grundsätzlich das Recht auf Weiterarbeit im Rentenalter haben sollten. Diejenigen, die nicht dieser Aussage zustimmten, begründeten ihre Antwort vorrangig mit der gegenwärtigen hohen Arbeitslosigkeit, also nicht mit dem Wunsch, in den „Ruhestand“ zu treten (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 287).

Es ging schließlich um eine noch frühere Entberuflichung, dabei wurde auf die Älteren durchaus moralischer Druck ausgeübt:

Analysen zur Situation des Arbeitsmarkts zeigen, dass von dieser frühzeitigen Entberuflichung alle Berufsgruppen und Qualifikationsstufen betroffen sind, von Menschen ab dem 55. Lebensjahr geradezu ein Verzicht auf den Arbeitsplatz zugunsten jüngerer Kollegen erwartet wird: Der Eintritt ins Rentenalter erfolgt also nicht freiwillig (Michel, Ernst und Riedel 1993, S. 287).

Diskussion: Es gibt beträchtliche Unterschiede zwischen den Lebensläufen älterer Frauen in der DDR und in Westdeutschland. In der BRD betrug die Erwerbsquote der 55- bis 60-jährigen Frauen 1992 nur 45,2 % (vgl. Kehm und Müller 2002 b).

3.3 Zur Bevölkerungsentwicklung in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer

Die Bevölkerungsentwicklung wird bestimmt durch die natürliche Bevölkerungsentwicklung und die Wanderungsbewegung. Zur natürlichen Bevölkerungsentwicklung gehört der Unterschied zwischen der Zahl der Geburten und der Zahl der Todesfälle. In Deutschland ist die Zahl der Geburten seit 1967 rückläufig. Seit mehreren Jahrzehnten werden in Deutschland weniger Kinder geboren als für den Erhalt der Bevölkerung notwendig ist. Die Geburtenzahlen sinken weiter; im Jahre 2001 kamen 730.000 Kinder – 3,9% weniger als im Jahr zuvor – auf die Welt (Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung vom 21.05.2002).

In den nächsten Jahren kommen geburtenschwächere Jahrgänge in das Alter, in dem Männer und Frauen in der Regel Eltern werden. Daher wird ein weiterer Rückgang der Geburtenzahlen erwartet (vgl. Enquete-Kommission, Deutscher Bundestag 2002, S. 15). In einigen Jahren wird die Zahl der Personen, die das Rentenalter erreichen, wesentlich größer sein als die Zahl der Personen, die ihre Berufsausbildung oder ihr Studium beenden. Diese Entwicklung wird sich dann weiter verstärken, so dass die Zahl der Personen im erwerbsfähigen Alter zurückgeht. Ohne einen Überschuss an Zuwanderung wäre schon zu Beginn der 1970er Jahre die Bevölkerungszahl gefallen, dies gilt jedoch nur für die alten Bundesländer. In den neuen Bundesländern ist die Bevölkerung seit 1990 zurückgegangen. Das ist mit einer hohen Abwanderung und einem starken Rückgang der Geburtenzahlen zwischen 1990 und 1994 zu erklären. Inzwischen sind die Geburtenzahlen zwar wieder gestiegen, doch das ohnehin niedrige westdeutsche Niveau haben sie noch nicht erreicht:

Während in den neuen Bundesländern zwischen 1991 und 2000 ein Bevölkerungsrückgang um rund 670.000 Personen zu verzeichnen war, kumulierten sich in den alten Bundesländern positive Binnen- und Außenwanderungssalden zu einer Bevölkerungszunahme um knapp 2,7 Mio. (Enquetekommission, Deutscher Bundestag 2002, S. 16).

Ein Ende des Bevölkerungsrückgangs in den neuen Bundesländern ist nicht abzusehen. Zur Entwicklung im Jahre 2001 schreibt das Statistische Bundesamt:

Insgesamt gesehen hat die Bevölkerung im früheren Bundesgebiet (ohne Berlin-West) um 0,5% gegenüber 2000 zugenommen, während sie in den neuen Bundesländern um 0,9% zurückgegangen ist (Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung vom 30.09.2002).

Die Verluste durch Abwanderung sind bei den jüngeren Jahrgängen besonders stark.

Die neuen Bundesländer verloren somit innerhalb von fast zehn Jahren rund 170 Tausend unter 18-Jährige und rund 170 Tausend 18- bis unter 25-Jährige, und dies war, beide Altersgruppen zusammengenommen (344 Tausend) der Hauptteil der ostdeutschen Abwanderungen in Richtung Westen (Juliane Roloff 2001, 14).

Die Abwanderung der jüngeren Jahrgänge und das Sinken der Geburtenzahlen führen zu einem schnelleren Altern der Gesamtbevölkerung. Der Anteil der über 65 Jahre alten Männer und Frauen an der Gesamtbevölkerung wächst – eine Entwicklung, die wirtschaftliche Folgen hat:

Wer wissen will, wie ein rasch alterndes, schrumpfendes Deutschland ohne ausländische Zuwanderer aussehen würde, kann sich heute schon zwischen Rügen und dem Erzgebirge umsehen.

Da schließen Kindergärten und Grundschulen. Wohnungen stehen leer. Geschäfte, Restaurants und andere Dienstleistungsbetriebe müssen aufgeben, weil sich an manchen Orten nicht genug Umsatz machen lässt (Rainer Münz in: Die Zeit 18/2001, S. 3)

Verschiedene Experten sind der Ansicht, dass eine solche Entwicklung ganz Deutschland erfassen wird, wenn nicht entsprechende politische Gegenmaßnahmen getroffen werden. Solche Maßnahmen bleiben nicht ohne Folgen für den Arbeitsmarkt und die Finanzierung der Sozialversicherungen. Mittelfristig sind eine Zuwanderungspolitik, eine Erhöhung der Frauenerwerbsquote und eine Anhebung der Altersgrenze für Rentner im Gespräch.

Die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland wird auch in Zukunft je nach Region unterschiedlich verlaufen. Auch in Westdeutschland gibt es Regionen wie das Saarland und Bremen, in denen die Bevölkerung nicht zunimmt (vgl. Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung vom 20.09.2002). In wirtschaftlich stärkeren Regionen wird die Bevölkerung durch Binnenwanderung weniger stark abnehmen oder sogar zunehmen. Fraglich ist jedoch, ob die neuen Bundesländer dazu gehören werden. Wahrscheinlicher ist, dass die Bevölkerung in den meisten Regionen der neuen Bundesländer auch weiterhin stärker abnehmen wird als im Bundesdurchschnitt.

Die zukünftige Entwicklung lässt sich schwer prognostizieren, da offen ist, welche Maßnahmen in den nächsten Jahren mit welchem Erfolg umgesetzt werden. Einige Trends lassen sich dennoch schon jetzt abschätzen.

Das Renteneintrittsalter für Frauen, für Langzeitarbeitslose und Schwerbehinderte wurde heraufgesetzt. Die Rente wegen Arbeitslosigkeit und nach Altersteilzeit wird schrittweise von 60 Jahren auf 63 Jahre heraufgesetzt. Schwerbehinderte können mit 63 Jahren ohne Abschläge in Rente gehen. Eine Altersrente für Frauen (ab 60 Jahre) erhalten nur noch Frauen, die vor 1952 geboren wurden. Frauen, die nach 1940 geboren wurden, müssen Abschläge in Kauf nehmen, wenn sie mit 60 Jahren in Rente gehen wollen. Geplant ist, das reguläre Rentenalter schrittweise von 65 auf 67 anzuheben. Es ist anzunehmen, dass diese Entwicklung in den nächsten Jahren zu mehr Arbeitslosigkeit führen wird, wenn sich in den neuen Bundesländern die Situation auf dem Arbeitsmarkt nicht nachhaltig verbessert. Die Bereitschaft von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, vorzeitig in Ruhestand zu gehen, wird wegen der Abschläge sinken.

Ältere Arbeitslose über 60 Jahre werden arbeitslos bleiben, nachdem ihr Anspruch auf Arbeitslosengeld abgelaufen ist. Ab 2008 ist mit einer Entspannung auf dem Lehrstellenmarkt zu rechnen, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge die Schule verlassen. Auf dem Arbeitsmarkt wird sich dies aber erst später auswirken.

Die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags zum demografischen Wandel erwartet einen Mangel an Fachkräften in Deutschland, wobei unklar ist, wann diese Situation eintreten wird. Die Entwicklung solle dann durch Zuwanderung, aber auch durch Anhebung von Altersgrenzen abgeschwächt werden. Als eine mögliche Maßnahme diskutiert die Enquete-Kommission (Deutscher Bundestag 2002, S. 159) die Erhöhung des Renteneintrittsalters bei steigender durchschnittlicher Lebenserwartung. Auch wird eine Erhöhung der Rentenabschläge angeregt.

Die Abschlagssätze in der gesetzlichen Rentenversicherung reichen mit 3,6 % pro Jahr im Regelfall nicht aus, um Anreize für ein vorzeitiges Ausscheiden zu vermeiden. Im neuen umlagefinan-

zierten Rentensystem in Schweden sind die Abschläge etwa von doppelter Höhe (Deutscher Bundestag 2002, S. 160).

Der Trend geht also deutlich in Richtung Verlängerung der Lebensarbeitszeit. Dies wird Konsequenzen für die Gruppe der älteren Männer und Frauen zwischen 50 und 65 Jahren in den neuen Bundesländern haben.

Handlungsempfehlungen der Enquete-Kommission zum demografischen Wandel weisen die Erhöhung der Beschäftigungschancen Älterer, die Gleichstellung von Frauen im Erwerbsleben und die Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf, Kinderbetreuung und Pflege aus (Deutscher Bundestag 2002, S. 82). Dies würde zu einer Erhöhung der Erwerbsquoten von Frauen und von älteren Menschen führen. Erwartbar wäre dann eine höhere berufliche Mobilität, etwa durch Umschulungen, aber auch räumliche Mobilität. Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit vor allem der älteren Menschen waren bisher die Chancen der älteren Frauen und Männer relativ gering, durch Umschulung bzw. Wegzug einen Arbeitsplatz zu erhalten. Auch war ein Umzug wegen der geringen noch verbleibenden Lebensarbeitszeit finanziell wenig attraktiv. In Zukunft dürfte sich jedoch der Druck verstärken, länger zu arbeiten, um ein ausreichendes Alterseinkommen zu erzielen (Anreize zur Frühverrentung entfallen, die Witwenrente wurde gesenkt).

Solange in den neuen Bundesländern die Arbeitslosenquote hoch ist, kann dieser Druck zu einer Verschlechterung der finanziellen Situation einer Gruppe von älteren Frauen führen. Dies gilt für leistungsgeminderte Arbeitnehmerinnen, die auch bei einer besseren Lage auf dem Arbeitsmarkt geringere Chancen haben, aber auch für Frauen, die aus familiären Gründen räumlich nicht mobil sind. Mittelfristig dürfte sich jedoch die Erwerbstätigenquote der älteren Menschen erhöhen. Die Arbeitssituation von 50- bis 65-jährigen Frauen wird sich dann stark verändern und neue Problemlagen schaffen.

Die Erwerbsbiografien der Frauen in den neuen Bundesländern unterscheiden sich stark von den Erwerbsbiografien der Frauen in der DDR. In der DDR war die Erwerbstätigenquote (Erwerbstätige ohne Arbeitslose) der Frauen relativ hoch. In den neuen Bundesländern hat sie sich der Quote in Westdeutschland angeglichen (57,7% Deutscher Bundestag 2002, S. 58).

Deutlich wird, dass viele Frauen in den neuen Bundesländern ihre Lebenspläne nicht realisieren können:

So waren viele ostdeutsche Frauen (28%), die ihre Berufstätigkeit zwischen 1990 und 1992 wegen Kinderbetreuung unterbrochen hatten, anschließend arbeitssuchend bzw. arbeitslos, während es in Westdeutschland nur 1% waren (G. Maier 2000, S. 277).

Trotz einer höheren Erwerbsneigung befinden sich viele der ostdeutschen Frauen in einer ähnlichen Situation wie westdeutschen, die sich später auch auf ihre Rente auswirkt. Zeiten der Arbeitslosigkeit führen zu geringeren Renten; wenn kein Anspruch auf Leistungen besteht, etwa weil der Mann ein höheres Einkommen hat, wirken sich diese Zeiten gar nicht auf die Höhe der Rente aus.

Durch den demografischen Wandel verändern sich Familienstrukturen. In den jüngeren Generationen ist jede dritte Frau kinderlos (vgl. Ftenakis 2001), bei Akademikerinnen sind es bei den unter 40-Jährigen gar über 40%, (Münz, In: Die Welt, 24.04.2001). Dies kann damit erklärt werden, dass Familie und Beruf für Frauen schwer zu vereinbaren sind. Dadurch ist

das durchschnittliche Alter bei der Geburt des ersten Kindes angestiegen. Die Entscheidung für ein Kind wird häufig zugunsten der beruflichen Laufbahn aufgeschoben.

1999 waren die Frauen bei der Geburt des ersten Kindes durchschnittlich 28,9 Jahre. Vor dreißig Jahren lag das Durchschnittsalter erst bei 24,9 Jahren (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.05.2001, nach BIB-Mitteilungen).

Eine Veränderung in der bisherigen Familienpolitik, die den Geburtenrückgang in Kauf nahm, wirkt sich erst langfristig aus. Schwarz (BIB-Mitteilungen 2000) skizziert folgende Perspektive:

Eine Gesellschaft, in der 40% der alt Gewordenen keine Kinder haben, wird in nicht vorstellbarem Umfang professionelle Betreuungs- und Pflegekräfte brauchen und vereinsamen. Dafür dürften jedoch weder genügend jüngere Menschen noch finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Massenhaft würden Familien aussterben und die Familiensysteme durch Verschwinden von Geschwistern und anderen Seitenverwandten schrumpfen.

Diese Darstellung mag übertrieben sein. Wahrscheinlich aber ist, dass die Zahl der älteren Menschen ohne Kinder und Enkelkinder zunimmt, was auch zu höheren Ausgaben der Pflegeversicherung führen wird (vgl. auch Deutscher Bundestag 2002, S. 230). Dies wird aber nicht die einzige Folge der Kinderlosigkeit sein. Kinderlose ältere Menschen müssen nicht vereinsamen, stehen aber vor der Aufgabe, andere soziale Netzwerke zu entwickeln. Dies kann eine verstärkte Außenorientierung bedeuten.

Schwarz (2000) stellt in seiner Untersuchung von 1998 des Weiteren fest:

Im Jahr 1972 waren von den 35- bis 39-jährigen Frauen nur 6,5% noch nicht verheiratet, waren also noch ledig. Inzwischen hat sich dieser Anteil mit 14,7% mehr als verdoppelt. Dagegen nahm der Anteil der verheirateten und mit ihrem Mann zusammen lebenden Frauen gleichen Alters von 88 auf 73% ab.

Bei einer Verstärkung dieser Entwicklung erwartet der Autor eine „Gesellschaft von Einzelgängern mit wechselnden mitmenschlichen Verbindungen ohne verlässliche Normen“. Auch diese Befürchtung kann übertrieben sein. Nicht berücksichtigt sind die nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften sowie der Umstand, dass auch Singles später dauerhafte Verbindungen eingehen können. Ein größerer Bedarf an Unterstützung bei der Entwicklung von sozialen Netzwerken älterer Menschen könnte allerdings durchaus entstehen.

Deutlich wird, dass die Bevölkerungsentwicklung auch die Altenpolitik und die Soziale Arbeit für ältere Menschen verändern wird. Mit einer Verschiebung der Probleme und Bedürfnisse ist zu rechnen. Bei älteren Männern und Frauen zwischen 50 und 65 Jahren könnten statt der Probleme der Arbeitslosigkeit und der Frühverrentung Probleme der beruflichen Reintegration im Vordergrund stehen. Dabei wird es nicht nur um die Suche nach einer neuen beruflichen Tätigkeit gehen. Die Frage nach einer neuen Arbeit wird verknüpft sein mit der Frage nach einer sinnvollen Gestaltung der weiteren Lebenszeit (vgl. Klehm und Müller 2002c, S. 239 ff.). Dies gilt besonders für Frauen, die nicht gezwungen sind, aus materiellen Gründen jeden „Job“ anzunehmen. Bei älteren Frauen könnte die Unterstützung bei der Entwicklung sozialer Netzwerke wichtiger werden.

3.4 Bürgerschaftliches Engagement, Selbstinitiativen, Bildung für ältere Menschen

In den neuen Bundesländern wird die Bedeutung der Arbeit mit älteren Menschen in den nächsten Jahren wachsen. Aufgrund der Abwanderung und des Geburtenrückgangs altert die Bevölkerung schneller als im Westen. Auch der Anteil der „jungen Alten“ zwischen 55 und 65 Jahren, die als Langzeitarbeitslose auf dem ersten Arbeitsmarkt kaum Chancen haben, wird in der Region kaum abnehmen, wenn sich die wirtschaftliche Situation nicht grundlegend verbessert. Hier kann erst in einigen Jahren eine Veränderung erwartet werden, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge auf den Arbeitsmarkt drängen. Die Aufgabe der Sozialarbeitswissenschaft ist es, sich auf diese Entwicklung einzustellen und entwicklungsweisende Konzepte zu entwickeln. Ansätze hierzu sind, Partizipation älterer Menschen zu stärken, indem Möglichkeiten für bürgerschaftliches Engagement entwickelt, Selbstinitiativen gestärkt und Vergesellschaftung Älterer über Bildung erleichtert werden.

3.4.1 Förderung bürgerschaftlichen Engagements

Bürgerschaftliches Engagement stellt eine Möglichkeit dar, erwerbsarbeitsfreie Zeit auszufüllen und sinnvoll zu gestalten. „Bürgerschaftliches Engagement ist die historische Wurzel der freien Wohlfahrtspflege. Sie wäre ohne das Engagement von Bürgerinnen und Bürger nicht existent (Stadler 2001, S. 7)“. In der Vergangenheit wiesen vor allem engagierte Frauen auf Probleme und Missstände hin und boten Unterstützung an, woraus eine Vielzahl von Organisationsformen entstand (vgl. Stadler 2001, S. 7). Heute stellen die Wohlfahrtsverbände große Dienstleistungsunternehmen mit einer Vielzahl von hauptamtlich Beschäftigten dar. Dadurch ist eine Spannung zwischen dem Verhältnis von hauptamtlicher sozialer Arbeit und bürgerschaftlichem Engagement entstanden. Biesecker (2001, S. 31) stellt fest:

Die aufgezeigten Strukturen (Abwertungs- und Hierarchisierungsprozesse) haben dazu geführt, dass sich die im Sinne von Erwerbsarbeit tätigen Menschen im Bereich der sozialen Arbeit, die so genannten Hauptamtlichen, von bürgerschaftlichen Engagierten in ihrer Position nicht unterstützt, sondern bedroht fühlen.

Im Gegensatz zu dieser Entwicklung sieht Biesecker (2001, S. 33) das bürgerschaftliche Engagement als eigenständigen Bereich: „Bürgerschaftliches Engagement ist eine ganz eigenständige Tätigkeit mit einer eigenen Produktivität – diese drückt sich in der Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens aus.“ Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Hauptberufliche Sozialarbeit kann bei der Rekrutierung und Motivierung bürgerschaftlich Engagierter unterstützend wirken und zur Selbstorganisation hinführen.

Die Wege und Motivationen zu einem solchen Engagement sind unterschiedlich. Einer ist die langfristige Selbstverpflichtung für eine soziale Organisation. Jakob (1993) benennt diesen Typ von Ehrenamt als „Biografische Kontinuität mit sozialer Ehrenamtlichkeit als Dienst- und Pflichterfüllung“. In diesen Fällen besteht meist eine starke religiöse oder weltanschauliche Bindung an eine Organisation, sei es die Kirche, die Gewerkschaftsbewegung oder eine Partei. In den neuen Bundesländern hat sich im Bereich der Wohlfahrtsverbände allein die Volkssolidarität behauptet.

Daher scheint für die Sozialarbeit der Typ „Realisierung eigener biografischer Themen mit ehrenamtlichen Tätigkeiten“ von besonderem Interesse zu sein (Jakob 1993). Wichtige bio-

grafische Themen und ehrenamtliches Engagement ergänzen sich hierbei. So motivierten zum Beispiel biografische Erfahrungen mit Anomie nach dem Zweiten Weltkrieg zu ehrenamtlicher Arbeit mit Strafgefangenen (vgl. Jakob 1993, 174 ff.). „Soziales Ehrenamt als Instrument der Suche nach biografischer Orientierung“ (Jakob 1993, 118 ff.) führt offenbar seltener zu längerem Engagement. Ist die biografische Orientierungskrise überwunden, entfällt auch die Notwendigkeit des Engagements. Bubolz-Lutz und Ruffin (2001) weisen darauf hin, dass für viele junge Alte ehrenamtliches Engagement nicht attraktiv genug sei, da diese fürchten, durch ehrenamtliche Arbeit vereinnahmt zu werden, ferner, dass Gleichgesinnte fehlten, es an Unterstützungs- und Fortbildungsmöglichkeiten mangle oder diese nicht bekannt seien. Hier könnte Sozialarbeit durch Gruppenarbeit und Weiterbildung unterstützend wirken. Modelle für eine solche Unterstützung bestehen bereits und sind erprobt (zum Beispiel das Modell „Schwungfeder“ in Augsburg, www.schwungfeder.de). Vermieden werden sollte jedoch eine Vereinnahmung durch die entsprechende Organisation. Ältere Menschen müssen nach Jahren häufig fremdbestimmter Erwerbsarbeit ihr soziales Engagement eigenständig bestimmen können. Daher sollten sich die Organisationen und Initiativen den ehrenamtlichen Helfern und Helferinnen anpassen: Hierzu sind die kleinen vermutlich eher in der Lage als die großen.

3.4.2 *Selbsthilfegruppen und Selbstinitiativgruppen*

Nach Braun u. a. (1992, S. XV) gab es 1991 ca. 50.000 Selbsthilfegruppen mit 1,9 Millionen Mitgliedern in den alten Bundesländern. Im Bereich der Altenselbsthilfe zählen Reggentin und Dettbarn-Reggentin (1992) 3600 Gruppen. In diesen Gruppen sehen die Autoren (1992, S. 4) eine Gemeinschaftsform, „in der die Teilnehmer im Unterschied zu den zumeist fremdgeleiteten Altenklubs und Altentreffs je nach Bedarf eine selbstgewählte Anzahl von Stunden tätig werden, deren Umfang dem einer Berufsausübung gleichkommen kann“. Die Grenzen zwischen bürgerschaftlichem Engagement und Selbsthilfe bzw. Selbstinitiative sind fließend, da sich viele Gruppen für andere engagieren. Dieses Engagement ist jedoch meist selbstbestimmt und nicht in eine größere Organisation eingebunden.

Altenselbsthilfe ist offensichtlich eine Gemeinschaftsform für Frauen:

Auffällig ist der hohe Frauenanteil in den ASHG (Altenselbsthilfegruppen, d. A.), der einen Durchschnitt von 73,5% ausmacht und in den Bereichen Politik und Beschäftigung/nachberufliche Tätigkeit mit noch rund 50% am niedrigsten liegt. Gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen (Parteien, Institutionen) stellen Frauen in den Gruppen auch die Mehrheit der Ansprechpersonen, zumeist der Vorstände (Reggentin und Dettbarn-Reggentin 1992, S. 4).

In traditionellen Gesellschaften, aber auch noch zu Anfang der Industrialisierung, kam es häufiger vor, dass Menschen ihr ganzes Leben in einer kleineren Gemeinde oder in einem Stadtviertel wohnten. Es bestanden vertraute Sozialzusammenhänge; wechselseitige Hilfe war üblich und erwartbar. Verbindliche religiöse oder andere weltanschauliche Sinnzusammenhänge boten Orientierung sowie Regeln und Rituale für wichtige Lebensereignisse (z. B. Trauerrituale). Diese Zusammenhänge lösen sich zunehmend auf oder verlieren an Verbindlichkeit. Im Vergleich zu früheren Zeiten ist die räumliche und soziale Mobilität deutlich gestiegen. Mehr Menschen als früher wechseln aus beruflichen Gründen ihren Wohnort, auch soziale Abstiege und Aufstiege sind häufiger. Fremdheit kann so entstehen. Kinder und Enkelkinder der älteren Menschen wohnen häufiger als früher nicht im gleichen Ort oder im gleichen Stadtviertel, so dass die Möglichkeiten der sozialen Unterstützung geringer sind.

Klehm (1996, S. 195) nennt drei Haupteffekte der sozialen Funktion von Selbsthilfegruppen: Social support, Companionship und Social convoy:

Der Haupteffekt des *social support*, der für unsere Arbeit interessiert, ist die soziale Integration der Teilnehmer/-innen und die Sinnstiftung, im und durch das Gruppennetzwerk für andere bedeutsam zu sein. Die zweite Funktion ist die der *sozialen Unterstützung* in sozialen Belastungssituationen (Puffereffekt). Sie reduziert Stress. Unter den Bedingungen von Gruppen mit Mitgliedern gleicher Betroffenheit, wie sie hier vorliegen, wirkt sich das im Regelfall so aus, dass ... Unterstützungsleistungen als gegenseitig und als emotional verbunden erlebt werden und damit als Verstärker in Richtung auf das, was die Teilnehmer/-innen mit „Freundschaft“ bezeichnen, wirkt ... Soziale Unterstützung ist ein wirksamer Schutz vor Destabilisierung durch kritische Lebensereignisse und Belastungen. *Companionship* verhindert Einsamkeitsgefühle und steigert das Wohlbefinden durch positive Impulse wie Entspannung, Humor und Zuneigung. Die dritte Funktion, die des „social convoy“, bezieht sich auf die Lebenslaufperspektive. (...) Der „social convoy“ (hilft – d. A.) den Individuen bei der Anpassung und Entwicklung in der Lebensspanne und leistet somit einen wesentlichen Beitrag zur individuellen Entwicklung und zu individuellem Wohlbefinden (Klehm 1996, S. 195. Hervorhebungen im Original).

Damit diese Effekte auch erreicht werden können, müssen in den Selbstinitiativgruppen vertraute und verlässliche Sozialbeziehungen entstehen. Eine reine Freizeitinitiative bliebe relativ instabil, da Interessen und Wünsche verändern oder Aktivitäten – wie zum Beispiel Wandern – aufgrund gesundheitlicher Probleme wegfallen können (vgl. Müller/Klehm 2002a, S. 10).

Die Arbeit von Altenselbstinitiativgruppen wird vom Bund, von den Ländern, den Kommunen und von Wohlfahrtsverbänden unterstützt, zum Beispiel, indem Kontaktstellen eingerichtet, Beratung angeboten und Weiterbildungsseminare gefördert werden. Ein Beispiel hierfür ist die Arbeit von ZWAR (vgl. Klehm 1996). Die ZWAR-Zentralstelle wird mit 6¾ Stellen für pädagogische Fachkräfte, zwei Verwaltungsangestellten und einem Hausmeister vom Land Nordrhein-Westfalen finanziert. Die Fachberater unterstützen im gesamten Landkreis Kommunen und Wohlfahrtsverbände bei der Gründung von Gruppen. Diese Gruppen werden in Stadtteilen in größeren Städten oder Kommunen gegründet und von einem Mitarbeiter bzw. einer Mitarbeiterin der Kommune oder des Wohlfahrtsverbandes über zwei Jahre beratend begleitet. Die Supervision dieser Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, als Gruppenbegleiter bezeichnet, übernehmen ZWAR-Fachberater. Die Stadtteilgruppen bilden wiederum Untergruppen nach den jeweiligen Interessen ihrer Mitglieder. Die ZWAR-Stadtteilgruppen sind in unterschiedlicher Weise miteinander vernetzt. In größeren Städten gibt es übergreifende Gruppen, z. B. eine „Zeitungs-“ oder „Theatergruppe“. In Gebieten, die etwa einem Regierungsbezirk entsprechen, finden Delegiertentreffen und Seminare statt, die von ZWAR-Fachberatern organisiert werden. Hier können auch mehrere Gruppen gemeinsame Unternehmungen planen und realisieren. Nach diesem Modell werden die Gruppen zur Selbstständigkeit hingeführt. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Weiterbildung in den Seminaren.

Mit dem bundesweiten Modellprogramm Erfahrungswissen für Initiativen (EFI) setzt das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend den Anspruch um, die Ressourcen älterer Menschen stärker zu nutzen und hat etwa 1000 „seniorTrainer“ ausgebildet, die ihre Erfahrungen weitergeben können. Sie starten neue Projekte und unterstützen solche, in denen ältere – aber auch jüngere – Menschen freiwillig aktiv werden. In allen Bereichen wird so das freiwillige Ehrenamt gestärkt, werden mit Unterstützung der Senioren-

büros, Freiwilligenagenturen und Selbsthilfekontaktstellen neue Verantwortungsrollen für Ältere unter der Bezeichnung "seniorTrainerin" erprobt.⁶⁴

Bei diesem Ansatz hat Sozialarbeit keine Funktion, handelt es sich doch um selbst organisierte Dienstleistungen, bei denen Ältere sich für Ältere und andere Altersgruppen engagieren.

3.4.3 *Bildung für ältere Menschen*

Bildungsangebote für ältere Menschen sind sehr vielfältig und reichen vom Seniorenstudium bis zu Lichtbildervorträgen. Eierdanz (1992, S. 168) bemängelt den inflationären Umgang mit dem Begriff, weil jeder Seniorennachmittag, jeder Lichtbildervortrag für alte Menschen, jedes Gedächtnistraining zu einer Veranstaltung der Altenbildung erklärt werde.

Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass sich die Fähigkeiten der 55- bis 70-jährigen Frauen und Männer so stark verringerten, dass besondere didaktische Konzepte erforderlich wären. Doch die Voraussetzungen sind andere. Im Jugend-, im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter ist Lernen notwendig, um eine qualifizierte berufliche Position zu erlangen und zu behalten. Bildung ist teilweise „Vorratslernen“ für die spätere Anwendung im Beruf. Für Rentner und für Männer und Frauen über 55 Jahre, die langzeitarbeitslos, im Ruhestand oder in der Altersteilzeit sind, gelten andere Notwendigkeiten. Hinzu kommt der Fakt einer „begrenzten Lebensperspektive“:

Wenn sich der lebenszeitliche Horizont absehbar verkürzt, wenn die Zukunft nicht mehr unbegrenzt offen ist, erhöht sich die Dringlichkeit des Gelernten. Der Lernprozess muss einen absehbaren Verlauf haben und das Lernziel subjektiv erreichbar erscheinen. Dies bedeutet auch, dass das Lernen mit Erfolgen verbunden sein muss, dass sein Erfolg nicht unbegrenzt aufschiebbar ist (Kade 2001, S. 39).

Erreichbare Lernziele erfordern didaktische und inhaltliche Bedingungen. Eine davon ist die „Teilnehmerorientierung“ (Derichs-Kunstmann 1996, S. 97). Die Teilnehmer müssen ihre Erfahrungen und Kompetenzen in den Lernprozess einbringen können. Bildung für Ältere kann nicht verordnet oder erzwungen werden, sie muss vielmehr an die subjektiven Bedürfnisse und Interessen der Lernenden anknüpfen und diese aufgreifen.

Als eine erfolgversprechende Lernmethode bietet sich generell, nicht nur im Rahmen der Bildung für ältere Menschen, die Moderation an, ein Verfahren, das Karin Klebert u. a. (1987) als „Teamdidaktik des Lernens in und mit Gruppen“ bezeichnen. Die Ziele des Lernprozesses werden von den Gruppenmitgliedern selbst entwickelt, z. B., indem durch Kartenabfragen Wünsche, Erwartungen und Interessen festgestellt und gewichtet werden. Einige dieser Techniken sind darauf ausgerichtet, eine gleichmäßigere Beteiligung der Gruppenmitglieder zu ermöglichen. So stellt Derichs-Kunstmann fest:

Die Ergebnisse der bisher vorliegenden Untersuchungen belegen, dass Männer die aktiveren Sprecher in gemischten Lerngruppen sind, während Frauen einen großen Teil der Gesprächsarbeit übernehmen, die auf die Gruppe gerichtet ist. Bei Frauen wird eine größere kooperative Orientierung festgestellt (Derichs-Kunstmann 1996, S. 99/100).

64 <http://www.efi-programm.de/dokumente/fachtagung/berlin06/Gesamtdokumentation.pdf>

Mittelfristig kann diese Methode zu selbstgesteuertem Lernen führen, indem sich die Teilnehmer die Moderationstechniken selbst aneignen und praktizieren.

Innerhalb dieses Rahmens lassen sich verschiedene Lerninhalte und Lernformen unterscheiden (vgl. Klehm, Müller, Remmers 2002, S. 30/31). Günstig ist es, wenn sich Themen und Ziele auf ein biografisch relevantes Thema beziehen, denn dieser Umstand führt zu biografischem Lernen. „Die Biografie nimmt in ihrer Bedeutung für das Lernen mit dem Lebensalter zu“ (Kade 1994a, S. 6, zitiert nach Kade 2001, S. 43). Die Reflexion der Lern- und Lebensgeschichte wird erst recht in der Altenbildung, die das Lernen des Älterwerdens zum Gegenstand hat, zu einer zentralen Ressource. Auch Schneider (1999, S. 991-1001) sieht in der Biografiearbeit eine wichtige pädagogische Aufgabe:

In der Biografiearbeit ziehen wir Bilanz, um Weiterentwicklung zu unterstützen. In der halb aktiven, halb passiven „Tätigkeit des Erinnerns – im „mittleren Modus“ – kann ich mir bewusst machen, wer ich war und mich selbst noch einmal im Rollenspiel identifizieren (Schneider 1999, S. 992).

Wenn die biografische Arbeit in einer Gruppe stattfindet, ist sie gleichzeitig eine Form von Beziehungsarbeit. Diese wiederum kann dazu beitragen, dass zwischen den Mitgliedern einer Gruppe oder eines Netzwerks vertraute und stabile Beziehungen entstehen, die auch zur wechselseitigen Unterstützung bei der Bewältigung alltäglicher und besonderer Probleme im Alter beitragen. Allerdings birgt die Konzentration des älteren Menschen auf seine Biografie nach Kade auch eine Gefahr in sich:

Die Kehrseite der Konzentration auf Wesentliches im Alter ist die zunehmende Egozentrik von Interessen, die Ältere dazu bewegt sich von allem abzuwenden, was ohne Selbstbezug ist, was persönlich nicht mehr von Interesse ist oder von der eigenen Erfahrung abweicht (Kade 2001, S. 40).

Einer solchen Egozentrik kann die soziale Gruppenarbeit entgegenwirken. Gelernt wird am Anderen und mit dem Anderen.

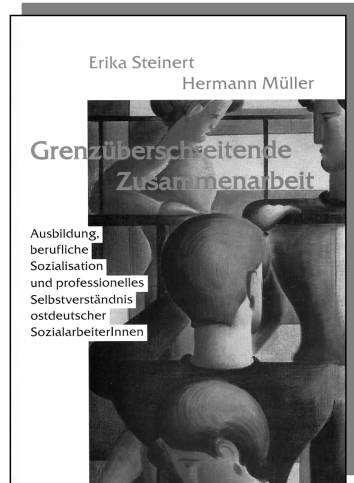
Die soziale Gruppenarbeit mit älteren Menschen hat in Westdeutschland eine längere Tradition. Gefördert wird mit dieser Arbeit ehrenamtliches Engagement, Selbsthilfe und Freizeitgestaltung für ältere Menschen. Es handelt sich in der Regel um präventive Sozialarbeit, die einem selbstbestimmten und produktiven Altern mehr Möglichkeiten eröffnen will.

Unsere Buchtipps

- Steinert, Erika / Müller, Hermann
Grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Ausbildung, berufliche Sozialisation und professionelles Selbstverständnis ostdeutscher SozialarbeiterInnen
2002, 284 S., ISBN 3-8255-0348-8, 30,50 €

Diese Publikation bezieht sich vor allem auf zwei Themenbereiche: auf das professionelle Selbstverständnis von ostdeutschen SozialarbeiterInnen und darauf, wie sie dieses – vor allem in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit polnischen und tschechischen KollegInnen – praktisch umsetzen. Vor dem Hintergrund professionstheoretischer Überlegungen werden insgesamt drei Bereiche untersucht: 1. die im Studium erworbene professionelle Identität, 2. die berufliche Sozialisation und die Bewältigung des Berufsalltags vor dem Hintergrund der individuellen Vorstellungen von Professionalität und 3. Wahrnehmungsmuster von Professionalität in der Zusammenarbeit mit polnischen und tschechischen KollegInnen sowie Bewältigungsstrategien im Umgang mit dabei entstehenden Problemen. Befragt wurden diplomierte Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die über Erfahrungen in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit verfügen. Die Auswertung beinhaltet Einzelfallstudien und Fallvergleiche.

Mit dieser Publikation wird erstmalig Soziale Arbeit in den neuen Bundesländern und grenzüberschreitende Zusammenarbeit dort mit den osteuropäischen Nachbarn qualitativ untersucht. Für Studierende als auch für DozentInnen und PraktikerInnen der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und angrenzender Berufe bietet sie einen Fundus an reichhaltigem Informationsmaterial und Analysen. Fallstudien informieren darüber hinaus interessierte Leser und Leserinnen über den Alltag der Untersuchungsgruppe in der Wende und Nachwendezeit.



- Zundel, Ingrid: **Kommunitarismus in einer alternden Gesellschaft.** Neue Lebensentwürfe Älterer in Tauschsystemen
2006, 290 S., ISBN 3-8255-0602-9, 24,90 €
- Wehrich, Margit: **Kursbestimmungen.** Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß
1998, 524 S., ISBN 3-8255-0210-4, 20,35 €

